NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07437345 1

(Ehrmann)
QOL

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

n. Mann von der Inſel Sandwich

Man(n)n.

Beytrag

zu einer redenden

Naturlehre

und

Physiognomik

der Menschheit.

ASTOR LIBRARY NEW YORK

Mit Kupfern.

Nürnberg,
bei C. Weigel = und Schneider.
1786.

NEW YORK
PUBLIC
LIBRARY

Digitized by Google

Vorrede.

Vor vier Jahren gab Hr. Fr. Ekkard in Koppenhagen, (damals noch zu Göttingen) in eben dieser Verlagshandlung eine neue Sammlung Indiſcher Völker heraus, welche Beifall fand, ob ſie ſchon blos die hier zuerſt abgedruckten zwölf Abbildungen enthielt, die nach Originalzeichnungen geſtochen worden. Ein Verwandter des ehemaligen Artillerieofficiers J. W. Vogel, theilte ſie Hrn. Ekkard mit, der ſie für ſeine 1704. zu Altenburg (aber ohne Kupfer) herausgegebene zehnjährige Oſtindianiſche Reiſe-

beschreibung bestimmt hatte. Da von erwehnter Sammlung eine neue Auflage erforderlich war, so gab dieses Gelegenheit, nicht nur erstere zu erweitern, sondern auch mehrere Abbildungen fremder Völker, in selbige aufzunehmen.

Die neuesten Entdekungen eines Cooke, Ellis, Forster, Meiners, Sonnerat, Marion, Hüst, Tiefenthaler, Kämpfer, Cranz, u. a. m. geben erwünschte Nachrichten an die Hand, wodurch man den Unterschied zwischen so genannten Morgen- und Abendländern und deren Bewohner näher erkennen lernet.

Die Abbildungen, die wir diesesmal geben, konnten freilich für ihren wohlfeilen Preiß, keine le Brünsche Charaktergesichter seyn; jedoch werden sie dem Wunsche vieler Leute von eingeschrenktem Vermögen entsprechen, gute, deutliche, nach Originalzeichnungen

gen gestochene Abbildungen in wohlfeilen Preißen zu besitzen.

In den Kosmologischen Unterhaltungen sind Nord-Asiater unter dem unrichtigen Namen Tatarn (Tab. II. F) und weniger Ostindier, wozu auch Sineser gerechnet sind, (Tab. II. C) abgebildet.

Beschreibungen dazu dünkten dem Hrn. Verfasser nicht nöthig, weil die Bilder vor Augen liegen; Und dennoch scheinen solche für manche Junge und Alte, in so weit wünschenswerth, damit sie die eigenen Namen der Kleidungsstücke, der Waffen und der Materialien woraus alle gemacht sind, besonders aber ihre Charaktere kennen lernen, wenn solche schon in größern Büchern stehen. Da aber viele solcher Namen bis jetzt noch nicht aufgezeichnet sind; so können wir ihre Neubegierde auch nicht hinlänglich befriedigen: Wir werden aber bey einer Fortsetzung künftig darauf bedacht seyn.

Im Vorbeygehen wollen wir auch hier, ein paar Abbildungen in den Kosmologischen Unterhaltungen beschreiben; um eine vollständigere Kenntniß der sogenannten Ostindier, und anderer Völker zu befördern.

Durch mehrere dergleichen Untersuchungen, wird nun wohl die Meynung der Philosophen bestättigt werden (man sehe Herders Ideen) daß alle Völker übel und wohl gebildete Zwerge und Riesen, träge und muntere, sanfte und wilde, von noch so verschiedenen Charakteren, so vielfältig sie auch sind, dennoch alle aus einer Wurzel und von einem einzigen Adam entstanden seyn können.

Der Herausgeber.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY.

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Ein Man-tschu.

1. Ein Man-Tschu.

Der erste hier abgebildete Mann ist ein **Man-Tschu**, einer aus dem kriegerischen Volke, das vor mehr als 100 Jahren das uralte Reich Sina eroberte. Alle sollen wohlgebildet, und theils schön seyn. Das Gesicht in unserm Originalgemälde hat rothe Wangen, ist also vermuthlich auch an Farbe der Haut den Nordeuropäern ähnlicher, als andre Süd- oder Ost-Asiater. Den über den Mund herabhängenden **Zwickelbart** tragen auch die Mongolen und Tatarn. Das Haupthaar läßt ein **Man-Tschu**, bis auf einen hintern **Schopf**, wegscheeren; und trägt darüber eine runde Dachförmige **Mütze**. Sein **Unterkleid** hat ange Aermel mit zugespitzten Aufschlägen vor den Handknöcheln; und wie ein Hemd hängt es bis an die Knie. Das **Oberkleid** hat weitere Aermel, die nur bis zum Ellenbogen reichen; es läßt den Hals bloß, und

hängt nicht weit über die Hüften. Der Gürtel trägt zur Linken einen breiten Ellen-langen Säbel; und von der linken Schulter hängt ein Wehrgehäng mit Pfeilköcher und Bogen zur Rechten hinterwärts herab. Die Hosen reichen so tief über die Knie, daß die kurzen Stiefel darüber hinauf gezogen werden; deren Schäfte überall gleich weit, und die Schuhe in grosse Schnäbel auslaufen.

2. Ein Perser.

Der Perser trägt auch lange Hosen und kurze Stiefel; leztre aber schliessen zierlich an die Beine und Füsse, und sind gewöhnlich von gelbem Safian, welches Leder hier am schönsten und dauerhaftesten gefärbt wird. Die Weste, Cabai, mit langen Aermeln und zugespizten Aufschlägen, reicht fast bis an die Knie; und an ihrem Gürtel hängt ein kurzer breiter Säbel. Hierüber ein weiterer Rock, Courdi, bis an die Knie, mit kurzen Aermeln; welche sowol als die Länge des Rocks, mit Knopflöchern und Borten besezt sind. Wider Kälte dient zuweilen ein längerer Rock mit Aermeln, Cadebi, mit Marderfellen bebrämet, oder auch ganz gefüttert. Sonst trägt ein Perser den Hals nackt, über dem Munde einen Stuzbart, das Haupthaar beschoren, und darüber eine grosse gewickelte Kopfhülle, Tulban, von weisser Leinwand, deren durchgezogne Enden oft reich gestickt sind, und woran

vorne

Ein Perſer.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY.

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

vorne ein Reigerbusch durch einen kostbaren Knopf bevestigt ist. Der unsre trägt einen Stab, an dem oben ein scharfes Eisen zu seyn scheint. — Uebrigens hat dieses Volk feinere Sitten und Ausdrücke im Sprechen, als alle andre Nord-Asiater; und ist auch in Künsten geschickter, besonders in Stickerey, worin sie die Pracht am weitesten treiben. Denn sogar die Decken ihrer Fußböden sind schön, und theils kostbar; und hierauf sitzen sie fast beständig, mit kreuzweise über einander geschlagenen Beinen, die dann nur mit Strümpfen bekleidet, oder nur mit leinenen Streifen umwickelt sind. In ihrer Bildung ist Würde und Schönheit verbunden; zur einen Seite liegt Tschirkaßien, die Mutter der Schönheit; zur andern Seite des Kaspischen Meers wohnen tatarische Stämme, die sich in ihrem schönen Klima auch schon zur Wohlgestalt gebildet haben. Indien liegt zur Rechten, woraus sowohl als aus Tschirkaßien erkaufte Mädchen das Geblüt der Perser verschönet haben. Ihre Gemüthsart gereichet dem menschlichen Geschlecht zur Zierde: ihr leichter durchdringender Verstand, ihre fruchtbare und lebhafte Einbildungskraft, nebst ihrem biegsamen höflichen Wesen, ihrem Hange zur Eitelkeit, zur Pracht, zur Freude, ja zur romantischen Liebe, sind vielleicht die erlesensten Eigenschaften zum Gleichgewicht menschlicher Neigungen und Züge. Der Perser liebet schöne Gewohnheiten,

welche die Wohlgestalt des Körpers erheben. Der wollüstige Perser salbet, der romantische theilt seine Zeit in Ergötzungen und Spiele, er färbt sein Augenbraun, kleidet sich in eine den Wuchs erhebende Kleidung. Er besitzt schöne Wohlgestalt, sanftes Gleichgewicht der Neigungen und Seelenkräfte.

3 u. 4. Ein Nair und seine Frau.

Ein Naher oder Nair, das ist, ein Adlicher auf der Küste Malabar, mit seiner Frau. Dieses braune Volk, in einem der heissesten Erdstriche, soll vorzüglich schön gebildet seyn. Der Mann in unserm Original hat zwar einen langen schiefen Hals; das kann aber wohl von schlechter Zeichnung kommen. Vielleicht gehört es dort auch mit zur Schönheit, den Hals lang zu recken; so wie man es mit den Ohren macht, deren Lappen fast bis auf die Schultern herabhängen müssen. Unser Nair trägt einen starken Bart am Kinne; und eine Art von Tulban, dessen Enden hinten herabhängen. Die Frau hat ihr Haar Schneckenförmig aufgebunden; und trägt keine weitere Bekleidung, als eine Art von Hose bis auf die halben Lenden, und ein grösseres Gewand über beide Schultern, das Kehle und Brust bloß läßt, über den Hüften durch einen Gürtel gehalten wird, und etwas tiefer herabhängt, indem die Enden zierlich rund gezackt sind, (wenn anders die hangenden Zacken nicht ein besonderer

Schurz

Ein Naher oder Nair.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY.

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Die Frau eines Nair.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY.

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

NEW YORK
PUBLIC LIBRARY.

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Ein Singalees.

Schurz sind, denn hievon steht nichts aufgezeichnet.) Der Mann trägt bloß um die Hüften einen Schurz; am Gürtel einen breiten Säbel; und zum Gefechte einen länglich runden Schild am linken Arme. — Aus diesem Adel bestehn übrigens nicht nur die Leibwache dortiger Fürsten, sondern auch die Bedeckungen der Reisenden, die für geringen Sold sich auf die standhafteste Treue ihres Beschützers verlassen können. Die Nairs machen den Kriegsstand aus; sie gehen immer bewafnet, und unterscheiden sich von den übrigen, durch ihr grobes trotziges wesen. Die jungen Mädchen tragen bis zur Mannbarkeit den Busen blos, dann aber bedeckt, doch entblösen sie ihn aus Höflichkeit gegen Europäer und Leute von einer vornehmen Klasse. Die Verheyratheten aber haben ihn stets entblößt.

5. Ein Singalees.

Ein Singalees, oder Bewohner der grossen Zimmetinsel Selan, ist auch wohlgebildet, und soll Europäern ähnlicher sehen, als die übrigen Völker Indiens. Er trägt eine Hose bis auf die halbe Lende; und läßt vom Gürtel viele Schleifen und Enden Tuch herabhängen. Hierüber eine kurze ange Weste mit angen Aermeln; und zur Linken einen sehr kleinen Säbel. Eine Lanze ist sein Gewehr; und eine spitzige Mütze seine ganze Kopfzierde. Uebrigens ist

dieses

dieſes Volk reinlich, keuſch, ernſt und ſtolz; aber auch ſehr höflich.

6 und 7. Ein Malaier und ſeine Frau.

Ein Malaier von der ſogenannten goldnen Halbinſel Malacca, mit ſeiner Frau. Ein ſolcher Mann trägt Hoſen bis auf die Waden und darüber einen Schurz, deſſen Schleife zur Linken und die Enden des Tuchs vorne lang herunter hängen: im Gürtel aber zur Rechten einen geflammten Degen, Kris. Eine kurze weite Weſte mit weiten Aermeln, vor der Bruſt offen, macht ſeine übrige ganze Kleidung aus. Im linken Arme trägt er gewöhnlich ein Paar Lanzen und am Arme einen länglichrunden Schild. Das herabhängende ſchwarze Haupthaar iſt mit einer groſſen gewundenen Kattunbinde umbunden, wovon eine Schleife mit langen Enden zur Linken herabhängt. — Die Frau bindet ihr Haar bloß in zwey Knollen hinten zuſammen. Ein weites Wammes mit langen Aermeln hängt ihr bis über die Hüften; und über die linke Schulter hängt ein langes Kattuntuch, das vermuthlich zuweilen zum Schleier dienet. Ihre Hoſe reicht bis unter die Waden; und darüber hängt ein kürzerer Schurz, auch wohl deren zwey. — Uebrigens käuet man hier zum Vergnügen Betelblätter, und die Männer rauchen Taback aus langen lackirten Röhren

mit

Ein Malaier.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY.
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Eine Malaierinn.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY.

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

mit steinernen Köpfen. Sie sind sehr schlau im Handel; und die erfahrensten Schiffer und Fischer, mit deren Fahrzeugen auch Europäer in dortigen Inselmeeren kurze Reisen machen. Ihre gemeinen Kriegsleute tragen länglichte platte Mützen: deren Anführer aber Helme mit Federbüschen, auch vorne mit Büffelshörnern. Die Malayer sind stark zur Empörung geneigt; die von Natur schon wilden Malayen lieben sehr das Opium, dieses Getränk machet sie rasend; wenn sie eine gewisse Menge davon genossen, so sind sie ganz Auſſer sich, und gehen in den Tod; welches man Tollheit nennen könnte. Sie laufen durch die Gassen mit einem Messer in der Hand, und schreien Amok; d. i. ich bringe alles um! In diesem Zustande stehen ihnen die Augen voll Feuer aus dem Kopf hervor, der Mund schäumt, sie werfen mit beyden Armen um sich, und tödeten alles, was ihnen in den Weg kommt. Jedermann fliehet, man schließet die Thüren vor ihnen zu; wenn der Gouverneur ein Detaschement gegen sie beordert, so stürzen sie sich, ehe sie den unvermeidlichen Tod ausweichen, aus Tollheit in die Bayonetten, bis sie tod niederfallen. Man findet in Malakka wirkliche Menschenfresser, und noch eine andere Art Geschöpfe, die weiter nichts als die Gestalt vom Menschen haben. Sie halten sich auf Bäumen auf, und wenn jemand vorbey gehet, so kommen sie herab, und fressen ihn.

Es ist zu verwundern wie die Holländer mit ihnen auskommen können. Die Sprache der Wilden ist unbekannt. Die Sprache der übrigen Maleyen aber ist die sanfteste von der Welt.

8. 9 u. 10. Ein Dsjavaner mit seiner Frau, und noch eine reichere Dsjavanerinn aus Batavia.

Das Paar in den Kosmologischen Unterhaltungen Tab. II. C. 1. 1. scheint noch reicher, oder mehr Europäisch gekleidet: aber auch vielleicht zu sehr verschönert.) Sie sind fast den Malaiern gleich gekleidet: nur gehen Aermere auch mit dem Oberleibe und den Armen nackt. Der Mann trägt zur Rechten im Gürtel den Kris, oder geflammten Dolch, und in der Hand eine Lanze mit geflammter Spitze. Einen Schild hat der unsre nicht: sondern nur eine platte Korbförmige Mütze. Dieses Volk käuet auch gern Betel, und ist in der Schiffahrt geschickt; seine schnellen halbmondförmigen Fahrzeuge nennen die Niederländer Vliegers.

Ein Dsjavaner.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY.

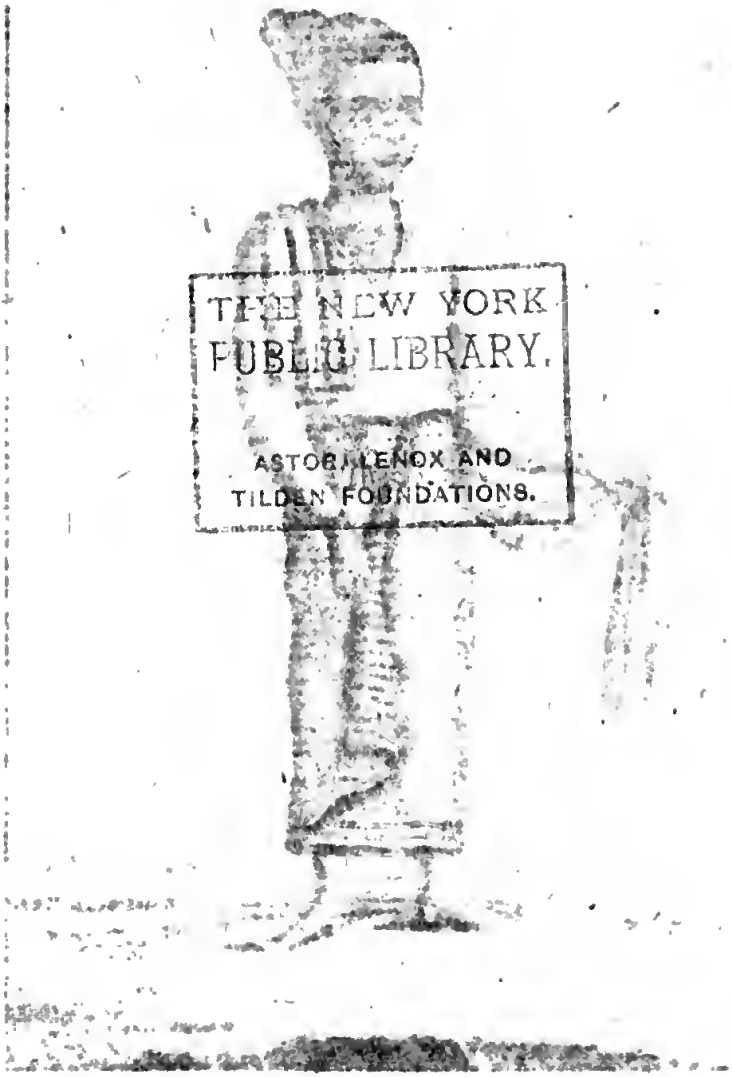
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Eine Dsjavanerinn.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY.

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

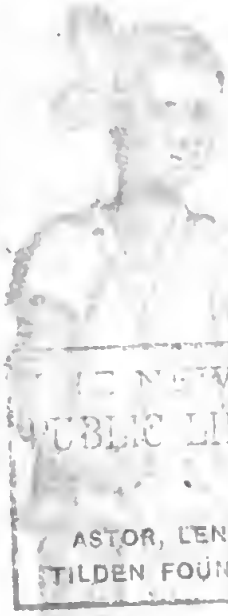
Eine Frau zu Batavia.


THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY.
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY.

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Ein Macassar.



THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Eine Macassarinn.

11 u. 12. Ein Macaſſer mit ſeiner Frau.

Ein Macaſſar, oder Bewohner der Inſel Celebes, mit ſeiner Frau. Letztre unterſcheidet ſich von der Malaierinn nur durch einen weitern Schurz, und durch den Mangel der Aermel. Der Mann aber trägt bloß einen Schurz bis auf die Waden; im Gürtel zur Linken einen kurzen breiten Säbel oder Dolch; am linken Arme einen länglichrunden Schild, und in der Rechten eine Lanze. Sein ſtarkes ſchwarzes Haupthaar hängt bis in die Kniekehle herunter; und darüber trägt er eine länglichte, platte, Korbförmige Mütze. Uebrigens färbt dieſes Volk ſich die Nägel und Zäne roth, letztre auch wohl grün; Vornehmere ſollen auch gar ſilberne und goldne Zäne ſtatt der natürlichen tragen. Die Frauen hängen auch, am erſten Morgen nach ihrer Hochzeit, goldne Halsketten um, als Geſchenke ihrer Männer; und ſind ſehr häuslich, treiben auch allein allen Handel auf den Marktplätzen, wodurch Männer ſich äuſerſt beſchimpfen würden. — Sonſt giebt es auch wilde Macaſſars, mit einem Kattunkranze um den Kopf, einem kurzen Schurze, und einem Pfeilköcher im Gürtel. Hierin tragen ſie Pfeile mit einem Korkknopfe, vorne mit einem Fiſchzahne bewafnet; die ſie in den triefenden Saft gewiſſer Tannzapfen tunken, wovon ſolche beſtändig

giftig

giftig bleiben, und durch Blasröhre verschossen werden; womit diese Wilden auf 4 Ruthen Weite sicher treffen.

13. Ein Amboineser.

Ein Amboineser, oder Bewohner der Moluckischen Insel Amboina, dessen Beschreibung wir noch jenen andrer Inselbewohner beyfügen: weil er in den Kosmologischen Unterhaltungen (Tab. II. c. 2.) schön abgebildet ist. Er trägt weite Hosen, mit einem Gürtel an ein kurzes Wams mit ängen Aermeln bevestiget. Sein Haar flattert, und ist mit Kattuntüchern oben umhüllet, deren, mit Perlen besezte, Enden herabhängen. Sein Schild ist viereckicht, fast zwey Ellen lang, und mit Buckeln oder Nägeln beschlagen. Am Kopfe seines kurzen breiten Säbels hängt ein Haarschopf, vermuthlich eines überwundnen Feindes. — Eine Amboneserinn trägt ein Pannebaytje oder dünnes Kleid um den Leib, und ein Kattuntuch um die Schultern; die Arme aber nackt. Die Bewohner der Molukkischen Inseln sind überhaupt sehr schwarzgelb, und haben viel von den Malayen, von denen sie abzustammen scheinen, sie haben die Sprache und Sitten derselben, sind wie jene nicht sehr beherzt, aber doch grausam und wild, vielleicht ist hieran ihre einsame Lebensart Schuld, denn sie schweifen, um der Sklaverey der Holländer zu entgehen, in den Wäldern herum.

Wie

Ein Amboineſer.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY.

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Wie glücklich könnte Indostan seyn, wenn nicht Menschenhände sich vereinigt hätten, den Garten der Natur zu verwüsten und die unschuldigste der Menschengestalten mit Aberglauben und Unterdrückung zu quälen. Die Hindus sind der sanftmüthigste Stamm der Menschen. Kein Lebendiges beleidigen sie gern: sie ehren was Leben bringt und nähren sich mit der unschuldigsten Speise, der Milch, dem Reis, den Baumfrüchten, den gesunden Kräutern, die ihnen ihr Mutterland darbeut. Ihre Gestalt, sagt ein neuer Reisender, ist gerade, schlank und schön, ihre Glieder fein proportionirt, ihre Finger lang und zarttastend, ihr Gesicht offen und gefällig, die Züge desselben sind bey dem weiblichen Geschlecht die zartesten Linien der Schönheit, bey dem männlichen einer männlich-sanften Seele. Ihr Gang und ihr ganzes Tragen des Körpers ist im höchsten Grad anmuthig und reizend. Die Beine und Schenkel, die in allen nordöstlichen Ländern litten oder Affenartig verkürzt waren, verlängern sich hier und tragen eine sprießende Menschenschönheit. Selbst die Mogolische Bildung, die sich mit diesem Geschlecht vermählte, hat sich in Würde und Freundlichkeit verwandelt. Und wie die Leibesgestalt, ist auch die ursprüngliche Gestalt ihres Geistes; ja so fern man sie ohne den Druck des Aberglaubens oder der Sklaverei betrachtet, ihre Lebensweise. Mäßigkeit und Ruhe, ein sanftes Gefühl und eine stille

Tiefe der Seele bezeichnen ihre Arbeit und ihren Genuß, ihre Sittenlehre und Mythologie, ihre Künste und selbst ihre Duldsamkeit unter dem äußersten Joch der Menschheit. Glückliche Lämmer, warum konntet ihr nicht auf eurer Aue der Natur ungestört und sorglos weiden?

Von der Gewohnheit der Bramanen in Bengalen die Wittwen mit den Leichen ihrer Männer zu verbrennen.

Herr Fontana ein Cremoneser von Geburt, und gelehrter Wundarzt bey der Englisch-Ostindischen Gesellschaft zu Calcutta, schrieb nachfolgenden Brief an einen seiner Freunde in Livorno.

Calcutta, den 29. Jan. 1785.

Ich bin nun durch den Augenschein überzeugt worden, daß die sonderbare Gewohnheit der Weiber der Bramanen, sich zu ihren verstorbenen Männern auf den Scheiterhaufen zu legen, und mit ihnen verbrennen zu lassen, ganz und gar nicht abgekommen ist.

Am 25. Nov. 1784. habe ich selbst ein solches trauriges Schauspiel mit angesehen. Der unvermuthete Tod eines Bramanen brachte seine Frau zu dem Entschlusse, sich mit ihm verbrennen zu lassen: eine Person, die ohngefähr acht und zwanzig Jahr alt seyn mochte, und sehr gesund und schön aussahe.

ausſahe. Gegen Sonnenuntergang verſammelten ſich alle Verwandte, Freunde, Nachbarn, und Bekannte im Hauſe des Verſtorbenen. Man trug die Leiche ans Ufer des Flußes. Jeder Anweſende bemühte ſich bey der Vollziehung des Opfers geſchäftig zu ſeyn. Einer trug Holz zu, der andere baute den Scheiderhaufen, andere warfen brennbare Sachen daeauf, und andere waren um die Frau beſchäftiget, ſprachen ihr Muth ein, und reichten ihr Betel und einen Trunk eines mit Opium vermiſchten Getränkes nach dem andern. Nachdem ſich nun die Frau in dem Fluße gewaſchen hatte, kehrte ſie zum Holzſtoß zurück, wo ſie eine Zeitlang zu den Füßen der Leiche ſtehen blieb.

Dieſe wurde nun auf dem Scheiterhaufen gelegt und mit Reis, Butter, Früchten, Betel und andern Lebensmitteln verſorgt. Unterdeſſen legte die Witwe alle ihre Oberkleider ab, und theilte ſie in kleinen Stücken unter die um ſie verſammelten Leute aus; welche begierig darnach ſtrebten, und ſie als Heiligthümer aufbewahrten. Darauf beſtieg ſie den Holzſtoß, legte ſich nach einigen Ausrufungen nieder, und wurde mit etlichen Stricken feſt auf den todten Leichnam ihres Mannes gebunden. Nun legte man noch eine Lage von Scheitern über beyde her, und ehe das Feuer angezündet wurde, fieng der umſtehende Haufe an zu heulen, und heulte, ſo wie die Flamme zunahm immer ſtärker: ſo daß man das

Wehklagen des Schlachtopfers nicht vernehmen konnte.

Damit dieses, wenn die Stricke verbrennen, nicht etwa, wie es möglich wäre, sich der Opferung entziehen könnte, werden zwey lange Stangen über den Scheiterhaufen gelegt, und so fest angezogen, daß es liegen bleiben und sich in Asche verwandeln lassen muß.

Gleichwohl ist diese religiöse Schwärmerey im Schaster oder dem Bramaschen Gesetzbuche nicht als ein unbedingter Befehl: sondern blos in gemäßigten und bedingungsweisen Ausdrücken vorgetragen, mit der Verheißung einer den Qualen der Märtyrerin angemessenen Belohnung. Es heißt: "Es macht dem Weibe Ehre, sich mit der Leiche ihres Mannes zu verbrennen. — Jede Frau, die sich so verbrennt, wird in Elisium 350 tausend Jahre mit ihren Manne glücklich leben. — Kann sie sich dazu nicht entschließen, so muß sie für ihr übriges Leben das Gebot der Keuschheit halten; und verlezt sie es, so warten ewige Qualen auf sie." Doch leidet dieses auch einige Einschränkungen. Ist diese Frau schwanger, so darf sie sich nicht verbrennen. Ist der Mann an einem entfernten Orte gestorben: so darf sie es auch nicht thun; wenn sie nicht wenigstens seinen Turban und seinen Gürtel herbeyschaft, um dieses bey der Aufopferung mit auf den Scheiterhaufen zu legen. Hinterläßt der Mann unerzo-

gene Kinder, so darf die Frau den Scheiterhaufen auch nicht besteigen. Dergleichen Ausnahmen giebt es noch mehr, welche sie, wie andere Geheimnisse ihrer Religion geheim halten.

Nach europäischen Begriffen ist diese Gewohnheit zwar fürchterlich, nach obigen Gesetz und nach indischen Sitten aber läßt es sich leichter erklären. Es ist nemlich unter den vornehmen und indischen Adel Sitte, die für einander bestimmten Eheleute in der zartesten Jugend zu versprechen, und die Mädchen sehen bis in ihr zwölftes Jahr, allwo sie heyrathen, keinen andern Mann, als den, der für sie bestimmt war. In der Ehe ist häusliche Einsamkeit die vornehmste Tugend einer indischen Frau, und das Gesetz verbietet ihr, mit fremden Mannspersonen, ausser betagten Männern, zu reden, in fremde Häuser zu gehen, oder sich vor die Thüre zu stellen. Auch wenn der Mann verreißt oder abwesend ist, darf sie sich nicht öffentlich zeigen, sich nicht mit Jubelen oder Puzwerk zieren, auch nicht einmal sich im Spiegel beschauen. Die Ruhe ist dieser Nation das höchste Vergnügen, sie wird ihnen in ihren heiligen Büchern empfohlen, wo es heißt: Sitzen ist besser als Gehen, und Liegen besser als Sitzen; Schlafen besser als Wachen, und der Tod allem übrigen vorzuziehen.

Ein jeder Bramane macht nach seiner Phantasie eine andere Auslegung des Gesetzbuchs, so wie ohn-

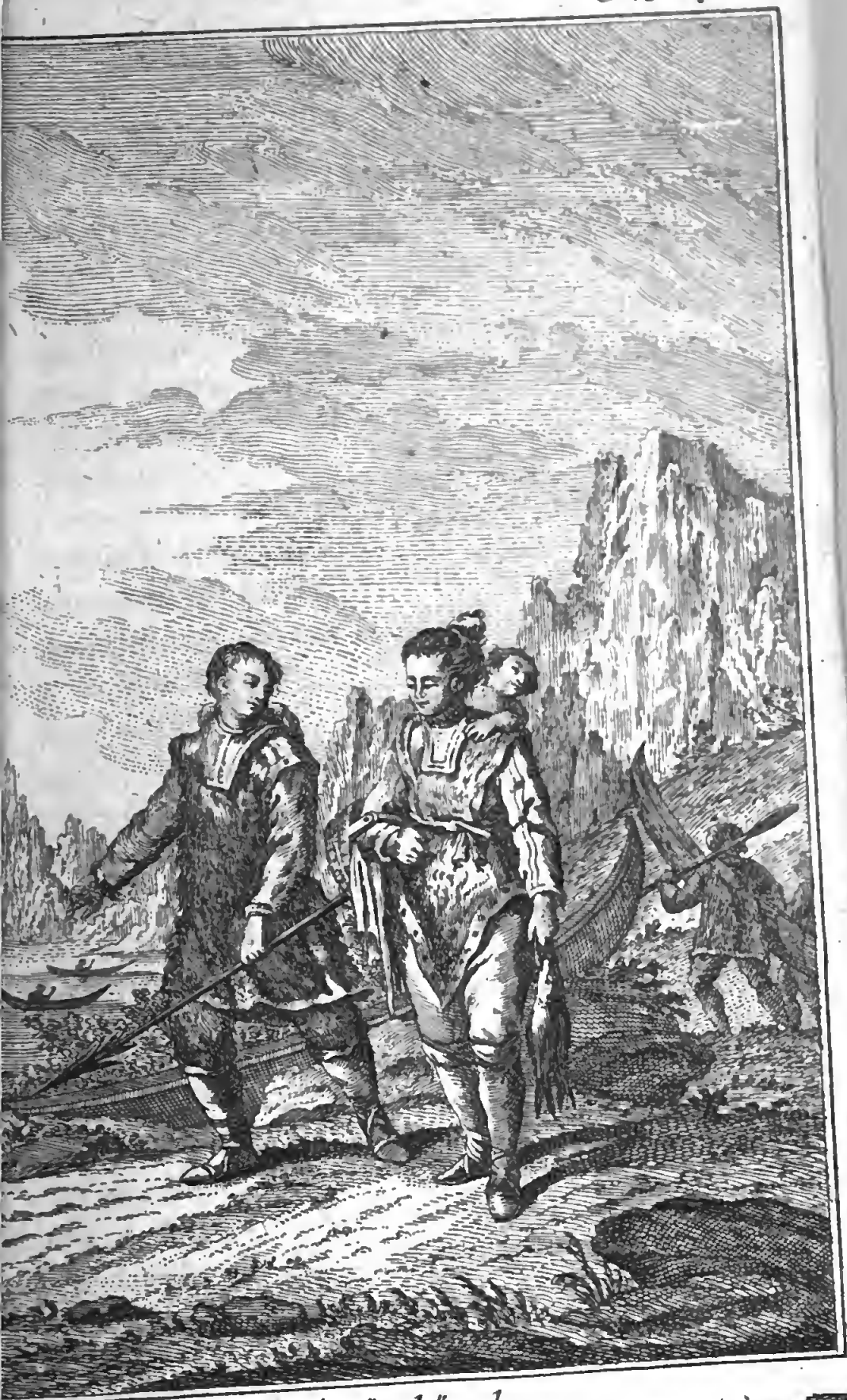
gefähr bey unſeren Theologen ein jeder ſein eigen Syſtem hat.

Bey den Nairen hingegen kann eine Frau auf zwölf Männer nehmen, welche Frau und Kinder gemeinſchaftlich erhalten. Wenn einer von dieſen kriegeriſchen Helden (man ſehe das 3te und 4te Kupfer hiebey) ſeinen Beſuch bey der Frau ablegt, läßt jeder, ſo lange er bey ihr im Hauſe iſt, ſein Schild und Schwerdt vor der Thüre, damit keine Streitigkeiten entſtehen.

14. Der Grönländer.

Der Grönländer bleibt meiſtens unter fünf Fuß und die Eskmos ſeine Brüder, werden kleiner, je weiter ſie nach Norden wohnen. Die Kälte hat den Körper der Völker des Nordpols etwas zuſammen gedrückt, und den Umlauf ſeines Bluts gleichſam verengt. Da aber die Lebenskraft von innen herauswirkt: ſo erſetzte ſie ihm an warmer und zäher Dichtigkeit, was ſie ihm an emporſtrebender Länge nicht geben konnte. Sein Kopf ward in Verhältniß des Körpers groß, das Geſicht breit und platt, weil die Natur, die nur in der Mäßigung und Mitte zwiſchen zwey Extremen ſchön wirket, hier noch kein ſanftes Oval ründen und inſonderheit die Zierde des Geſichts und wenn ich ſo ſagen darf den Balken der Waage, die Naſe, noch nicht hervortreten laſſen konnte. Da die Backen die größere Breite des

Geſichts



die Grönländer.

der.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY.

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Gesichts einnahmen, so ward der Mund klein und rund: die Haare blieben sträubig, weil weiche und seidene Haare zu bilden, es an feinem, emporgetriebenen Saft fehlte: das Auge blieb unbeseelt. Gleichergestalt formten sich starke Schultern und breite Glieder, der Leib ward blutreich und fleischig; nur Hände und Füße blieben klein und zart, gleichsam die Sprossen und äußersten Theile der Bildung. Wie die äußere Gestalt, so verhält sich auch von innen die Reizbarkeit und Oekonomie der Säfte. Das Blut fließt träger und das Herz schlägt matter; daher hier der schwächere Geschlechtstrieb, dessen Reize mit der zunehmenden Wärme anderer Länder, so ungeheuer wachsen. Spät erwachet derselbe: die Unverheiratheten leben züchtig und die Weiber müssen zur beschwerlichen Ehe fast gezwungen werden. Sie gebähren weniger, so daß sie die vielgebährenden lüsternen Europäer mit den Hunden vergleichen: in ihrer Ehe, so wie in ihrer ganzen Lebensart herrscht eine stille Sittsamkeit, ein zähes Einhalten der Affekten. Unfühlbar für jene Reizungen, mit denen ein wärmeres Klima auch flüchtigere Lebensgeister bildet, leben und sterben sie still und verträglich, gleichgültig, vergnügt und nur aus Nothdurft thätig. Der Vater erzieht seinen Sohn mit und zu jener gefaßten Gleichgültigkeit, die sie für die Tugend und Glückseligkeit des Lebens achten und die Mutter säugt ihr Kind lange und mit aller

tiefen, zähen Liebe der Mutterthiere. Was ihnen die Natur an Reiz und Elasticität der Fibern versagt hat, hat sie ihnen an nachhaltender, daurender Stärke gegeben und sie mit jener wärmenden Fettigkeit, mit jenem Reichthum an Blut, der ihren Aushauch selbst in eingeschloßnen Gebäuden erstickend warm macht, umkleidet.

Mich dünkt, es ist niemand, der hiebey nicht die einförmige Hand der organisirenden Schöpferin, die in allen ihren Werken gleichartig wirkt, gewahr werde. Wenn die menschliche Länge zurück bleibt: so bleibt es in jenen Gegenden die Vegetation noch vielmehr: wenige, kleine Bäume wachsen: Moose und Gesträuche kriechen an der Erde. Selbst die mit Eisen beschlagne Meßstange kürzete sich im Frost; und es sollte sich nicht die menschliche Fiber kürzen? Trotz ihres inwohnenden organischen Lebens. Dies kann aber nur zurückgedrängt und gleichsam in einen kleinern Kreis der Bildung eingeschlossen werden; abermals eine Analogie der Wirkung bey allen Organisationen. Die äußern Glieder der Seethiere und andern Geschöpfe der kalten Zone sind klein und zart: die Natur hielt, so viel möglich, alles zusammen in der Region der innern Wärme: die Vögel daselbst wurden mit dichten Federn, die Thiere mit einer sie umhüllenden Fettigkeit belegt, wie hier der Mensch mit seiner blutreichen, wärmenden Hülle. Auch von außen hat ihnen, und zwar aus Einem

und eben demselben Principium aller Organisationen auf der Erde, die Natur das versagen müssen, was dieser Complexion nicht diente. Würze würden ihren zur innern Fäulung geneigten Körper hinrichten, wie das ihnen zugebrachte Tollwasser der Brandwein so viele hingerichtet hat: das Klima hat sie ihnen also versagt und zwingt sie dagegen in ihrem dürftigen Aufenthalt und bey der großen Liebe zur Ruhe, die ihr innerer Bau befördert, von außen zur Thätigkeit und Leibesbewegung; auf welche alle ihre Gesetze und Einrichtungen gebauet sind. Die wenigen Kräuter, die hier wachsen, sind blutreinigend und also gerade für ihr Bedürfniß: die äußere Luft ist in hohem Grad dephlogistisirt, so daß sie selbst bey todten Körpern der Fäulung widerstehet und ein langes Leben fördert. Gifttragende Thiere duldet die trockne Kälte nicht und gegen die beschwerlichen Insekten schützt sie ihre Unempfindlichkeit, der Rauch und der lange Winter. So entschädigt die Natur und wirkt harmonisch in allem was sie wirket.

Es wird nicht nöthig seyn, nach Beschreibung dieser ersten Nation uns bey denen ihr ähnlichen eben so ausführlich zu verweilen. Die Eskimoh's in Amerika sind, wie an Sitten und Sprache, so auch an Gestalt der Grönländer Brüder. Nur da diese Elenden als bärtige Fremdlinge von den unbärtigen Amerikanern hoch hinaufgedrängt sind: so

müssen sie größtentheils auch flüchtiger und mühseliger leben; ja sie werden, hartes Schicksal! zu Winterszeit in ihren Hölen oft gezwungen, vom Saugen ihres eignen Blutes sich zu nähren. Hier und an einigen andern Orten der Erde sitzt die harte Nothwendigkeit auf dem höchsten Thron, so daß der Mensch beynah die Lebensart des Bärs ergreifen mußte. Und dennoch hat er sich überall als Mensch erhalten: denn auch in Zügen der scheinbar größesten Inhumanität dieser Völker ist, wenn man sie näher erwägt, Humanität sichtbar. Die Natur wollte versuchen, welcher gewaltsamen Zustände unser Geschlecht fähig wäre und es hat seine Probe bestanden.

Die **Grönländer** machen ihre Kleider aus Rennthier- Seehund- und Vögelfellen, wie eine Mönchskutte auf allen Seiten zugeneht, so daß sie zuerst die Arme hinein stecken, und dann den Rock, wie ein Hemd, über den Kopf herabziehen müssen. Nur ist er vorn nicht offen, sondern bis ans Kinn zugeneht, und oben mit einer Kappe versehen, die sie bey kaltem und nassem Wetter über den Kopf ziehen. Den Mannsleuten reichet der Rock nur bis auf die halben Schenkel, und liegt nicht vest an, läßt aber, weil er vorn zu ist, keine kalte Luft durch. Sie nehen nicht mit den Gedärmen, sondern mit den Sehnen der Rennthiere und Wallfische, die sie gar zart spalten, und dann wieder mit den Fingern zwey-

auch dreyfach flechten. Ehmals brauchten sie, statt der Nadeln, die Gräten der Fische und die zartesten Knochen der Vögel, und ihre Messer waren von Stein. Man muß die Sauberkeit ihrer Arbeit bewundern (sie wollen aber auch die feinsten Nadeln dazu haben,) und die Kürschner gestehen, daß sie es ihnen darinn nicht nachthun können. Die Vogelpelze sind, so zu reden, ihre Hemden, die Federn einwerts gekehrt. So tragen sie auch die Rennthierpelze, über die sie auch wohl noch einen von dünnhärigen Rennthieren gemachten Pelz ziehen; wiewol dieselben itzt schon so rar sind, daß nur die reichsten Weibspersonen damit prangen können. Die Seehundpelze sind die gemeinsten, das rauhe gemeiniglich auswerts gekehrt, und der Saum, wie auch die Naht, mit zarten Streiffen von rothem Leder und von weissen Hundefellen zierlich besetzt. Doch tragen nun die meisten vermögenden Mannsleute Oberkleider von Tuch, blaugestreifter Leinwand oder Cattun, aber nach Grönländischer Mode gemacht. Ihre Beinkleider sind von Seehund- oder dünnhärigen Rennthierfellen; und sowohl oben als unten sehr kurz. Ihre Strümpfe sind von den Fellen der ungebohrnen Seehunde, und die Schuhe von glatten, schwarz gegerbtem Seehundleder, oben mit einem durch die Sohlen gezogenen Riemen zusammen geschnürt. Die Sohlen stehen zwey Finger breit hinten und vorn herauf, und sind mit vielem Fleiß

gefaltet,

gefaltet, haben aber keine Absätze. Eben so sind auch ihre Stiefeln gemacht. Wohlhabende Grönländer tragen nun auch wollene Strümpfe, Hosen und Mützen. Wenn sie auf die See fahren, ziehen sie über ihre Kleider einen Tuelik oder schwarzen glatten Seehundpelz, der das Wasser abhält, und darunter wohl auch ein Hemde von Därmen, um die natürliche Wärme desto besser bey sich, und die Nässe abzuhalten.

Der Frauensleute Kleider sind nur darinn von jenen verschieden, daß sie eine hohe Achsel und höhere Kappen haben, unten nicht abgestutzt, sondern hinten und vorn von den Hüften an mit einem langen runden und mit rothem Tuch bebrämten Zipfel, der bis über die Knie hängt, versehen sind. Sie tragen ebenfalls Beinkleider, und unter denselben einen Gurt. Ihre Schuhe und Stiefeln machen sie gern von weissem oder rothem Leder, und die Naht, welche vorn ist, bebrämt und sauber ausgeneht. Die Mütter und Kinderwärterinnen ziehen ein Amaut an, das ist ein Pelz, der auf dem Rücken so weit ist, daß sie das Kind darinnen tragen, welches gemeiniglich ganz nackt darinnen steckt, und sonst von keinen Wickelkleidern und Wiegen weiß. Damit es aber unten nicht durchfalle; so binden sie mit einem Gurt, der vorn mit einer Schnalle oder Knöpf versehen ist, das Kleid über die Hüfte um den Leib vest. Ihre alltäglichen Kleider triefen von

Fett,

Fett, und ſtecken voller Läuſe, die ſie, wie die Bettler, im Griff haben, aber nicht wegwerfen, ſondern mit den Zähnen zerknicken. Hingegen ihre neuen und gleichſam Staatskleider halten ſie ſehr ſauber.

Die Männer tragen ihre Haare kurz, vom Scheitel auf allen Seiten herabhängend und an der Stirne abgeſchnitten, auch wohl bis an den Scheitel abgeſchoren, damit ſie ihnen bey der Arbeit nicht hinderlich fallen. Den Weibern aber wäre es eine Schande, die Haare abzuſchneiden; das thun ſie nur bey der tiefſten Trauer, oder wenn ſie gar nicht heirathen wollen. Sie binden dieſelben über dem Kopf zweymal zuſammen, ſo daß über dem Scheitel ein langer breiter, und über demſelben noch ein kleiner Zopf ſteht, den ſie mit einem ſchönen Bande abbinden, das auch wohl mit Glasperlen geziert iſt. Dergleichen Perlen tragen ſie auch in den Ohren, um den Hals und die Arme, und auf dem Saum der Kleider und Schuhe. Sie fangen auch an, in ihren Kleidermoden ein und anders zu ändern, und die Wohlhabenden binden ein buntes leinen oder ſeiden Tuch um die Stirn, doch ſo, daß der Haarzopf, als der größte Zierath, dadurch nicht verdeckt werde. Wenn ſie aber recht ſchön ſeyn ſollen; ſo müſſen ſie am Kinn, auch wohl an den Backen, an Händen und Füſſen mit einem von Ruß geſchwärzten Faden durchneht ſeyn, davon, wenn

der Faden ausgezogen worden, die Haut so schwarz bleibt, als ob sie einen Bart hätten. Diese ziemlich schmerzliche Operation verrichtet die Mutter an der Tochter schon in der Kindheit, aus Furcht, sie möchte sonst keinen Mann kriegen. Diese Gewohnheit haben in Nordamerika die Indianer, und in Asien verschiedene Tatarn, nicht nur Weibs- sondern auch Mannsleute, um sich theils schön, theils fürchterlich zu machen. Unsere getauften Grönländer haben dieselbe, als eine alberne, aber doch zur sündlichen Reitzung abgesehene Eitelkeit, längst verlassen.

Daß die Grönländer einen fähigen Verstand und Nachahmungskunst besitzen, sieht man daraus, daß der Getauften Kinder leicht lesen und sauber schreiben lernen, und daß einer unsrer Grönländer der ordinäre Büchsenschäfter, und ein andrer der Barbierer für die Europäer ist.

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND TILDEN FOUNDATIONS.

Die Lapplaender.

15. Die Lappländer.

Lappland, oder das Land, welches die Lappen bewohnen, begreift den nördlichsten Theil von Schweden und Norwegen, und den angränzenden Theil des europäischen Rußlands, im eigentlichen Verstande aber ist es diejenige große Provinz des Schwedischen Reichs, die gegen Abend und Mitternacht an Norwegen, und gegen Morgen an das russische Reich stößt. In Norwegen bewohnen die Lappen des Amt Findmarken und in Rußland einen Theil der Archangelschen Statthalterschaft. Das eigentliche Lappland hat in seiner größten Länge ungefähr 120, in seiner Breite etwa 80 deusche Meilen.

Schon der erste Anblick ist vermögend, den beherztesten Reisenden zurück zu schröcken. Einöden, Berge, kahle Felsen, deren Gipfel mit Schnee und Eis bedeckt sind, düstere Waldungen, Sümpfe, Moräste, Seen, unfruchtbar, so ist Lappland.

Der unserer Aufmerksamkeit wichtigere Gegenstand, ist Lapplands menschliche Bewohner, die von dem geschärften Auge eines Philosophen betrachtet zu werden verdienen.

Moralischer Karakter, Leibesgestalt, Sitten, Lebensart, Sprache, sondern die Lappen von den übrigen Völkerschaften Europens ab, und machen sie zu einem Volke, das dem Menschenforscher sowohl, als dem blosen Zuschauer, auf dem Schauplatze dieser Welt, gleich merkwürdig ist.

Es

Es ist immer schwer den sittlichen Karakter eines ganzen Volks, aus den oft so unsichern Berichten der Reisebeschreiber abgezogen, zu schildern, ohne ihm in diesem oder jenem Punkte Unrecht zu thun. Wenn der Beschreiber entweder zu voreilig geurtheilt, oder nicht genug beobachtet, oder gewissenhaft war, um richtig zu urtheilen. Doch wenn wir mehrere Nachrichten vergleichen, den Einfluß des Clima, und der Lebensart auf moralische Eigenschaften des Menschen abwegen, so können wir vielleicht einen Schattenriß entwerfen, der im Allgemeinen dem Urbilde gleichet. Der große Philosoph **Montesquieu** sagt: Unter den nördlichen Himmelsstrichen wird man Völker finden, die wenig Laster, ziemlichen Antheil von Tugend, und viele Aufrichtigkeit besitzen. Man nähere sich den mittäglichen Gegenden, und man wird sich von der Moral selbst zu entfernen glauben. In den gemäßigteren Ländern wird man Völker finden, die in ihren Sitten und Lastern, so wie in ihren Tugenden unbeständig sind: ihr Clima ist nicht so beschaffen, daß es ihrem Karakter eine Festigkeit geben könnte. — Die Hauptzüge in dem Karakter der Lappen sind ohne Zweifel: natürliche Gutherzigkeit, Leichtglaubigkeit, Trägheit und Eigennüzigkeit. Sie sind Abergläubisch überhaupt, weil ihr Verstand nicht ausgebildet ist, und daher sind sie auch im äußerlichen des Christenthums sehr religiös. Die natürliche

Kälte

Kälte ihres Bluts, die Schwäche ihrer Lebensgeister, und ihre einförmige Lebensart, mögen hier manches dazu beytragen. Man wirft ihnen noch Feigheit und allerley andere Laster vor, da aber selbst die Reisebeschreiber in diesem Punkte so sehr einander widersprechen, so wollen wir lieber den Schleyer darüber ziehen. Ihre Leibesgestalt ist so seltsam nicht, als man gewöhnlich erzält, die **Lappen** sind durchgängig von kurzer Statur, das ist ausgemachte Wahrheit, aber noch weit über die Zwergengestalt. Der franzöſ. Philoſoph und Mathematiker Hr. Maupertius, der um astronomischer Beobachtungen willen in Lappland war, mas eine **Lappinn** die zwischen 25, und 30 Jahre alt zu seyn schien, und er fand, daß ihre Länge 4 Schuh 2 Zoll, und 5 Linien betrug. Man kann also die Leibesgröße der **Lappen**, zwischen 4 bis 5 Fuß und darüber setzen, doch so ungestaltet sind sie eben auch nicht.

Man findet lappische Mädchen und Weiber, die eine weiße Haut und ziemlich feine Gesichtszüge haben, da sie weniger Mühseligkeiten ausgesetzt sind, und auch mehr für ihre Schönheit und Putz besorgt sind, als die Männer, welche die harte Lebensart, die strenge Kälte, Schnee, Wind und Wetter ungestalter machen. Sie sind meistens mager, und ihre Haut ist bleich, und braun gelb. Ein breites Gesicht, dicke Köpfe, eingefallene Backen, ein schma-

les spitziges Kinn, rothe, tief im Kopf liegende und triefende Augen, eine breite Stirne, ein kurzer Bart, breite Brust, kleiner Bauch, schlanke und zum laufen behende Füße, feste und starke Glieder; dieß ist das Portrait der Lappen, wie es die glaubwürdigsten Schriftsteller schildern. Diese Beschaffenheit ihrer Gestalt läßt sich leicht aus physischen Ursachen ableiten. Die große Kälte, die geringe Kost, und rauhe Lebensart, mögen wohl den stärksten Einfluß auf ihre Bildung haben.

In ihren niedern Hütten können sie nur in der Mitte aufgerichtet stehen, und daher gehen sie meistens etwas gebuckt. Der Glanz des Schnees blendet und schwächet ihre Augen, heftige Schneegestöber bestürmet sie, und dann vollendet der Rauch in ihren Hütten und Zelten, was Kälte und Schnee angefangen haben. Uebrigens genießen die Lappen bey allen diesen Ungemächlichkeiten, einer dauerhaften Gesundheit: ihre Glieder sind nervicht und stark, ihre Körper sind geschmeidig und gelenkig, sie sind sehr flink und behende. Der Schöpfer hat ihren abgehärteten Leib *) mit allen den Eigenschaften begabt, die Kliema und Lebensart erfordern. Mit unglaub-

*) Leem ein Prediger zu Alten in den westlichen Finnmarken, erzählt, daß eine Lappin fünf Tage nach ihrer Niederkunft, um Weinachten, über das mit ewigem Schnee bedeckte Gebürge zu ihm kam, um nach Landesgebrauch, in die Kirche geführt zu werden.

glaublicher Geschwindigkeit durchlaufen die Lappen mit ihren hölzern Schlittschuhen Berge und Thäler; Mit bewundernswürdiger Geschicklichkeit fahren sie in ihren Rennschlitten, und wissen ihre Kähne, wie die erfahrensten Schiffer zu regieren. Dumm kann man sie nicht nennen; sie haben eine gesunde Vernunft, und ein gutes Gedächtniß, doch sind sie eben auch nicht besonders scharfsinnig; ihrem natürlichen Verstande fehlt Kultur.

Die Lappen bewohnen Vergleichungsweise schon einen mildern Erdstrich, wie sie auch ein milderes Volk sind. Die Größe der menschlichen Gestalt nimmt zu: die runde Plattigkeit des Gesichts nimmt ab: die Backen senken sich: das Auge wird dunkelgrau: die schwarzen, starken Haare färben sich gelbbraun: mit seiner äussern Bildung thut sich auch die innere Organisation des Menschen von einander, wie die Knospe, die sich dem Strahl der mildern Sonne entfaltet. Der Berglappe weidet schon sein Rennthier, welches weder der Grönländer noch Eskimoh thun konnten; er gewinnet an ihm Speise und Kleid, Haus und Decke, Bequemlichkeit und Vergnügen, da der Grönländer am Rande der Erde dies alles meistens im Meere suchen muste. Der Mensch bekommt also schon ein Landthier zu seinem Freunde und Diener, bey dem er Künste und eine häuslichere Lebensweise lernet. Es gewöhnet seine Füße zum Lauf, seine Arme zur

künſtlichen Fahrt, ſein Gemüth zur Liebe des Beſitzes und eines veſtern Eigenthums, ſo wie es ihn auch bey der Liebe zur Freyheit erhält und ſein Ohr zu der ſcheuen Sorgſamkeit gewöhnet.

Schüchtern wie ſein Thier horcht der Lappländer und fährt beym kleinſten Geräuſch auf: er liebt ſeine Lebensart und blickt, wenn die Sonne wiederkehrt, zu den Bergen hinauf, wie ſein Rennthier dahin blickt: er ſpricht mit ihm und es verſteht ihn: er ſorgt für daſſelbe, wie für ſeinen Reichthum und ſein Hausgeſinde. Mit dem erſten zähmbaren Landthier alſo, das die Natur dieſen Gegenden geben konnte, gab ſie dem Menſchen auch einen Handleiter zur menſchlichern Lebensweiſe.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY.

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Ein Isländischer Bauer.

16. Die Isländer.

In dem nördlichen Eismeere, zwischen Europa's mitternächtlichsten Kisten und dem kalten Grönlande, liegt die große Insel Island; dessen Länge ohngefähr 120, und dessen Breite etwa 50 deutsche Meilen beträgt. Die Isländer haben ein sehr gutes und ehrliches Gemüth; sind nicht munter im Umgange, aber einfältig, leichtgläubig und in ihrem Gottesdienst eifrig. Für ihren Geburtsort haben sie eine sehr große Liebe.

Diebstahl, Unzucht und andere Laster haben ihr Herz noch nicht so arg verdorben, als da wo Ueberfluß herrscht. Die Gastfreyheit hat sich noch immer bey ihnen erhalten.

Sie lieben Fischerey und Viehzucht mehr als den Krieg, sind wohl gewachsen und von mittelmäßiger Statur, arbeitsame und geschickte Leute, und von einer gesunden Leibesbeschaffenheit; gar stark sind sie aber nicht, wie man vermuthen sollte, noch viel weniger sind die Frauenzimmer schön: sie sind so ernsthaft und mürrisch, daß man sie selten lachen siehet.

Ihr meister Zeitvertreib bey müssigen Stunden ist, daß sie sich ihre alten Geschichten erzählen, daher man auch bis auf diesen Tag keinen antrift, der die Geschichte seines Landes nicht wissen sollte. Bisweilen spielen sie auch Karten. Ihre meiste Nah-

rung beſtehet in getrockneten Fiſchen, Milch, und ſaurer Butter.

Die Mannsperſonen beſchäftigen ſich mit Fiſchen, und die Weiber warten des Viehes, ſtricken, und trocknen die Fiſche welche die Männer nach Hauſe bringen.

Die Isländer haben vor fünf bis ſechshundert Jahren berühmte Dichter und geſchickte Hiſtoriker beſeſſen. Snorre Sturleſon, hat zuerſt die ſchwediſche Hiſtorie geſchrieben, und A. 1584. wurde die Isländiſche Bibel Fol. gedruckt.

Die Isländer haben ihre alte Kleidertracht in neuern Zeiten wenig oder gar nicht geändert. Sie iſt zwar nicht zierlich und gepuzt, aber doch nett und reinlich und ſchickt ſich ſehr gut für das dortige Clima. Die Mannsperſonen tragen ein leinenes Hemde auf dem Leib, und darüber ein Bootmannswamms und weite Beinkleider. Auf der Reiſe tragen ſie noch einen kleinen Ueberrock, alles von ſchwarzen groben Tuch. Auf dem Kopf tragen ſie einen Dreyeckigten großen Hut, und an den Füßen wollene Strümpfe und Isländiſche Schuhe. Einige machen ſich ihre Schuhe ſelbſt aus Ochſenhaut, meiſtens aber von Schafsleder, und zwar auf folgende Art: ſie ſchneiden ein vierkantiges Stück Leder zurecht, das etwas weiter iſt, als der Fuß lang iſt, nähen ſolches vorn bey den Zehen und hinten bey den Ferſen zuſammen und binden es dann mit

einen

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY.

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Eine Isländische Jungfer hochzeitlich gekleidet

einen Riemen fest. Auch die Frauensleute gehen überall in schwarzen wollenen Tuche gekleidet. Ueber das Hemde das über der Brust zusammen genäht ist, tragen sie ein Leibchen und darüber ein vorne zusammen geschniertes Kamisol, mit langen, schmalen Ermeln, die bis an die flache Hand herunter gehen. An der Seite des Arms haben sie Knöpfe von getriebener Arbeit, auf welche gewöhnlich der Bräutgam seinen und seiner Braut Namen setzen läßt. Oben an den Futterhemd wird ein kleiner schwarzer Kragen festgemacht, etwa drey Finger breit, von Sammet, oder Seidenzeug, und oft mit einer Schnur von Goldfaden besezt.

Der Rock ist auch von groben wollenen Tuche, und gehet bis an die Fußgelenke herunter; oben an demselben sitzt ein Gürtel von Silber oder Metall, woran die Schürze fest gemacht wird, die auch von wollenen Tuche und oben mit einigen Knöpfen von getriebener Arbeit geziert ist. Ueber diese Kleidung ziehen sie noch eine Oberkleidung, die am Halse und an den Armen fest an schließt und etwa eine Hand breit kürzer ist als der Unterrock. Sie ist ganz herunter mit einem Aufschlage versehen, welchen sie selbst weben, und der wie geschorener Sammet aussieht. An den Fingern tragen sie viele Ringe von Gold, Silber und Messing.

Ihr Kopfputz bestehet aus verschiedenen Tüchern, die sie um den Kopf wickeln, und fast zwey-

mal so hoch als das Gesicht ist: sie werden mit einem seidenen Tuch fest gebunden, und dienen mehr zur Wärme als zum Putz. Die Mädgens aber dürfen solche nicht eher tragen als bis sie mannbar geworden sind. Bey ihren Hochzeiten trägt die Braut eine silberne vervoldete Krone, und um den Hals zwey Ketten, die eine hängt lang vor der Brust herunter, die andere liegt über die Schultern, ausserdem hat sie eine kleinere Kette um den Hals woran gemeiniglich ein Herz hängt.

Diese Kleidertracht tragen alle Isländerinnen, geringe und vornehme, außer daß bey den Reichern feineres Tuch die Zierathen von Silber und vergoldet, statt von Messing haben.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY.

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

ein Sineser, u: eine Frau

17. Die Sineſer.

Die Sineſen tragen, ſofern es die große Verſchiedenheit ihrer Provinzen und ihrer Lebensart zuläßt, offenbar nach Züge der öſtlichen Bildung, die auf der mongoliſchen Erdhöhe nur am ſtärkſten ins Auge fällt. Das breite Geſicht, die kleinen ſchwarzen Augen, die ſtumpfe Naſe, der dünne Bart hat ſich in einem andern Lande nur zu einer weichern, rundern Geſtalt klimatiſiret; und der Sineſiſche Geſchmack ſcheint eben ſo ſehr eine Folge übelgeordneter Organe, wie ihre Regierungsform und Weisheit, Deſpotismus und Fähigkeit mit ſich träget.

In vielen Ländern Aſiens haben ſich Mongolen niedergelaſſen und ihre Bildung durch ihre Züge anderer Völker veredelt. Ja früher als die Kriegsüberſchwemmungen waren jene uralten Wanderungen von dieſen frühbewohnten höchſten Rücken der Erde, in viele umliegende Länder. Vielleicht alſo daher ſchon trägt die öſtliche Weltgegend bis zu den Kamtſchadalen hinauf, ſo wie über Tibet hin, längs der Halbinſel jenſeit des Ganges, Züge Mongoliſcher Bildung, wie wir auch aus denen Abbildungen dieſer Völker ſolches warnehmen.

Obgleich dieſe Nation ſehr alt iſt, ſo denkt ſie doch nicht daran, ihre Misbräuche zu verbeſſern. Die Sineſen haben keinen Funken Genie, gar keine Lebhaftigkeit der Imagination, ſondern alles ge-

schiehet bey ihnen maschinenmässig und nach angenommener Weise. Hierinn stimmen die Reisebeschreiber überein, und wenn man das Enthusiastische bey Seite sezt, so wird man sehen, daß die sinesische Industrie sich blos mit Kleinigkeiten abgiebt.

Die Sineser sind hochmüthig, schelmisch, grob und feigherzig, wohlgewachsen, flink und tapfer so lang nur gespaßt wird, wenn aber aus der Sache Ernst wird, so zeigen sie nichts als Furcht und Feigherzigkeit, die sie nöthigen die Flucht zu ergreifen.

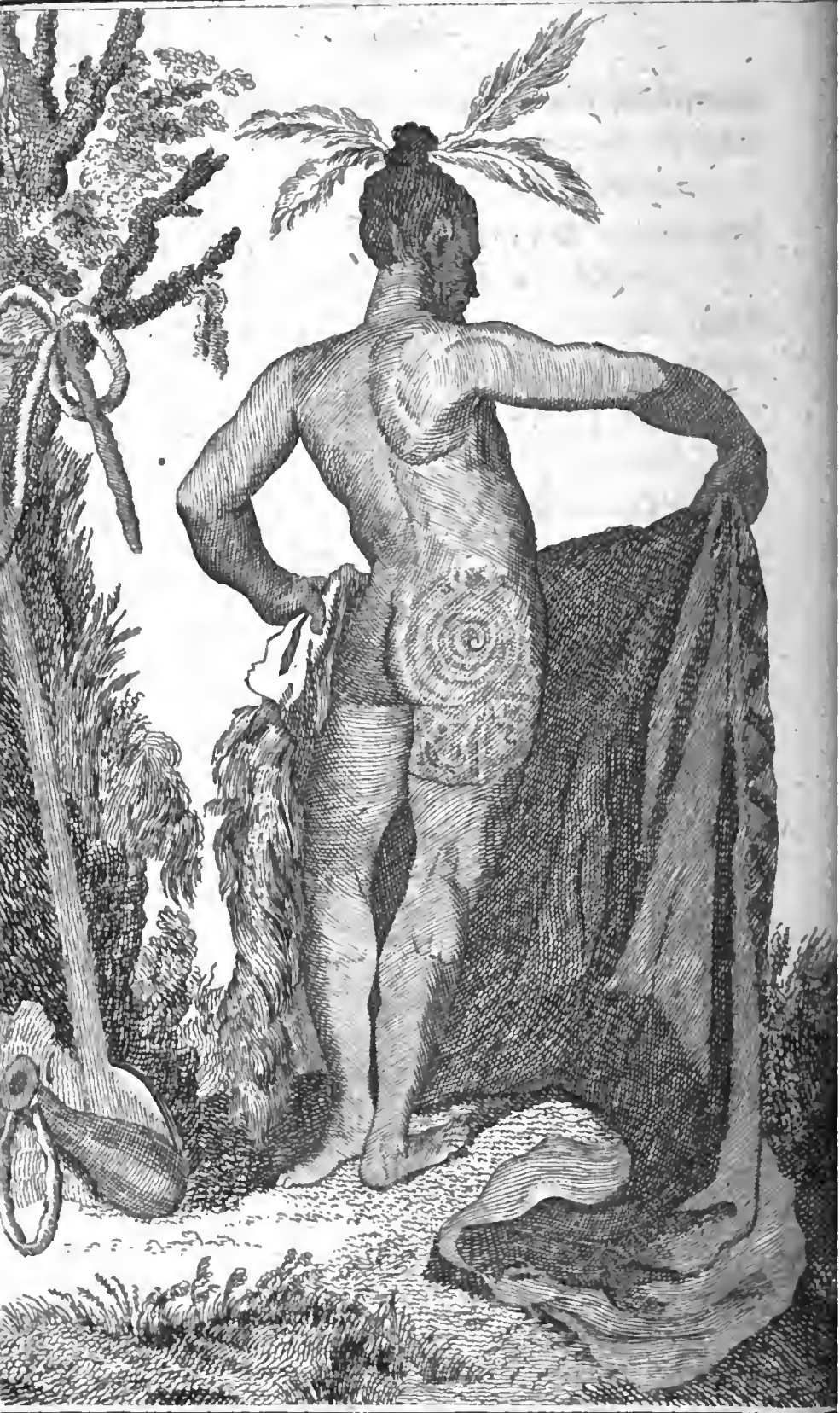
Die sinesische Kleidung ist eine Art seidenen Hemdes, von allerley Farben, welches vorn zugeknüpft wird. Sie legen deren wohl acht übereinander an, und bey kalter Witterung noch dazu eine Art Mäntelchen von schwarzem Tuch. Darunter tragen sie große Hosen, und Stiefeln von Atlas, die manchmal durchgenähet sind, und deren Solen von Pappier über einen Zoll dick sind. Sie scheeren sich den Kopf, und lassen nur am Hinterhaupt einen Schopf stehen, um davon einen Zopf zu flechten, den sie Peneſe nennen, Zwickelbärte dürfen nur die Hausväter tragen, welche dieselben auch sorgfältig pflegen und fleißig mit der Hand streichen, um sie glatt zu erhalten.

Die Kleidung der Weibsleute, ist fast einerley mit den männlichen. Die verheyratheten in der Provinz Canton binden ihre Haare mitten auf dem Kopfe zusammen, und machen Knoten daraus, die

sie

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY.

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.



Takury *Ein Neuseeländischer Befehlshaber.*

sie mit Blumen schmücken, und mit goldenen Stecknadeln zusammen heften.

Die unverheyratheten Mädchen schneiden sie um die Stirne herum zwey Zoll hoch von der Wurzel ab, und kräuseln sie nicht. Doch sind diese Moden nicht allgemein, sondern nach denen Provinzen verschieden.

Von den Neuseeländern. *)

(Nebst vier Abbildungen No. 18. 19. 20. 21.)

Philosophen die den Menschen nur von ihrer Studierstube aus kennen, haben dreist weggeläugnet, daß es je Menschenfresser gegeben habe.

Aus **Marions** neuester Reise wissen wir viel mehr daß die Neuseeländer diesen Kapitain nebst 28 Mann aufgefressen haben. Sie sind von jeher allen Nationen die zu Ihnen gekommen, gefährliche Feinde gewesen. Der erste Entdecker **Tasmann**, ein Holländer verlohr A. 1642. vier Matrosen, und seit dem wissen sie ohnstreitig wie das Fleisch eines Europäers schmeckt. Da also diese Barbaren das Menschenfleisch wohlschmeckend und gesund fanden, so wurde es auch zur Gewohnheit bey ihnen.

Die

*) Hiezu gehören vier Abbildungen.

1) Takury, ein Neuseel. Befehlshaber.
2) Ein Neuseel. Mann mit einer Lanze und Streitkolbe.
3) Eine Neuseel. Frau.
4) Ein Neuseel. Mädgen.

Die Neuseeländer mästen und schlachten zwar ihre Gefangenen nicht, fressen aber übrigens doch ihre Feinde, wenn sie solche in der größten Wuth erlegt haben.

Forster erzählt, daß er die Eingeweide eines erschlagenen Jünglings von etwa 15—16 Jahren gesehen, dessen Herz die Wilden auf eine vierzackigte Gabel angespießt, und dessen Kopf nebst verschiedene Stücke vom Körper ihm vorgezeigt worden, erstern habe er vor einen Nagel eingetauscht. Als man den Kopf aufs Geländer des Verdecks zur Schau ausgestellt, seyen einige Seeländer gekommen, die ein großes Verlangen nach demselben bezeigt hätten. Man habe ein Stück von der Backe abgeschnitten, es ihnen dargereicht, wolltens aber roh nicht essen, daher ließ man das Stück ein wenig über dem Feuer braten, worauf sie es in Gegenwart seiner Leute mit der größten Gierigkeit verschlangen. Durch die Streitigkeiten die die Franzosen mit den Neuseeländern gehabt, würden leztere in keinem vortheilhaften Lichte erscheinen, wenn wir nicht vermuthen könnten, daß vorher etwas vorgefallen seyn müsse, wodurch sie sehr beleidigt und in Harnisch gebracht worden. Wenigstens siehet man aus ihrem übrigen Betragen, gegen die Europäer, daß sie weder verrätherisch, noch menschenfeindlich sind. Warum sollten wir also nicht annehmen dürfen, daß die Franzosen, vielleicht ohne es selbst zu

wissen,

wissen, oder gewahr zu werden, ihnen etwas (von den Matrosen) in den Weg gelegt, wodurch jene sich für berechtigt gehalten haben, ihrer Rachsucht den Zügel dermassen schiessen zu lassen, als dies von rohen Wilden nur immer erwartet werden kann.

Man hat von ihnen erfahren, daß sie ein höchstes Wesen erkennen; benebst diesem Begrif, nehmen sie gewisse Untergottheiten an. Man hat nur zwey Umstände entdecken können, die eine Beziehung auf Religion und etwas Aberglauben zu verrathen scheinen. Erstlich der Name Etui, ist bey ihnen ein Vogel der Gottheit, den sie einer Art von Spechten beylegen und ihn nicht gern umbringen, welches sie jedoch andern Vögeln auch thun.

Zweytens tragen sie an einer Halsschnur auf der Brust einen grünen Stein, den sie Etighi nennen, und ihn zwar nicht für eine Kleinigkeit, wohl aber für eine halbe Elle Tuch weggeben. Dergleichen auch die Tahiter, und übrigen Bewohner der Societätsinseln beobachten. Von Priestern und Zauberern wissen sie gar nichts.

Marion ein französ. Kapitain sagt: "Ich habe sie während einer Viertelstunde von der kindischsten Freude in die schwarzeste Betrübniß, von der Ruhe in Raserey gerathen, und plözlich wieder in unmässiges Lachen ausbrechen gesehen, einmal um das andere unmittelbar aufeinander freundlich und schmeichelhaft,

chelhaft, dann sauertöpstisch und trotzig, manchmal unveränderlich, immer aber gefährlich und verrätherisch."

18. Fortsetzung von den Neuseeländern.

Nur diejenigen unter ihnen stehen in Ansehen, welche Streitaxt, Kolbe und Lanzen am besten zu führen wissen, und nur die, welche die meisten Proben der Wildheit oder Treulosigkeit abgelegt haben, sind berechtigt vier Federn auf dem Kopf zu tragen, und sich in das Gesicht, auf die Hinterbacken und Kniekehlen scheußliche Figuren zu punktiren. Um diese höchste Würde zu erlangen, muß man ohne Zweifel viel Menschen umgebracht und gefressen haben. Diese wilden Menschen lieben demohngeachtet den Tanz und die Musik; In Neuseeland hat mans in der Musik weiter gebracht als auf den Societäts und freundschaftlichen Inseln. Hieraus will man schließen, daß sie einen Vorzug vor vielen Südländern haben, und ein Herz besitzen, daß nothwendigerweise guter und milder Empfindungen fähig seyn muß, so spitzfindig man auch etwas dagegen einwenden mag. Gegen das weibliche Geschlecht sind sie unempfindlich. Die Schamhaftigkeit ist ihnen etwas unbekanntes, aber gegen ihre Kinbezeigen sie sich doch zärtlich.

Man wird sich ohne Zweifel verwundern, daß man auf bisher gänzlich unbekannten Inseln dreyerley

Tracht der Neuseelaender.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY.

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

ley Arten von Menschen, weisse, schwarze, und braungelbe angetroffen hat.

Ohne Zweifel sind die weissen die Eingebohrnen, ihre Farbe ist überhaupt so, wie an den europäischen südlichen Völkern. Man hat drey bis vier gesehen, die rothe Haare hatten. Einige waren so weiß wie unsere Matrosen, ein Mädchen von 15 bis 16 Jahren sah so weiß, wie eine Französinn. *)

Es kann seyn, daß von Neuholland Schwarze zur See nach Neuseeland gebracht worden, da beyde Länder jetzo nur etwa 300 Meilen von einander liegen, ehehin vielleicht nicht so weit, und Neu-Holland, die größte unter den bekannten Inseln, ist sicherlich durch Schwarze aus Neu-Guinea bevölkert worden, welches blos durch eine Meerenge, etwa so breit als ein Fluß, abgesondert ist.

Diese verpflanzten Neger mögen sich mit eingebohrnen Weibern in Neuseeland gepaaret und diese Vermischung der Farbe verursacht haben.

Noch ist zu bemerken, daß fast auf allen Inseln, von Formosa und den Philippinen an, bis Neuseeland, die in den grossen Archipeln liegen, welche zwischen den sinesischen, indischen, afrikanischen und amerikanischen Gewässern einen Raum von mehr als 1500 Meilen in die Länge einnehmen, fast überall eine wunderbare Vermischung von Menschen als weissen, Negern und gelben angetroffen wird

Die

*) Man sehe hiebey Nro. 21.

Die Küsten auf **Formosa** werden von Sineſen, das Innere der Inſel aber von halb wilden Schwarzen bewohnt (alſo auf einer Inſel halb zahme und halb wilde), die Küsten auf **Lücon** und den meiſten andern philippiniſchen Inſeln von Malayſchen Colonien, und das Innere, die Waldungen und die Gebirge von wahren eingebohrnen Wilden. Eben ſo iſts auf **Borneo** wo ſich kraushaarigte Negern befinden, wie auch auf den **Molukken**, in **Neuguinea**, **Timor**, **Neuholland** und endlich in **Neuſeeland**. Die Seefahrer haben ganz neuerdings dergleichen bis in die Mitte des Südmeers auf der Inſel Tahity gefunden.

Tahity mag einſtmals mit **Neuſeeland** Gemeinſchaft gehabt haben, welche jezt durch ein unergründliches über 600 Meilen breites Meer davon getrennet iſt, denn beyde Völker haben viel ähnliches miteinander.

Es iſt ſehr zu glauben, daß Amerika von Neuſeeland, den Südländern und den Inſeln im Südmeer aus, bevölkert worden. Die Uebereinſtimmung der Sitten, Gebräuche die Waffen, Werkzeuge, Kleider, Häußer, Schiffe, eben die Unempfindlichkeit gegen das weibliche Geſchlecht, Sprache, und die Menſchenfreſſer, ſind ſehr auffallende Beweiſe. Man findet von Neuſeeland oder vom 47. Gr. Süderbreite gegen den Aequator, und von da bis Japan oder den 40. Gr. Norderbreite überall Spu-

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY.

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Eine neuseelaendische Frau.

ren von ausgelöschten oder brennenden Volkanen, Lava mit Schlacken, Bimstein u. d. gl. an, die Ursache zu glauben geben, daß Neuseeland durch Erdbeben, von Neuholland, oder von den Südländern, oder von einem andern vesten Land getrennet worden, und weil die Einwohner Tahiti und die genannten Völker die Gottheit mit einerley Namen, nemlich den Erderschütterer benennen.

20 und 21. Kleidung der Wilden.

Sie tragen nie etwas auf dem Kopf. Die Haare binden sie oben mit einem Stück Band zusammen, und stutzen sie dann 1 bis 2 Zoll oberhalb des Bandes wie eine Bürste ab, wozu sie sich aus Mangel einer Scheere einer Breitmuschel oder Seeohrs, welche sie scharf schleifen, bedienen.

Männer und Weiber beschmieren ihre Haare mit Fischthran, und bestreuen sie mit gestossenem rothen Ocker; manche zwar nur den Schopf. Die Vornehmen schmücken ihren Kopf mit weissen Federn.

Die verheuratheten Weiber haben gleichen Kopfputz wie die Männer, aber die Mädchen lassen ihr Haar den Nacken herab fallen, und schneiden es am Anfang der Schultern ab.

Die jungen Weiber schwärzen sich die Lippen, ohne Zweifel, um die Weisse ihrer Zähne desto mehr zu erheben.

Die Mannspersonen haben wie die Weibspersonen durchbohrte Ohren, in denen sie einige wohlabgeriebene und glänzende Muscheln von der Farbe der ungarischen Wittwe, (einer Art Kuttelschnecke, burgau), oder Federn, oder kleine Hundsknochen tragen.

Einige Männer tragen um den Hals Stücke von einem sehr schönen grünen Talkstein (Jade) von mancherley Form, geglättet und mit eingeschnitrenen Figuren. Einige von diesen Talksteinen sind funkelnd. Zuweilen tragen sie auch perlenmutterartige Muscheln, Stückgen Holz, und Federbüschel.

Die Weiber tragen Halsschnüre von gleichlang abgebrochenen Stückgen von weissen Meerzähngen und schwarzen wurmförmigen Röhrgen, die wechselsweise angereihet sind; einige, von schwarzen sehr harten Kernen, deren Frucht man noch nicht kennen gelernt hat.

Männer und Weiber tragen über die Schultern einen Mantel, der um den Hals mit einem Band bevestiget ist und bis an den Gürtel reicht. Diese Mäntel bestehen aus einem kleinen Stück groben Tuch, ohne Nath, und sind blos zu diesem Gebrauche bestimmt, bedecken nichts als die Schultern und Lenden, und lassen die ganze Brust und den Bauch entblöst.

Ausser diesem Mantel haben sie eine Art Schürze von eben dem Gewebe, womit sie sich die Lenden

und

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY.

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Ein Neuſeelaendiſches Mädgen.

Ein

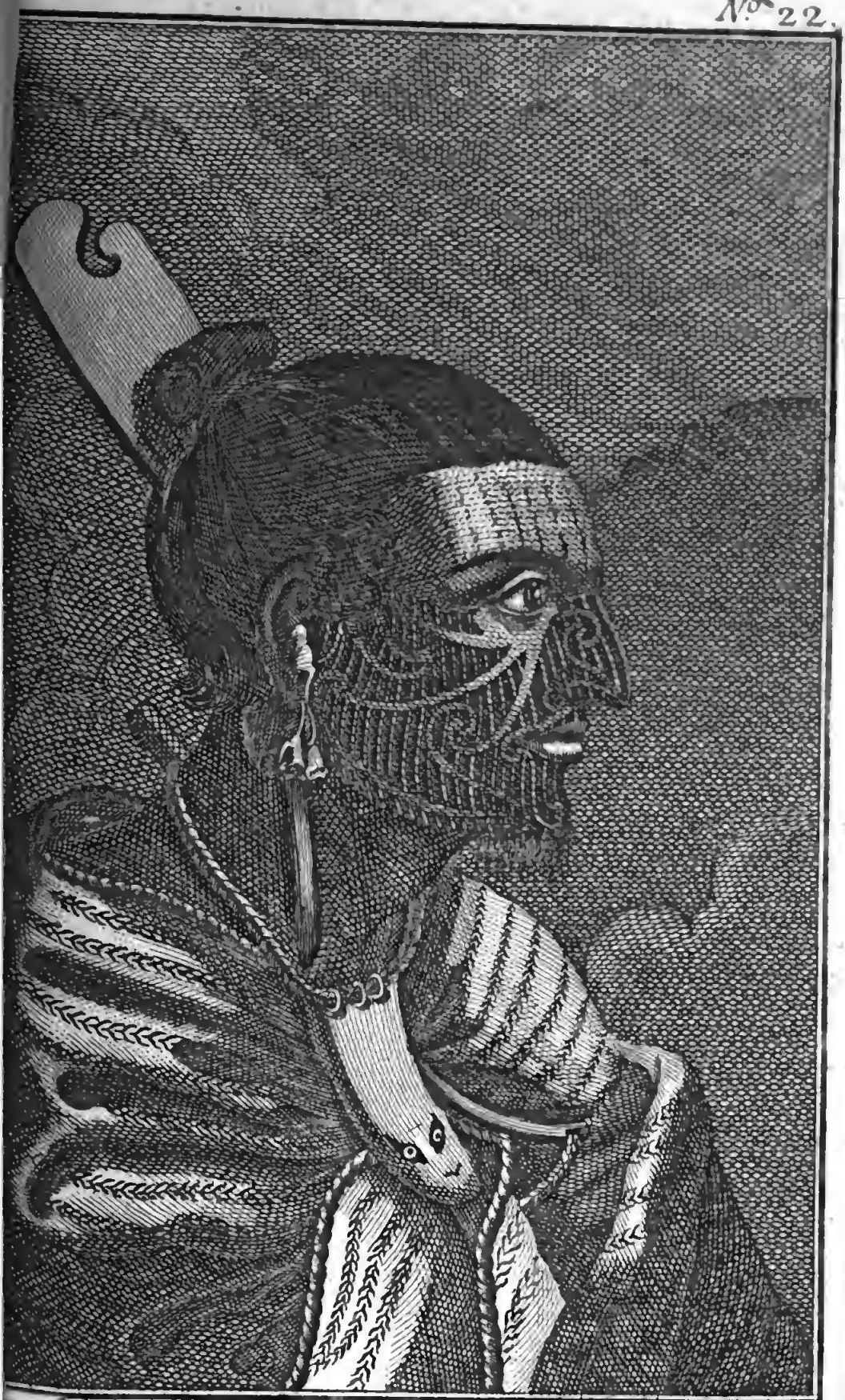
und Schenkel umhüllen, und die bis an den Waden reicht. Auch dieses Kleidungsstück haben Männer und Weiber gemein. Um die Lenden wird es mit einem vier Finger breiten Gürtel gebunden, welcher entweder von dem nämlichen Stoff, oder von künstlichgeflochtenen Binsen gemacht ist.

Die Wilden haben noch ein anderes Kleidungsstück ausgesonnen, nämlich einen Regenmantel. Er wird aus groben Hanf verfertiget; die Enden von Hanf stechen aus dem Gewebe 3 bis 4 Zoll lang hervor, und diese gleichsam haarigte Seite wenden sie aussen heraus, damit der Regen wie von einem Dach ablaufe. Ein solcher Mantel ist lang, und bedeckt beynahe den ganzen Leib.

Die Vornehmen unterscheiden sich durch Mäntel und Unterkleider von feinerm Gewebe. Ich habe überhaupt bemerkt, daß sie allein sehr gutgemachte Mäntel von sehr feinen hundsledernen Riemen hatten, die geschickt und mit einem solchen Farbenverhältniß aneinander gesetzt waren, daß es schien, als wäre es nur ein einziges Fell. Sie tragen die Haare inwendig auf dem Leib, wenn es kalt ist, aussen aber, wenn es warm ist.

Am meisten fällt die von den Obern der Wilden zu ihrer Auszeichnung ersonnene Art auf, nach welcher sie sich das Gesicht und die Hinterbacken ganz gräßlich färben. Sie zeichnen sich auf die Stirne

und Backen bis an die Nase Figuren mit kleinen Tüpfchen, und reiben, wann das Blut hervordringt, Kohlenstaub in die Haut, welcher niemahls vergeht. Sie befleissigen sich, solche Figuren auszudenken, welche ihnen ein recht schreckliches Ansehen geben. In Ansehung dieser Figuren auf den Gesichtern zeigt sich eine grosse Verschiedenheit, aber die auf den Hinterbacken sind alle einerley. Sie ziehen nämlich auf diesem Theil des Körpers mit eben so unauslöschlichen Zügen eine sehr richtige Spirallinie, welche in der Mitte des dicken Fleisches anfängt, und dann nach und nach den ganzen Umfang einnimmt. Auch an jeder Knieckehle haben sie zwey solche kleine, schwarze und wie ein S formirte Figuren eingegraben. Sie machten sich ein Vergnügen daraus, uns alle diese eingegrabenen Figuren sehen zu lassen, und schienen sich sogar damit groß zu machen.



Bildniss eines neuseelændischen Kriegers.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY.

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

22. Ein Neuseeländischer Krieger.

Die Männer dieses Landes sind so gros als die größten Europäer. Ihre Farbe ist braun, jedoch nicht viel mehr, als der Spanier ihre. Sie sind sehr fleischig, jedoch nicht faul, noch wollüstig, sie sind stark gewachsen und von guter Taille.

Der Charakter, die Lage, und Umstände dieser erbarmenswürdigen Völker, müßen denenjenigen Wunderdinge verrichten helfen, die unter ihnen eine Colonie anlegen wollten. Ihr Charakter macht sie der Freundschaft fähig, ob sie schon ein wildes und müssiges Leben führen. Es wäre ein wahres Glück vor sie, gesittet zu werden; die undankbare Natur reichet ihnen kaum ihre Erhaltung dar, daher sie gezwungen sind sich selbst aufzureiben, um nicht hungers zu sterben. Diese an den Krieg gewöhnten Völker, betrachten aus Gebrauch und Gewohnheit die Fremden als Feinde. Jedoch bemerket Cooke, daß, nachdem er ein Freundschaftsverständniß mit ihnen gemacht, er sie sehr selten falsch gefunden habe; ausser wenn sie gemerkt, daß man sich durch sie bereichern wolle.

Ihr Haar ist glatt, die Zähne gleich und weiß, die Gesichtszüge regelmässig, und erreichen ein hohes Alter.

Diese Neuseeländer sind so bescheiden und zurückhaltend, als Europens gesittesten Völker.

Die Frauensperſonen haben zwar nicht die Feinheit der Europäer, aber ihre Stimme iſt doch ſanft, ſie ſind gar nicht ſpröde, doch folgt ihre Ergebung erſt nach einem gemachten Geſchenke; Sie ſind an ihrem Körper nicht ſo reinlich wie die Otahiter; da ſie nicht in einem ſo heiſſen Himmelsſtrich wie jene wohnen, ſo baden ſie ſich auch nicht ſo oft.

Das Oehl womit ſie ihre Haare ſalben, wie die Isländer, macht ſie eckelhaft. Dieſes Oehl iſt geſottenes Fiſch- oder Vogelfett, die vornehmere brauchen friſches, die ärmern aber altes ranziges, das ſehr übel riechet.

Ihre Köpfe ſind nicht frey von Ungeziefer, ob ſie ſchon den Gebrauch der beinernen und hölzernen Kämme wiſſen.

Sie tragen kurze Bärte, die Haare binden ſie oben auf dem Kopf in ein Büſchel zuſammen, und ſchmicken es mit Federn, von verſchiedener Art. Manche Weiber, tragen das Haar kurz, andere laſſens über die Schultern fliegen.

Die Leiber der zwey Geſchlechter ſind mit ſchwarzen Flecken gezeichnet, die ſie Amoco nennen. Sie bedienen ſich der nemlichen Art wie zu Otahiti wo man es Tattow nennet. Die Männer zeichnen ſich ſtärker als die Weiber, welche blos die Lippen zeichnen: Jedoch malen ſie zuweilen auch ſchwarze Flecken auf andere Theile des Leibes. Die Männer hingegen vermehren von Jahr zu Jahr dieſe

biſarre

bisarre Zierathen, so daß sehr Alte über und über damit bedeckt sind, und zwar vom Kopf bis auf die Füße.

Ausser dem Amoco zeichnen sie sich auch noch mit Furchen, die sie sich auf dem Körper drucken, wie es aber geschiehet, ist nicht bekannt. Es sind gleiche Striche nach der Breite und Länge, dergleichen man an jungen Bäumen von einem Jahr bemerkt, allwo ein Einschnitt gemacht worden. Die jungen Personen schwärzen nur ihre Lippen, wie die Weiber.

Diese Furchen sehen häslich aus, indem die Ränder mit Zähnen eingekärbt sind, alles zusammen siehet ganz schwarz.

Die Verzierungen des Gesichts werden in Gestalt einer Schneckenlinie, mit gleicher Schönheit und Richtigkeit gezogen, und beyde Backen sind sich völlig gleich gezeichnet. Die Zeichnungen ihrer Leiber sehen dem Laubwerke eingelegter Arbeit auf altem Silbergeschirr ähnlich: jedoch sind nicht zwey Gesichter oder Leiber ähnlich gezeichnet. Den Hintern lassen die Neuseeländer oft von Zeichnungen frey; da ihn hingegen die von Otaheite vor allen andern Theilen herausputzen. Diese Indianer malen auch ihre Leiber mit rothem Ocker, entweder getrocknet oder mit Oele vermischt.

Ihre Kleidung wird aus in Stückchen zerspaltnen Schwertelblättern gemacht, die durch einander

gewebt werden, daß eine Art von Matte daraus wird, deren Enden 7 bis 8 Zoll lang an der obern Seite heraushängen. Ein Stück dieser Matte wird über den Achseln zugeknüpft, und reicht bis herunter an die Kniee; das andre wird rund um die Hüfte gewickelt, und fällt fast bis zur Erde nieder. Diese zwey Stücken sind an eine Schnur befestigt, die durch eine beinerne Nadel gesteckt wird, und sie zusammenhäftet. Das untere Kleid tragen Mannsleute nur zu besondern Zeiten.

Außer den gedachten Matten oder Plüsche haben sie noch zwo Gattungen von Tuch; die eine ist eben so grob, aber ungleich stärker, als engländischer Canevas. Die andere ist aus Fibern einer Pflanze gemacht, die in Fäden gezogen werden, einander durchkreuzen und binden, und den Strohtellern ähnlich sehen, auf die wir unsre Gerichte bey Tische setzen. An beyde Arten Tuch setzen sie bunte Verbrämungen, die wie der Mädchen Modeltücher aussehen, sehr niedlich und zierlich ausgearbeitet sind.

Was sie bey ihrer Kleidung als das zierlichste betrachten, ist Hundefell. Das schneiden sie in Streifen, und häften es auf verschiedne Theile ihrer Kleider. Da der Hunde nicht viele sind, gehen sie mit diesen Streifen sehr sparsam um. Einige wenige ihrer Kleider sind mit Federn geschmückt; und man sah einen Mann, der ganz mit rothen Papageyfedern bedeckt war.

Frauensleute binden niemals ihr Haar auf dem Wirbel zusammen, schmücken es auch nicht mit Federn, und sind der Kleidung halben weniger besorgt, als die Männer. Ihr Unterkleid ist dicht rund um sie gebunden, ausgenommen wenn sie fischen gehen; alsdenn aber haben sie Acht, daß die Männer sie nicht zu sehen bekommen.

Es traf einmal, daß einige vom Schiffsvolke sie bey dieser Arbeit überfielen; da versteckten sich manche zwischen den Felsen, die andern aber blieben so lange unter dem Wasser, bis sie sich einen Gürtel und eine Schürze aus Seeunkraute verfertigt hatten. Mit einem Worte, ihr ganzes Verhalten gab die feinsten Vorstellungen weiblicher Sittsamkeit zu erkennen.

Beyder Geschlechter Ohren sind durchbort, und die Löcher so ausgedehnt, daß ein Erwachsner den Finger durchstecken kann. Ihrer Ohren Zierrathen sind Federn, Tuch, Knochen, zuweilen Stückchen Holz. Viele von ihnen bedienten sich dazu der ihnen von den Engländern gegebnen Nägel; und Frauensleute putzten zuweilen ihre Ohren mit dem weißen Flaum des Albitroß, den sie vor und hinter dem Ohrläppchen in einen großen Büschel auszogen. Auch hiengen sie in die Ohren an Schnüren Meißel, Pfriemen, Hundezähne, und ihrer verstorbnen Freunde Zähne und Nägel.

Der Frauenspersonen Arme und Knöchel sind mit Muscheln, Beinen, und allem andern geziert, wodurch sie nur eine Schnur stecken können. Den Männern hängt ein Stück grünes Mariensglas oder Wallfischbein, darauf eines Menschen Bild gegraben ist, an einer Schnur um den Hals. Man sahe einen Mann mit durchstochnem Nasenknorpel, durch den er eine Feder gesteckt hatte, die über jeden Backen hinaus ragte.

Von den Seeländern überhaupt.

Die Seeländer haben keine Religionsübungen, doch haben sie Priester, welche den Göttern Gebete vortragen, und ihnen ihre zeitlichen Angelegenheiten empfehlen. Z. E. Unternehmung gegen ihre Feinde, deren Körper sie fressen, ja vermög ihren Religionsbegriffen sind sie genöthiget, die überwundenen Feinde zu fressen, denn die Seele dessen Körper von seinem Feind gefressen worden, wird zu einem ewigen Feuer verdammt, dahingegen die Seelen derjenigen deren Körper aus den Händen ihrer Mörder gerettet worden, so wie diejenigen, die eines natürlichen Todes gestorben sind, ihre Wohnung bey den Göttern erhalten. Sie begraben gewöhnlich ihre Toden.

Die Vielweiberey ist bey den Seeländern erlaubt, und mancher hat 2—3 Weiber, die unverheyratheten aber leben in Verachtung.

Sie

Sie besitzen wenig Kenntnisse, sind auch nicht neugierig solche zu erweitern.

Die Kleidung beyder Geschlechter ist einerley; sie bedecken sich mit einem Stück Zeug etwa 5 Schuh lang und 4 breit, den sie aus Flachs verfertigen; dieß ist ihre künstliche Arbeit, ob sie schon nur aus einer Menge Knoten oder Schleifen bestehet. Um sie zu verschönern setzen sie noch Stücke von Hundsfellen daran. Zwey Zipfel von dem Zeug gehen über die Schultern und werden auf der Brust mit dem übrigen, das den Körper bedeckt, verbunden, und ein aus Stroh geflochtenes Gurtband hält das Gewand um den Bauch veste. Der Zeug ist oft mit Vogelfedern besetzt. Die Weiber tragen manchmal um den Hals Hayfischzähne, ingleichen Schenkelknochen kleiner Vögel, oder eine seltene Muschel. Sie verfertigen ihre Waffen, die sehr nett und dauerhaft sind. Ihr Werkzeug dazu ist wie unser Hobel geformt, ihre Meusel sind von grünen Serpentinstein oder Jaspis. Eine Muschelschale, ein Stück Jaspis dient ihnen statt eines Messers, sie wissen von keinem andern Bohrer, als einem Hayfischzahn, der an ein kleines Stück Holz befestiget ist. Sie haben kleine Sägen, aus Fischzähnen an ein geschnitztes Holz bevestiget, womit sie die Körper ihrer im Krieg erschlagenen Feinde von einander theilen, und zwar mögen diese noch lebendig oder todt seyn.

Die Waffen bestehen aus Picken, Patoos, Hellebarden, und zuweilen aus Steinen. Die Picken sind von sehr harten Holz 5 bis 20 ja 30 Schuh lang, sie werfen selbige wie Wurfspiesse. Der Patoo oder Emeete' hat eine elliptische Form, ist ungefähr 18 Ellen lang, hat einen Grief von Holz, Stein, Beinknochen oder Jaspis, auf den sie sich in den Schlachten am meisten verlassen. Die Hellebarde oder lange Streitkolbe, hat 5 bis 6 Schuh in die Länge, das eine Ende ist voller Stacheln, und stellt einen ausgeschnittenen Kopf vor, das andere ist platt und an dem Rande scharf schneidend.

So grausam sie gegen ihre Feinde sind, so viel Gefühl verrathen sie bey dem Verlust ihrer Freunde.

Sie zerfetzen sich zu Ehren ihrer verstorbenen, Stirne und Backen mit Muscheln oder scharfen Steinen, so daß sich das Blut mit ihren Thränen vermischt; Sie tragen zum Andenken ihrer Lieben, eine aus grünen Stein geschnittene menschliche Figur an dem Hals, an welcher sie Augen von Perlmutter einsetzen.

NEW YORK
PUBLIC LIBRARY.

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Ein Chef von der Insel St. Christine.

23. Ein Chef von der Insel St. Christine.

Die Insel St. Christine, oder Waitahu hat ohngefähr acht Seemeilen in Umfange. Die Einwohner sind alle groß und wohl gebildet von gelblicher oder hellbrauner Farbe, aber sehr stark punktirt. So dick sind sie aber doch nicht als die vornehmen Tahiter, auch nicht so abgezehrt, als die auf der Osterinsel. Sie gehen alle völlig nackend, und tragen nur um die Hüften ein kleines Stück Zeug. Bart und Haare sind glänzend schwarz, und ihre Sprache kommt der Tahitischen am nächsten, nur können sie kein r aussprechen: Die Punktirungen bedecken den ganzen Körper und verdecken zugleich die Schönheit ihrer Gestalt, die Zierrathen stellen krumme Linien vor. Bey jungen Leuten die unpunktirt waren, sahe man die regelmäßigste Schönheit. Ihre Gesichtsbildung war offen, gefällig, und sehr lebhaft, ihre Augen groß und schwarz, das Haar schwarz gekräuselt und stark, nur bey wenigen sah es blond. Der Bart war wegen der vielen Punktirungen um das Kinn gemeiniglich dünn; Diese Leute sind so gastfrey und liebreich als auf Tahiti. Das gutherzige Betragen der Einwohner, ihre Sitten, Gestalt, Sprache und Kleidung, kurz alles zeigt daß sie mit den Tahitiren einen gemeinschaftlichen Ursprung haben.

Die Weiber sind hier nicht punktirt, welche Zierde nur den Mannspersonen eigen ist: sie sind sehr wohl gebildet, und gleichen den vornehmen Frauenzimmer auf Tahiti.

Der Chef dieser Insel mit Namen Honoo, (so in der Tahitischen Sprache eine Schildkröte bedeutet, diese Völker nehmen gern die Namen von Thieren an, gleichwie auch Nordamerikaner) trug einen Mantel von Maulbeerbaumrinde, nach Art der Tahiter, er hatte eine königliche Hauptbinde, einen Halskragen, Ohrengehänge, und Haarbüsche. Er war König von der ganzen Insel ohne daß man ihm Achtung bezeiget. Er schien verständig und von guten Charakter zu seyn; seine Gestalt war sehr auffallend, und Hr. Hodges zeichnete ihn nach der Natur.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY.

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Ein Mann von der Oster Insel.

24. Ein Mann von der Osterinsel.

Die Osterinsel oder wie sie in der Landessprache heißt, Waihu, liegt unter dem 27 Grade, der 4 Minute südlicher Breite, unter dem 110 Grade, der 45 Minute westlicher Länge vom Mittagskreise zu London, oder unter dem 109 Grade der 46 Minute westlicher Länge vom Mittagskreise zu Greewich.

Die Leute sind von mittler größe, mager, ihre Muskeln hart und steif, und den Bewohnern der Gesellschaftsinseln etwas ähnlich, aber nicht so schön. Einer hatte einen Bart; Ueber den ganzen Leib waren sie eben so gezeichnet, wie die Bewohner der übrigen Inseln. Ihre Ohrenlappen waren so lang, daß sie fast auf den Achseln lagen, und hatten so große Löcher, darein man wohl vier bis fünf Finger stecken konnte.

Die Einwohner giengen größtentheils nackend, nur wenige waren in Zeug von hellgelber oder Oranienfarbe gekleidet. Ihre Farbe ist Kastanienbraun, auf dem ganzen Leibe sind sie sehr haarig. Bart und Haupthaar waren stark und schwarz, ersterer aber gestuzt. Die ganze Kleidung bestehet aus einem Stückchen Zeug oder einen kleinen hellen Netz, das sie mit einem Gürtel um den Leib befestigen, und vornen herabhängen lassen, aber nichts bedecket. Einer hatte auf der Brust an einer Schnur einen

fünf Zoll langes Bein, Eveé Toharra genannt, in Gestalt einer Zunge hängen, welcher von einem Meerschweine (ein Fisch oder Eveé-Eeka) war. Die Sprache ist von der in Tahiti nur in der Mundart verschieden.

Einige tragen Mäntel von Tahitischen Zeuge, mit Zwirn gestept, und mit Kurkumawurzel gelb gefärbt ist.

Ihre Spieße sind von unförmlichen höckerigen Holze, an dessen Spitze ein scharfes dreyeckiges Stück Glas-Lava befestigt war. Einer führte einen Streitkolben, der an dem einen Ende mit Schnitzwerk verziert war, und ein paar andere hölzerne Keulen. Sie sind kleiner als die Neuseeländer, ihre Magerkeit und Mangel an Kleidung beweiset ihre Dürftigkeit. Die Frauenzimmer sind sehr klein und zart, und haben Punckturen im Gesichte, die den Schminckpflästerchen der europäischen Damen gleichen.

Sie sind mit ihrer natürlichen hellbraunen Farbe nicht zufrieden, sondern beschmieren sich noch das ganze Gesicht mit hellbraunen Röthel und über diesen noch eine schöne oranienrothe Lage der Kurkumawurzel, andere hatten sich weisse Streifen mit Muschelkalk gemalt. Das weibliche Geschlecht war insgesamt, aber sehr sparsam, bekleidet, sie sind ebenfals mager, überdiß hatte die brennende Hitze ihre Gesichtszüge verzerrt, die Augenbraunen zu-

sammen

sammen und die Muskeln des untern Theils des Gesichts nach den Augen hinauf gezogen. Sie haben dicke Lippen, schwarze und krause Haare, die sie aber sehr kurz verschnitten tragen. Ihre Augen sind schwarzbraun und klein, ihre Ohren lang, und die Löcher darinnen ungemein gros. Sie vergrössern solche durch ein aufgerolltes Zuckerrohrblatt, welches den Einschnitt im Ohre beständig erweitert. Die Männer tragen, um sich vor der unerträglichen Sonnenhitze zu schützen, einen von Grase zierlich geflochtenen Ring um den Kopf, der rings umher mit langen Federn aus dem Halse des Fregattenvogels besteckt ist. Andere haben große büschigte Mützen von braunen Menenfedern, die sehr dick sind: Noch andere tragen einen blosen hölzernen Reif um den Kopf, der mit langen weissen Federn von der Soland-Gans besteckt war, die Schatten und Kühlung geben. Die Weiber waren mit einem weiten Hut von artigen Mattenwerk bekleidet, der forn spitz war, hinten aber zwey Krämpen hatte, die Schultern zu schützen. Beyde Geschlechter tragen als Zierathen auf der Brust, ein Stück von Zungenförmigen Knochen, Halsbänder, und Ohrringe von Muschelschalen. Der König, oder Hereé, oder Haréekée, der Insel, so sich Ro-Toheetai nannte, hatte ein Stück Zeug von Maulbeerrinde an, welches mit Gras durchnähet, und mit Kurkuma gelb gefärbt war, wird weiter von Nie-

mand geachtet. Die Einwohner sind zum stehlen geneigt. Die Weibspersonen deren man etwa 30 bis 40 auf dieser Insel gesehen, (vielleicht weil sie sich in ihren zerstreuten Hölen versteckt hatten, und eben so gering war auch die Anzahl der Kinder,) scheinen nicht an einen Mann gewöhnt zu seyn. In allen mögen etwa 6 bis 700. Einwohner sich allhier befinden.

Auch im Handel und Begierde nach fremden Sachen, zeigen sie eine Aehnlichkeit und Verwandschaft mit den Einwohnern von Neuseeland, Tahiti, und den freundschaftlichen Inseln. Ueberhaupt sind alle diese Einwohner denen occidentalischen Insulanern so ähnlich, daß man an ihrer gemeinschaftlichen Abkunft nicht zweifeln kann. Ihre gelbbraune Farbe, ihr Punktiren der Haut, ihre Kleidung von Maulbeerrinde, ihre besondere Neigung zur rothen Farbe und Kleidung, die Form und Arbeit ihrer Keulen, die Art wie sie ihre Speisen zurichten; alles ist gleich. Hierzu kommt noch die Uebereinstimmung ihrer Sprachen, welche nur als Mundarten verschieden sind. Der ganze Unterschied unter den Einwohnern rühret blos von der größern oder geringern Fruchtbarkeit des Bodens her. Es ist etwas ausserordentliches, daß diese nemliche Nation sich über alle Inseln des weiten Oceans, von Neuseeland bis an die Osterinsel verbreitet hat, das ist beynahe eines viertentheils unsers Erdballs. Die Einwohner

der

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY.

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Ein Mann in Van Diemensland.

der Osterinsel sind nicht kriegerisch, sondern friedliche, gutmüthige, unschädliche Geschöpfe, und scheinet aus allen Bemerkungen zu erhellen, daß sie ehedem ein blühendes und gesittetes Volk gewesen, das durch die mächtige Revolution in der Natur in seinen jetzigen armseligen Zustand versetzt worden, welchen es also doppelt empfinden muß. Man findet auf den Spitzen mancher Berge Spuhren von Steinarten und Lava welche bestättigen, daß diese Insel durch einen feyerspeienden Berg gelitten habe. Ihre Religion ist bis jetzo noch unbekannt.

25. Ein Van-Diemensländer.

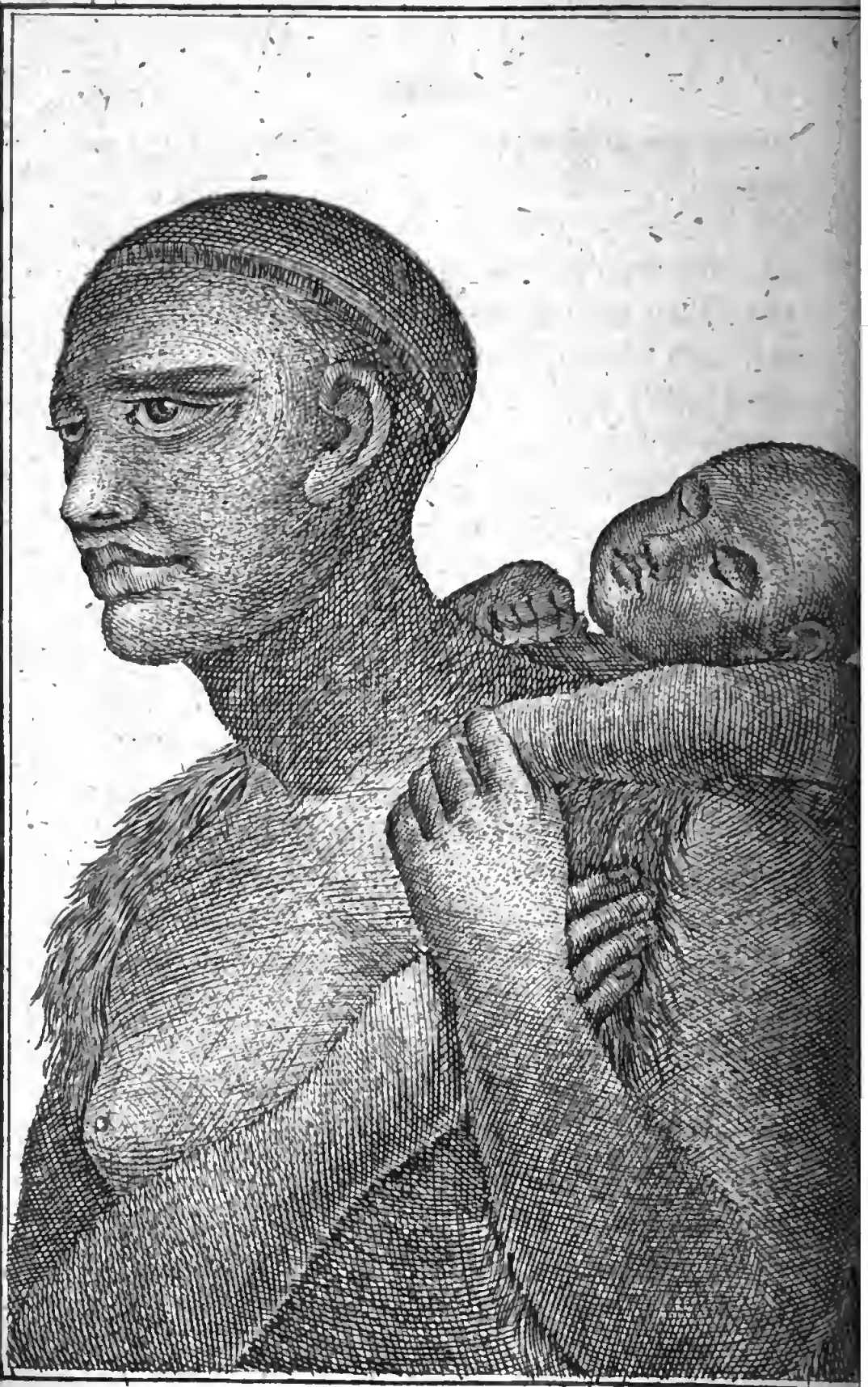
Die Einwohner von Van-Diemensland, welches die südlichste Spitze von Neu-Holland ist, schien bey dem geringen Grade ihrer Civilisation dennoch ein ganz gutes Völkgen zu seyn. Ihre Statur ist von gewöhnlicher Grösse, (Marion fand sie 5 Fuß und 3 Zoll) wohl proportionirt und etwas schlank, doch ist der Bauch etwas dicke, vielleicht deswegen, weil sie sich niemahls gürten. Die Farbe ihrer Haut ist dunkler als an den afrikanischen Negern, und scheint durch Schmutz schwärzer gemacht zu seyn, als sie von Natur ist. (Marion ließ einen abwaschen, und man fand seine natürliche Farbe röthlicht.) Das Haar ist auch schwarz kurz und krause, klebt aber, weil sie es mit einer Mischung von Fett und Ocker einschmieren, in kleinen Klumpen zusam-

men und kräuselt sich nicht. Die Gesichtszüge haben nichts widriges. Die Augen sind mittelmässig groß, haben weniger Weisses als die unsrigen, und geben, ohne weder helle noch von durchdringendem Blick zu seyn, ihrer Gesichtsbildung das Ansehen eines offenen, sanften und aufgeräumten Wesens. Sie haben gegen die Spitze zu eine breite und dicke, nicht so platte Nase wie die Negern, aber eben so aufgeworfene dicke Lippen. Keine rechte Adlersnase hat Cooke nicht gesehen. Der Mund ist etwas zu groß, vielleicht aber doch weniger, als es scheint, indem sie einen langen Bart tragen. Ihre Zähne sind breit, ungleich, und sehr schmutzig. Ihre Gesichtsbildung ist offen, treuherzig. Der untere Theil des Gesichtes springt, wie an den meisten Südinsulanern, hervor. Ausser dem Haupthaar und Bart beschmieren sich einige auch das Gesicht mit eben derselben Salbe. Um den Hals, imgleichen um die Fußknöchel, tragen sie Streifen von ungegerbten Kangouroofellen. Sie wissen von keinem andern Putz, ausser von breiten Punkturen oder Tupfen, die an verschiedenen Theilen ihres Leibes theils gerade theils krumme aufgeschwollene Linien oder Wülste formiren. Ihre Wohnungen bestehen theils aus kleinen von Stangen errichteten und mit Baumrinden bedeckten Hütten, theils aus Baumstämmen, die durch Feuer ausgehöhlt worden. Wahrscheinlich nähren sie sich von Fischen und Schaalenthieren, die sie kochen.

26. Eine

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY.

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.



Eine Frau in Van Diemensland

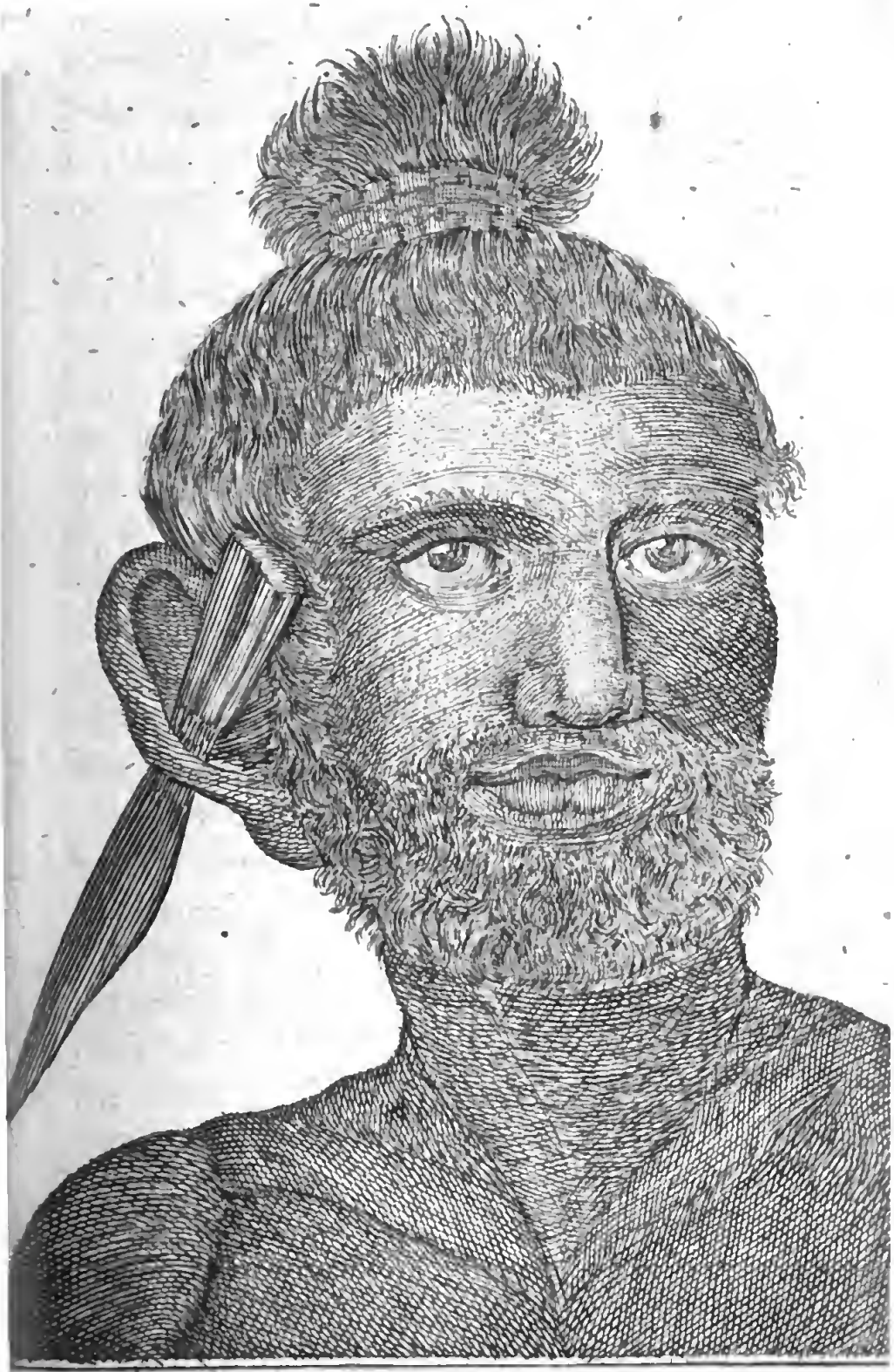
26. Eine Van-Diemensländerinn.

Die Weibsleute in Van-Diemensland sind eben so schwarz, aber kleiner, wie die Männer, auf gleiche Weise punktirt, und ihre Haare von eben derselben Farbe und Beschaffenheit. Einige haben den Kopf ganz glatt geschoren, andre schneiden sich das Haar nur auf einer Seite weg, auch haben einige eine solche Tonsur, wie die katholischen Priester. Sie gehen so nackend wie die Männer. Ein Kanguroofell, das sie über die Schultern und Lenden ziehen, dient ihnen nicht sowohl zur Kleidung, denn es läßt die Schaamtheile unbedeckt, als vielmehr, die Kinder, die sie auf dem Rücken tragen, damit vest zu halten; einige tragen auch ihre Kinder mit Stricken von Binsen auf dem Rücken angebunden. Diese hier abgebildeten nackten Brustbilder von Mann und Weib, scheinen richtige Abdrücke der viehischen Dummheit, die man dort an den Menschen bemerkte zu enthalten. In dem Weibe die ein schlafendes Kind auf dem Rücken trägt noch auffallender als im Mann. Sie gehen nackend, die Mannspersonen haben kleine Geschlechtstheile, und sind nicht beschnitten. Sie sind von breiter Brust die eingekerbt ist, wie an den Kaffern, und eingezogenen Schultern. Ihre Sprache ist sehr schwer, denn sie holen den Ton zu unterst aus der Kehle herauf.

27. Ein Einwohner von Mangeea.

Diese schöne Insel hat 5 Meilen in Umkreiß. Sie liegt im 21 Gr. 57 Min. südlicher Breite, und 201 Gr. 53 Min. östlicher Länge. Die Einwohner von Mangeea haben eine schöne Leibsgestalt, eine linde Haut, und man sieht an ihnen nichts von den Muskeln. Die Farbe ihrer Haut ist braungelb, ihre Statur mittelmäßig und etwas dick, das Haar schwarz, lang, gerade, und auf dem Scheitel mit einem Stücke Zeug zusammen gebunden. Auf dem Kopfe tragen sie etwas weisses, das bey einigen einem Turban, und bey andern einem hohen kegelförmigen Hut gleich siehet. Ihr Bart ist lang. Die Ohrlappen sind durchbohrt oder vielmehr geschlitzet. Die innere Seite der Arme bis an den Bug, imgleichen verschiedene andre Theile des Leibes sind tatuirt oder punktirt. Sie gehen meistens nackend, ausgenommen daß sie über den Schultern einen Mantel von verschiedentlich gefarbten Zeugen mit länglichten oder viereckigten Streifen tragen, und mit einer Gurtbinde, die zwischen den Schenkeln durchgezogen wird, die Geschlechtstheile bedecken. Sie tragen auch Pantoffeln, die aus einer Art Hundsgras geflochten sind. Es scheint, daß sie eben der Neigung zum Vergnügen ergeben sind, wodurch sich die O-Taitier auszeichnen, denn sie haben nicht nur ein lustiges Temperament, sondern kennen auch

gar



Ein Einwohner der Insel Mangeea

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY.

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Digitized by Google

gar gut die wollüstigen Geberden, welche die O-Taitier in ihren Tänzen anbringen. Wenn sie einen Fremden grüssen, so berühren sie seine Nase mit der ihrigen, und ergreifen hernach seine Hand, welche sie ziemlich hart an ihre Nase und Mund reiben. In den trüben Augen dieses Mannes dämmert kein Menschenverstand. Um den Mund herum finden sich einige Spuhren von Gutmüthigkeit. Auf dem Wirbel sind die krausen Haare in einen Knoten gebunden, und im rechten Ohr hängt ein Messer, das ihm die Engländer schenkten, und er brauchte sogleich seinen ohnehin schon durchbohrten großen Ohrlappen statt einer Scheide. Eben derselbe hatte auch zwey Perlenmutterstücke, und einen sehr eng geflochtenen Haarzopf am Halse herab hängen. Von diesen Einwohnern wissen wir von ihrem Charakter nicht viel mehr, denn daß sie ungleich roher, als irgend ein anderes Volk sind, so unter dem heißern Himmelsstriche wohnet.

28. Von den Negern.

Unter allen den verschiedenen Haufen menschlicher Geschöpfe, womit der Vater des Ganzen die Erde übersäet hat, sind keine, denen er eine stärkere Anhänglichkeit ans Leben, und einen heftigeren Abscheu vor dem Tode gegeben hätte, als den Negern an der westlichen Küste von Afrika, von Senegal an, bis Loango hinunter, keine, die er so wohl gegen Schmerzen und natürliche Uebel, als gegen schimpfliche und ungerechte Begegnungen anderer mit mehr Unempfindlichkeit ausgerüstet hätte, keine endlich, die er so sehr zu Sklaven für andere geschaffen, und dieser Bestimmung wegen mit mehr leidender Geduld bewaffnet zu haben scheinet.

Es läßt sich anatomisch darthun, daß die Neger, etwas näher, als wir Europäer ans Affengeschlecht gränzen, und daß die auszeichnenden Organe des Verstandes, die unsern Abstand von den Thieren verursachen, im Durchschnitte den Neger vielleicht etwas hinter uns zurück lassen. Schon das dem Neger einigermassen mit den Menschen ähnlichsten Affen gemeinschaftliche Klima, scheint zu verrathen, daß sie unter den Menschenvarietäten, sich dem Affen am meisten nähern.

Hr. D. J. R. Forster fand an den Bewohnern der Insel Mallikolo die mehreste Verwandschaft mit den Affen, weil sie klein, behend, hager, schwarz,

die Neger.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY.

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

und häßlich waren, ihre Hirnschädel sind nach seinen eigenen Beobachtungen, auf eine besondere Art von der Nasenwurzel aufwärts mehr platt und hinterwärts gedrückt; ihr Haar ist wolligt, die Backenknochen sind breit, und ihre Gliedmassen, besonders der Bauch, dünn, der ganze Körper, selbst der Rücken ist haarig. Die mehresten dieser Charaktere treffen auch den Neger. Nichts desto weniger sind die Negern wahre Menschen, so gut wie wir, von einem gemeinschaftlichen Stammvater mit allen übrigen Menschen entsprossen, und so gut und nichts weniger Menschen, als die schönste Griechinn.

Die Mohren haben eine platte Nase, die nicht, wie man glaubt, durch Eindrückung in der zarten Kindheit hervor gebracht, sondern angeboren wird; nebst dem ein krauses wollhaar und eine schwarze Farbe. Man kennet sie aber auch ohne die Farbe zu hülfe zu nehmen, an den dicken Lippen.

Beym Mohren ist der Uebergang vom Hinterkopfe zum Rücken flächer, weniger tief als bey uns ausgehöhlt, gerade als gienge dem Gehirnfassenden Schädel hinterwärts etwas ab: in noch weit stärkerem Grade ist dieses der Fall beym Affen.

Die Augenlieder sind kleiner, daher man weniger vom Augapfel zu sehen bekommt. Der Augapfel ist bis zu einer halben Linie rings um die durchsichtige Hornhaut schwärzlich, und das übrige nicht glänzend weiß, sondern gelblicht braun, fast wie bey

einigen Affen tingirt. Das ausnehmend schwatze Auge des Mohren, verträgt die brennenden Sonnenstrahlen beßer, auch die äußere Fläche der Gefäßhaut ist überall mit einem dunklern, vielleicht auch festern Schleime als bey uns überzogen, die wahre Nervenhaut im Augapfel ist auch fester als in Europäer, alles sind Einrichtungen, die das Land und Klima, worinnen sie zu leben bestimmt sind, verrathen.

Die Farbe der Lippen der Mohren ist schmuzig rosenfarb, bey einigen sind sie heller, bey andern sind sie weit tiefer schwarzroth, erstere findet man eher bey jungen, und letzte bey alten Mohren, aber nie sind sie so hochroth als bey uns. Die Ohren sind rundlichter, die Zähne stärker und dicker, auch vortheilhafter geformt, als bey uns. Bey Mohren weicht das flächere Vorderhaupt zurück, und eilt, sich an ein beynahe eben so flaches Hinterhaupt zu schließen.

Die Größe des Eingangs der Nasenhöle ist auffallend, durch diese weite Pforte zum Geruchsorgan, haben sie einen stärkern Geruch als die Europäer bekommen.

Ihre knöcherne Brust ist gewölbter als bey uns. Die Brüste der Mohrinnen sollen schlapp und hangend seyn. Die Schultern sind breit männlich und stark, doch weniger als bey uns.

Die

Die Neger in Guinea sollen sehr beschränkte Geisteskräfte haben, viele wären ganz dumm, und es gäbe einige die nicht über drey zählen könnten, von selbst dächten sie nichts, das Vergangene sey ihnen eben so unbekannt wie das Zukünftige, welches von dem Mangel der Uebung ihrer Verstandskräfte herrühre, und viel zu ihrem elenden Zustande beytrage. Warum die Haut einiger Nationen geschwärzt sey, kommt hauptsächlich von der grossen Sonnenhitze; die der Schweiß der Neger und selbst der Europäer in diesen Gegenden gelb färbt. Die Haut der schwarzen ist ein dicker weicher Sammet, nicht so gespannt und trocken wie die Haut der weissen: also hat die Sonnenwärme ein Oel aus ihrem Innern gekocht, das so weit hervor trat, als es konnte, das ihre Haut erweichte und das Netz unter derselben färbte. Das Hirn im Mohren ist nicht allemal dunkler als im Europäer; die Lippen die Zunge, die zarten Zeugungstheile z. E. die Eichel nicht dunkler, sondern vielmehr heller tingirt als die übrige Haut. Eine schwangere Europäerinn, wurde an ihrem Leibe, wo die Sonne nicht so stark hin konnte, und wo sie bedeckt war, nicht so stark gefärbt.

Hr. **Sömmering** fand bey vier Mohrenkörpern das Fett wachsgelb, die Galle um gar nichts dunkler als bey Europäern, sie war grüngelblich, so er vielleicht ihrer Krankheit zuschreibt, das Netz fand er gelblich schwarz. Der Nabel war rundlich

hervor-

hervorragend, wie ein kleiner Bruch anzufühlen. Die männlichen Geschlechtsglieder, waren unter einer langen Vorhaut dunkel fleischfärbig. Der Saamen soll etwas dunkler als bey Europäern seyn. Die Ursache des wollenhaares der Neger erläutert sich eben daher; da die Haare nur von feinen Saft der Haut leben, und so gar widernatürlich in der Fettigkeit sich erzeugen; so krümmen sie sich nach der Menge des Nahrungssaftes, und sterben, wo dieser fehlt. Die aufgeworfene Lippe wird auch bey weissen Menschen in der Physiognomik für das Zeichen eines sehr sinnlichen, so wie ein feiner Purpurfäden derselben, für das Merkmal eines feinen und kalten Geschmacks gehalten; was wunder also, daß bey diesen Nationen, denen der sinnliche Trieb eine der Hauptglückseligkeiten ihres Lebens ist, sich auch von demselben äussere Merkmale zeigen! Da nach den physiologischen Erweißen, die Lippen, die Brüste, und die Geschlechtsglieder, in einem genauen Verhältniß stehen.

Ein Negerkind wird weiß gebohren: die Haut um die Nägel, die Brustwarzen und die Geschlechtstheile, färben sich zu erst; so wie der Anlage nach, sich eben dieser Consensus der Glieder, unter andern Völkern findet. Hundert Kinder sind dem Neger eine Kleinigkeit, und jener Alte bedauerte mit Thränen, daß er deren nur siebenzig habe (aber wohl nicht von einer Frau allein?)

Mit

Mit dieſer Oelreichen Organiſation zur ſinnlichen Wohlluſt mußte ſich auch das Profil und der ganze Bau des Körpers ändern. Trat der Mund hervor; ſo ward eben dadurch die Naſe ſtumpf und klein: die Stirn wich zurück und das Geſicht bekam von fern die Aehnlichkeit der Conformation zum Affenſchädel. Hiernach richtete ſich die Stellung des Halſes, der Uebergang zum Hinterkopf, der ganze elaſtiſche Bau des Körpers, der bis auf Naſe und Haut zum thieriſchen ſinnlichen Genuß gemacht iſt. Wie in dieſem Welttheil, als im Mutterlande der Sonnenwärme, die Saftreichſten höchſten Bäume ſich erzeugen, wie in ihm Heerden der größeſten, munterſten, kräftigſten Thiere und inſonderheit die ungeheure Menge Affen ihr Spiel haben, ſo daß in Luft und Strömen, im Meer und im Sande alles von Leben und Fruchtbarkeit wimmelt: ſo konnte auch die ſich organiſirende menſchliche Natur, ihrem animaliſchen Theil nach, nicht anders als dieſem überall einfachen Principium der bildenden Kräfte folgen. Die feinere Geiſtigkeit, die dem Geſchöpf unter dieſer glühenden Sonne, in dieſer von Leidenſchaften kochenden Bruſt verſagt werden muſte, ward ihm durch einen Fibernbau, der an jene Gefühle nicht denken ließ, erſtattet. Laſſet uns alſo den Neger, da ihm in der Organiſation ſeines Klima kein edleres Geſchenk werden konnte, bedauern, aber nicht verachten; und die Mutter ehren, die auch beraubend zu

erſtat-

erstatten weiß. Sorglos verlebt er sein Leben in einem Lande, das ihm mit überfließender Freigebigkeit seine Nahrung darbeut. Sein geschlankter Körper plätschert im Wasser, als ob er fürs Wasser gemacht sey: er klettert und läuft, als ob jedes seine Lustübung wäre; und eben so gesund und stark, als er munter und leicht ist, erträgt er durch seine andre Constitution alle Unfälle und Krankheiten seines Klima, unter denen so viele Europäer erliegen. Was sollte ihm das quälende Gefühl höherer Freuden, für die er nicht gemacht war? Der Stof dazu war in ihm da; aber die Natur wendete die Hand und erschuf das daraus, was er für sein Land und für die Glückseligkeit seines Lebens nöthiger brauchte. Sie hätte kein Afrika schaffen müssen; oder in Afrika mußten auch Neger wohnen.

Abbildung eines Marokaner und einer Marokanerin.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

29. Marokaner.

Die Reiche Marokos und Fes gränzen gegen Mitternacht an die Straße und das mittelländische Meer, gegen Morgen an Sesghelmesa und das Reich Telemsan, gegen Mittag an die Gebirge, Atlas, Tafilet und Dra, und gegen Abend an das atlandische Meer.

Die **Mauren** sind mit andern Völkern vermischte Arabische Geschlechter. Ein schönes Volk von feinen Gesichtszügen, länglich runden Gesichtern, schönen großen feurigen Augen, länglichten und nicht breiten, nicht platten Nasen, von schönen, etwas in Locken fallenden, schwarzen Haar, mithin auch mitten in Afrika eine Asiatische Bildung.

Die **Mauren** und **Araber**, sind weiß und wohlgestaltet, ausgenommen diejenigen, die sich mit den Schwarzen vermischt haben, und welche also nothwendig von verschiedenen Farben seyn müssen, keinesweges aber mit den Negern, wie viele geglaubt haben, einerley schwarze Farbe haben. Den moralischen Charakter der Mauren ist es überhaupt schwehr ganz genau zu bestimmen.

Die **Mauren** haben insgemein von Natur viel Witz. Sie sind mäßig, sparsam, gegen ihre Obern geborsam, gegen Fremde leutselig, Liebhaber der Musik und Dichtkunst, herzhaft im Angrif, muthlos in Gefahr, und gute Reuter. Sie sind auch träg,

wollü-

wollüstig, eifersüchtig, rachgierig, voll Aberglauben, Heucheley, dem Raub und Betrug sehr ergeben.

Ihre Leibesbeschaffenheit ist ansehnlich, und schön; sie haben starke Gliedmassen, sind hurtig und zu anhaltenden Arbeiten geschickt.

Die **Mauren** beobachten so wohl in ihrer Kleidung als auch in den übrigen Häuslichen eine große Einförmigkeit und viele Sparsamkeit.

Unverheurathete Mannspersonen gehen mit ganz blossem Kopfe; die verheuratheten aber bedienen sich einer roth wollenen Mütze; und die **Scherifen, Reis, Richter** und **Rechtsgelehrte** tragen zum Unterschied eine Art des **Turbans**, der bey ihnen **Sched**, und auch **Aamame** genannt wird. Das nächste am Leib ist ein Hemet, in der Landessprache **Kamisa** genannt, welches tief über die Knie hinabreichet; mit offenen Aermeln, und am Halse gemeiniglich mit gelber Seide ausgenähet; hierauf folgt ein Unterkleid vom blauen, rothen, oder grünen Tuche, voran dicht mit kleinen Knöpfen besetzt; und dieß nennt man den **Kaftan**. Um die Mitte tragen sie eine seidene Schärpfe, in der Landessprache **Hazem** genannt; die Hofleute hingegen zur Zierde einen **Modhema**, das ist, eine lederne Gürtel mit einer Schnalle. Das Oberkleid ist ein Stück weißwollener Zeug, worein sich alle vom ersten bis zum letzten einzuschlagen pflegen, und zwar bis über den

Kopf.

Kopf. In Gegenwart des Königs wird der Haik von dem Kopf abgenommen, und ein Knopf darein gemacht, welches man Achat errua nennet. Diese Kleidungssorte wird bey ihnen Haick genennt. Einige tragen noch überdieß vom gleichen weißwollenen Zeug einen Zolham, woran eine Kappe befestigt ist, zur Bedeckung des Hauptes bey schlimmer Witterung. Aus eben dieser Kappe hanget tief über den Rücken hinab eine Quaste von Wolle, oder Seide; nur Leute von Vermögen tragen Beinkleider von weißen Leinen, die Seeleute aber von Tuch. Strümpfe gebraucht keiner, selbst der König nicht, es sey dann auf einer langen beschwerlichen Reise, und bey kalter schlimmer Witterung. An Füssen haben sie safianene Pantoffeln ohne Absätze, Scherbil genannt; jene der Frauenzimmer sind von rother, der Mannspersonen aber von gelber Farbe. Nur die Scherifen tragen brandgelbe, und einen grünen Bund auf dem Haupt. Ein lang geschlachteter Bart ist das Zeichen eines verheuratheten Mannes, dagegen ledige solchen ganz kurz tragen.

Ein Haick ist auch die Tracht eines Frauenzimmers, jedoch an Brüsten mit silbernen Hacken befestiget. Gehet sie öffentlich über die Strassen, so verhüllt sie das Gesicht bis an die Augen. Das ledige Frauenzimmer pflegt die Haare zu flechten, welches den verheuratheten nicht erlaubt ist, dagegen diese einen seidenen Schleier um den Kopf winden.

An den Ohren haben sie grosse Ringe, worinn Stein oder Glas eingefaßt ist. Unten an den Ohrlappen tragen sie noch größere mit Diamanten oder Steinen besetzt. Der Hals ist mit Perlschnüren geschmückt, woran Gold oder Silbermünzen hangen. An den Händen tragen sie gleichfalls Schnüre von Perlen, an den Fingern Ringe, und an den Füssen oder den Knöcheln ein Geschmeid. Das Gesicht schminken sie roth mit Kochenille; die Augenlieder schwarz mit der so genannten Farbe Kahol; die Hände brandgelb mit einem Kraut, das Henna heißt. Die Haare am Kopf sind ohnehin gemeiniglich von Natur aus schwarz.

Die Schönheit einer Marokanerinn bestehet darinn, daß sie fett und etwas braunlicht ist. Das Frauenzimmer wendet daher allen erdenklichen Fleiß an, fett zu werden, welches aber auch zum Nachtheil der Fruchtbarkeit ist, daher geschiehet es meistentheils, daß das Marokanische Frauenzimmer schon im 25ten Jahre aufhöret Kinder zu tragen. Sie sind vorzügliche Liebhaberinnen vom Baden. Jeder wohlhabende Maur hat sein eigenes Bad. Ihre Hauptbeschäftigung ist sich putzen, waschen und baden. Die Hausarbeit wird von ihren Sklavinnen, den Negerinnen, verrichtet; doch nähen und spinnen einige. Sie gehen niemals auf den Markt, weil alles von den Männern, so vornehm sie auch seyn mögen, eingekauft wird.

Die Marokaner sind nicht so große Liebhaber vom Toback wie die Türken, sie rauchen und schnupfen denselben nur bisweilen. Kaffee und Thee trinken sie selten.

Ihre Theologie gründet sich vornehmlich auf den **Koran** des **Mohamed**. Sie enthält eine unvollkommene Wissenschaft von den Eigenschaften Gottes, von der Vorherbestimmung, von Strafe und Belohnung in dem andern Leben, von Sendung der Propheten, und von dem Sittlichen und Unsittlichen in diesem Leben, in so ferne solches nicht den bürgerlichen Gesetzen unterworfen ist, welche Wissenschaft man vorzüglich von einem Mofti fordert. **ElKoran**, oder der **Koran**, kommt von dem Wort **Kara** her, so lesen bedeutet, theils weil er werth gehalten wird, gelesen zu werden, theils weil sie täglich fünfmal darinnen zu lesen verbunden sind. Sie haben so viele Ehrfurcht für dieses Buch, daß sie es gehörigerweise nicht anrühren dürfen, ohne sich vorher nach den vorgeschriebenen Regeln gewaschen zu haben. Sie schwören dabey, küssen es, legen es vor und nach dem Lesen auf die Augen und auf den Kopf, dulden nicht daß es in die Hände der Christen oder Juden kommt.

So bekannt es auch ist, daß **Mohamed** der Verfasser desselben ist, so legen sie dem Koran dennoch einen ewigen und göttlichen Ursprung bey.

Alle Marokaniſche Bewohner ſind jetzo Mohamedaner; der vornehmſte Hauptſatz ihrer ganzen Religion iſt dieſer; **es iſt kein Gott auſſer dem wahren Gott, Mohamed iſt der Apoſtel Gottes.** Sie glauben, die Engel ſind von einem reinen und feinen Körper, die aus Feuer geſchaffen worden. Propheten haben ſie eine unglaubliche Menge, aber ſie ſtehen nicht gleich hoch angeſchrieben. Den erſten Rang ertheilen ſie denen, die nach ihrer Meynung neue Geſetze gebracht haben, als **Adam, Jeſus** und **Mohamed.**

Sie läugnen zwar die Gottheit Chriſti, wie **Georg Höſt** S. 196. erzält, aber ſie halten ihn doch für den größten Propheten und Apoſtel vor **Mohamed.** Sie ſagen, daß er von der Jungfrau **Maria** geboren, von Gott inſpirirt, von dem heiligen Geiſt geſtärkt iſt; daß die Juden ihn nicht tödeten, ſondern daß ſie einen andern von ihnen kreuzigten, der ihm glich; und daß Gott ihn lebendig zu ſich genommen habe: wie man in dem Koran findet. Zu dem zweyten Range gehört eine Anzahl Patriarchen und Propheten, von denen ſie meynen, daß ſie ohne Sünde gelebt haben, und daß ſie hier auf Erden vollkommen heilig geweſen ſind. Darunter ſind, **Jonas, Job, Jakob, Soliman, Jeremias, Eſaia, Joſua.**

Die

Die Hauptpunkte ihres Gottesdienstes sind; Waschen und Reinigen, das Gebet, Fasten, Almosen, und die Wallfarth nach Meka.

Die mehresten Europäischen Nationen, welche zur See eine ausgedehntere Handlung führen, haben mit dem Könige von Marocko Friedenstractate geschlossen; als Frankreich, England, Holland, Dännemark, Florenz, der Kais. Königl. Hof zu Wien, allwo erst im Jahre 1783 den 17 April mit dem Marokanischen Botschafter **Mohamed Abdul Malik** ein Friedens- Freundschafts- und Handlungstractat, mittelst einer besondern Vollmacht, durch den hiezu bestellten Kais. Königl. wirklichen Hrn. Rath von **Jenisch** unterzeichnet und ausgewechselt wurde.

30. Die Ostindier. *)

1) Ein Indier von der Sekte des Schiwen.

Der wahre Ursprung oder eigentliche Stammvater der indischen Nation ist noch nicht bekannt, und wird auch wohl nie entdeckt werden, da man in ihren Büchern nicht die geringste Spur davon hat.

Die **Bramanen** oder Weisen und Vornehmsten in Indien bekräftigen alle einstimmig, daß die indische Nation vom Brama dem ersten vom höchsten Wesen erschaffnen Engel, den sie verehren, abstamme. Aus dem Kopf des Brama sind (gleich der poetischen Erdichtung von der Geburt der Minerva aus dem Gehirn des Jupiters) die Bramanen entstanden, der ihnen seine Weisheit mitgetheilt habe: aus den Armen, die **Rajputen**, die dem Kriegswesen und der Landesregierung vorstehen; aus dem Bauch die Kaufleute, die Waaren und Nahrung herbeyschaffen: aus den Füssen die Werkleute und das übrige Volk. So viel ist gewiß, daß sie von den Nachkommen **Noa's** abstammen, indem man den Ursprung des ganzen Menschengeschlechts (nach der Sündfluth) auf die drey Söhne des

*) Hiezu gehören fünf Abbildungen; 1) Ein Indier von der Sekte der Schiwen; 2) Ein Braman von der Sekte der Schiwen; 3) Ein Indier von der Sekte des Wischenu; 4) Ein Bramane von der Sekte des Wischenu; 5) Ein Indier auf Olles schreibend.

in Indier von der Sekte des Schiwen.

THE N
PUBLIC LIBRA
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

des Noa zurückführt. Vermuthlich stammen die Indier von Chus dem Sohne Chams, ab: Denn Chus bedeutet einen Mohren oder einen Schwarzen. Die Indier aber haben die schwarze Farbe entweder unmittelbar von ihrem Stammvater erhalten, oder die Sonnenhitze, die grade auf ihren Scheitel brennt, hat sie in der Folge geschwärzt. Chus gab den Namen der persischen Provinz die jetzt Susistan oder Chusistan genannt wird. Sie liegt am östlichen Ufer des persischen Meerbusens, zwischen der Provinz Farsistan, oder dem eigentlichen Persien, und dem Meerbusen von Bassora.

31.

2) Ein Braman von der Sekte des Schiwen.

Es giebt drey Klassen der Bramanen, als 1) die Sekte der Schiwen, 2) die Sekte des Gottes Lingam, 3) die Sekte des Wischenu. Von der dritten Klasse giebt es wieder zweierley, sie unterscheiden sich durch das Zeichen auf der Stirne, das einem Ypsilon gleichet; (man sehe das Kupf. No. 33.) alle Bramanen tragen von der Linken zur Rechten eine Binde, in Form einer Scherpfe, auf der bloßen Haut. Sie haben die Vollmacht zu den priesterlichen Verrichtungen.

Die Völker auf der koromandelischen Kiste, heißen Tamuler, sind lustigen Temperaments, lieben Spiele, Tänze, Komödien und Musik. Starke Getränke die den Menschen in den Zustand der Trunkenheit versetzen, werden von den Indiern verabscheuet.

Die Kleidung der Indianer bestehet aus einem Stückleinwand Kletse (Kleedje) genannt, womit sie die Lenden umschürzen, und sich bis an die Kniee bedecken, mit einem andern Stück umwinden sie den Leib auf verschiedentliche Art, und auch den Kopf wickeln sie in Leinwand, die so fein als Musseline ist. Viele, besonders auf der Küste, tragen grosse weite Hosen, die bis an die Knöchel reichen, und

einen

n Braman von der Sekte des Schiwen.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY.

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

einen langen weißleinwandenen Rock, der kreutzweise über die Brust geheftet ist. Die Reichen tragen diesen Rock oft auf aus Musseline, manchmahl mit Gold gestickt, und bedecken ihr Haupt mit einer Art von Turban. Die meisten gehen barfus, viele tragen Sandalen, einige auch Pantoffeln von Korduanleder oder Gold- und Silberstoffen, die sich mit einer langen und krummgebogenen Spitze endigen. In den Ohren tragen sie ungemein grosse ovale goldene und in der Mitte mit einer Perle oder einen Diamant geschmückte Ringe, wovon sie entsetzlich in die Länge gezogen sind. Manchmahl besteht ihre ganze Kleidung aus einem Stücke Leinwand, womit sie die Schaamtheile decken.

Ihre Frauensleute sind fast durchgehends klein, häßlich, unreinlich und eckelhaft. Die Augenbrauen färben sie sich schwarz. Sie dürfen nie mit ihren Männern essen, und sind eigentlich eine Art von Sklavinnen, denen sie aber doch mit einiger Achtung begegnen. Die gemeine Sitte ist nur Eine Frau zu haben, bey einigen Stämmen aber hat man mehrere, und besonders ist bey den Rajas die Polygamie nichts seltenes.

Den ganzen weiblichen Anzug macht ein Stück Leinwand aus, welches zwey oder drey mahl um den Leib geschlungen wird und ihn von den Lenden bis an die Füsse bedeckt, das eine Ende davon wird über die Schultern und den Kopf gezogen und fällt

dann auf den Busen, oft sind sie aber auch von den Lenden bis auf den Kopf ganz nackt. Auf der Küste Orixa tragen sie noch ein kleines Korset mit kurzen Ermeln, das hinten zugeschnürt wird und den Busen trägt, der übrige Leib ist bis auf den Nabel nackt. Einige tragen ihre Schürzen von gemalter Leinwand, und die reichsten von feinen Zeugen von tibetischer Schaafswolle.

Die meisten Weiber tragen an jedem Arm und Fuß Ringe von Gold, Silber, Elfenbein oder Korallen, die in Gehen ein Geklirre machen, das ihnen sehr wohl gefällt. Auch an die Finger und Zehen stecken sie grosse Ringe. Die flache Hand und die Fußsole färben sie mit dem Saft von Mindiblättern roth, und um die Augen mahlen sie einen schwarzen Kreis. In gewissen Kasten reiben sie sich den Leib und das Gesicht mit Safran. Vom Halse hangen ihnen goldene und silberne Ketten herab. Ihre Ohren sind an verschiedenen Orten durchstochen und mit Edelsteinen geschmückt, dergleichen sie auch an die Nase hängen. Die Haare salben sie mit Kokosöl, und tragen sie entweder geflochten, oder um eine Haarnadel gewunden. Die Wittwen legen ihre Juwelen ab, und tragen blos eine weisse Leinwand, die sich um den Leib windet.

Die Kinder beyderley Geschlechts gehen so lange, bis sie mannbar werden ganz blos.

Die

HE NEW YORK
UBLIC LIBRARY.

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Ein Indier von der Sekte des Wischenu.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY.

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

n Brämane von der Sekte des Wischenu.
Br

Die Weiber müssen sich, wann das gewöhnliche sich einstellt, einige Tage als unrein von der Gesellschaft absondern, alles, was sie berühren, wird als verunreinigt angesehen; und sie müssen sich durch Bäder und Getränke reinigen.

32. und 33.

3) Ein Indier von der Sekte des Wischenu.

Das höchste Wesen, welches wir Schiwen, andre aber Wischenu heissen, ist das Einzige, das wir für allmächtig erkennen. Es ist das Principium der fünf Elemente, die Substanz und denkende Kraft unsrer Seele. Es ist der Gott aller Götter, ewig und von Niemand gebohren, unermeßlich und gleich dem Lichte sich allenthalben verbreitend, hat das Weltall, Götter, Menschen und Thiere erschaffen, um seine Güte fühlbar zu machen, seine Weisheit, Macht und Anschläge sind unergründlich, es erhält alles durch seine Güte, hat schon einigemahl durch seine zernichtende Gewalt die Welt zerstöret, und wird sie auch künftig wieder zerstören.

Obschon dieser höchste Gott keinen Körper, auch nicht so klein als ein Sonnenstäubgen, besitzt, so nimmt er doch manchmahl eine sichtbare Gestalt an, damit seine vernünftigen in Finsterniß vergrabnen Geschöpfe Licht empfangen, ist aber dann gegen

Wollust

Wollust und Schmerz unempfindlich und seiner Natur nach alles Vergänglichen unfähig.

Kleiner als das geringste Sonnenstäubgen ist er doch unendlich grösser als das ganze Weltgebäude. Auf seinen Befehl bläst der Wind, scheint die Sonne, wärmt das Feuer, und fällt der Regen.

34.

5) Ein Indier auf Olles schreibend.

Die Indier schreiben mit einem Grabstichel auf Olles, nicht aber, wie man ehemals geglaubt hat, mit einem Griffel auf gewisse mit Wachs oder Mastix überzogene Baumrinden. Die Olles werden von den Blättern einer Art von Palmbaum gemacht, welche die Form eines Fächers haben, und dicke und dürre sind; die davon abgezogenen Blätchen heissen Olles. Der Schreibende legt die Olle auf die eine Hand, und gräbt mit der andern die Schrift darauf, die er dann mit Dinte überzieht. Sie schreiben auf beyden Seiten. Ein Buch zu heften, legen sich die Olles auf einander, und binden sie mittels einer durch ein am Rande dadurch gebohrtes Loch gezogenen Schnur zusammen.

Die Indier schreiben auch auf Papier, welches von den Mogolen bey ihnen eingeführt worden seyn mag, da alle ihre alten Bücher auf Olles geschrieben sind. Es wird selbiges aus Lumpen von Leinen-

und

Ein Indier auf Olles schreibend

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

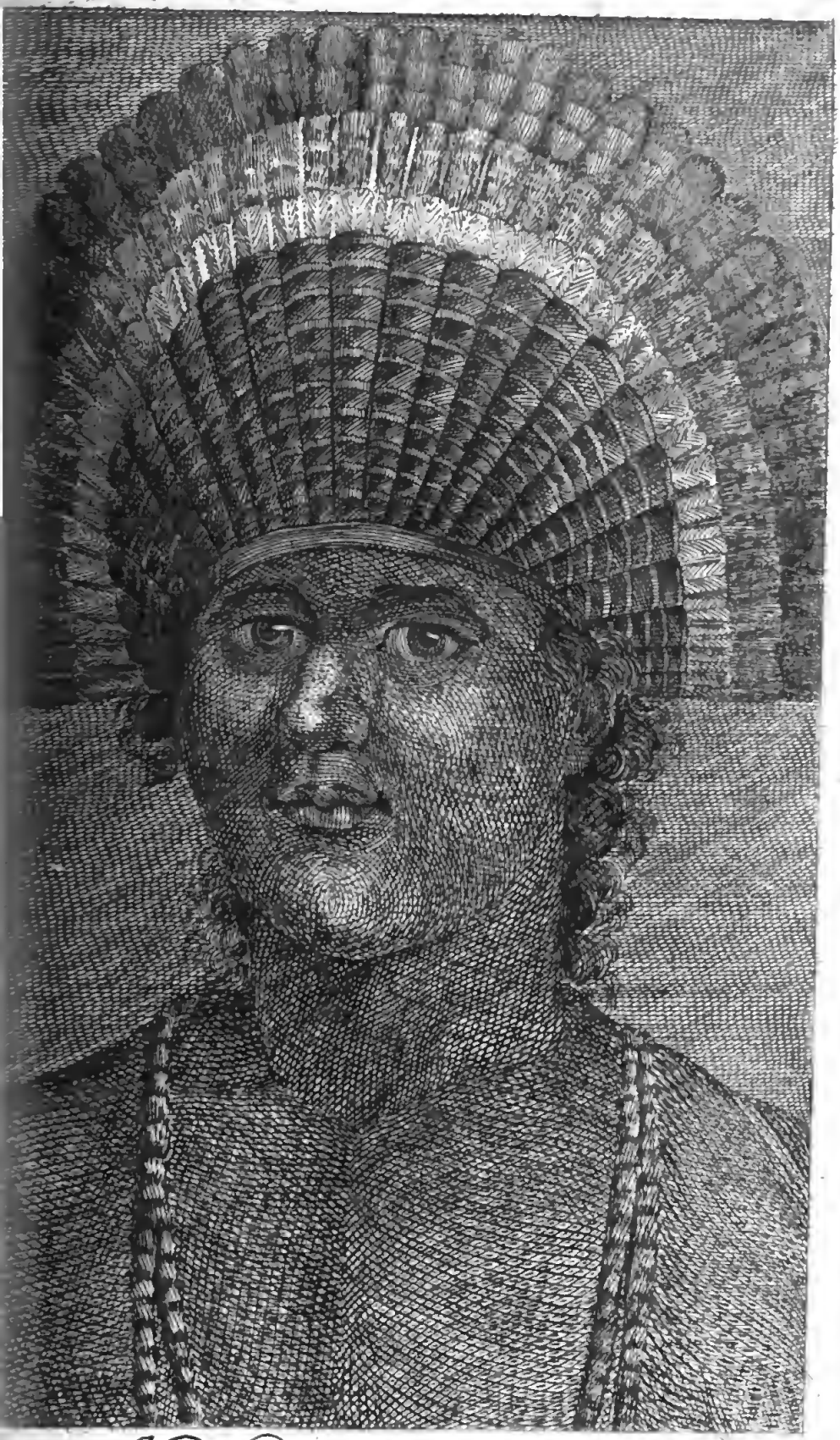
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

und Baumwollenzeug gemacht, und mit Reispappe geleimt, wovon es glatt wird und einen Firniß gleich dem Sſinesischen bekommt. Man macht dergleichen von allen Farben, oft goldenes und silbernes. Sie schreiben darauf mit einer Feder von Schilfrohr, und halten die Finger sehr weit von dem Schnitt entfernt. Gemeiniglich nehmen sie graufärbiges Papier und schreiben selten auf weisses, worein sie nur ihre Waaren zu wickeln pflegen.

Die Indier baden gern, und sind zur sanften Ruhe geneigt, denn ein junger Wilde den man zahm machte, war immer träge.

35. Poulaho, König der freundschaftlichen Inseln.

Dieser Mann war 1777. als ihn Cook sahe ohngefähr 40 Jahre alt, ausserordentlich dick, und wenn hier Rang und Ansehen nach der Dicke des Körpers abgemessen wird, so war er gewiß der vornehmste unter den Chefs, denn er war, seiner kleinen Statur ohngeachtet, so dick, daß er einem kleinen Faß gleich sahe. Seine Haare waren glatt, und seine Gesichtszüge wichen sehr von den bey dieser Völkerschaft gewöhnlichen ab. Er war verständig, ernsthaft, gesetzt, und neugierig. Keiner seiner Leute, unterstund sich stehend mit ihm zu reden, wenn sie etwas brachten, hockten sie zu erst zu seinen Füssen nieder, und dann legten sie das mitgebrachte hin, stunden auf, und begaben sich zurück. Beym Abschied legten sie ihren Kopf unter seine Fußsohle, welche sie mit der äussern und innern Seite ihrer Finger von beyden Händen berührten und rieben. Eine Frau war geschäftig mit einer Art von Fächer die Mücken zu wehren, welches so viel anzeiget, daß allhier eine Subordination statt findet. Er trägt einen rothen Federhut, dergleichen in sehr großem Werth stehen. Diese Hüte oder Mützen, werden von den Schwanzfedern der tropischen Vögel, mit dazwischen geflochtenen rothen Papageyfedern verfertigt, man bindet sie wie ein Diadem an die Stirne:



ulaho König der freundschaftlichen Inseln.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY.

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

ne: sie haben die Gestalt eines Halbzirkels, dessen Durchschnitt 18 bis 20 Zoll mißt. Die Farbe der Haut der freundschaftlichen Insulaner ist dunkler als kupferbraun, auch giebts Olivenfarbige, und einige sind sogar weiß, die der Sonnenhitze weniger ausgesetzt sind, dagegen die Haut der gemeinen Leute viel schwärzer ist.

Der König wird zu Friedensunterhandlungen, mit benachbarten Insulanern, wie auch Streitigkeiten zu schlichten gebraucht. Wenn er auf eine andere Insel verreiset, so hinterläßt er ein hölzernes Gefäß, woraus er seine Hände wäschet, dem sie eben die Ehrenbezeugungen erweisen, die sie seiner Person schuldig sind.

Die Einwohner sind zum stehlen geneigt, um nun die Diebe zu entdecken, läßt er das Gefäß reinigen, die Insulaner zusammen kommen, und einen nach dem andern dasselbe auf eben die Art berühren, wie sie seine Füße berühren: Der Schuldige aber der dieses thäte, würde augenblicklich durch die Hand der Götter getödet, wenn sich daher einer weigert, so ist das ein Beweis, daß er den Diebstahl begangen hat.

Diejenigen Weiber die einen Todten gewaschen haben, dürfen viele Wochen lang keine Speise berühren, und müßen sich von andern zu essen geben lassen.

Bey ihren größten und wichtigsten Festen, das sie begehen, werden der Gottheit Otooa, d. i. unsichtbares Wesen, auch menschliche, aus dem gemeinen Volk genommene Opfer, geschlachtet. Einen solchen schröcklichen Einfluß kann der Aberglaube und die dumme Unwissenheit in die Sitten des allerleutseeligsten Volks haben! Es hält diese barbarischen Todschläge für unentbehrlich, und glaubt die Gottheit würde unfehlbar den König ausrotten, wenn man diesen eingeführten Gebrauch nicht beobachtete. Der Sohn des Königs folgt seinem Vater in der Regierung, noch bey des Vaters lebzeiten muß der Prinz feierlich angeloben, sich seinem Vater niemals zu entziehen, und erhält, wie dieser, die nemlichen Ehrenbezeugungen.

Die Mannspersonen haben von der Mitte des Bauchs an, bis zur Mitte der Schenkel dunkelblaue Punkturen, der König ist an diese Sitte nicht gebunden, darf sich auch nicht, wenn er eine Trauer bekommt, Verwundungen zufügen. Die Kleidung der Männer ist wie die, der Weiber. (Man sehe die folgende Beschreibung.) Die Zierathen sind Halsbänder, von allerley wohlriechenden Blumen.

Die Mannspersonen besorgen den Ackerbau, den Bau der Häuser, der Fahrzeuge und den Fischfang.

Die Brodfruchtbäume stehen hin und wieder ohne Ordnung, und erfordern weiter keine Mühe.

Die

Die gemeinen Leute lassen sich an einer Frau begnügen, die Chefs aber haben mehrere, doch ist nur eine die Frau im Hause. Sie glauben die Unsterblichkeit der Seele, ferner daß die Seelen der Chefs sich von dem Körper trennen, und an einen Ort gehen, wo sie den Gott **Gooleho** antreffen, daß sie daselbst fortleben und alle Producte ihres Landes, die sie lieb hatten, im Ueberfluß antreffen werden. Die Seelen der niedern Klassen aber müssen eine Wanderung vornehmen; Sie beten kein sichtbares Geschöpf an, opfern ihren Göttern keine Schweine, Hunde, und Früchte wie die O-Taiier thun, aber Menschenopfer bringen sie ihnen. Noch glauben sie Untergottheiten, die im Wasser und der Luft herrschen, und wenn sie erzörnt sind, mit Wetter, Regen, Krankheiten an Vieh und Menschen strafen.

---

36. Eine Frau von der Insel Eaoo.

Diese Weibsperson, wie überhaupt diejenigen, welche auf den freundschaftlichen Inseln geboren, unterscheiden sich nicht so wohl durch ihre Gesichtszüge, als durch ihre Leibesgestalt, die gewöhnlichermassen nicht so nervigt wie die männliche ist. Diese Frau hat eine so zarte Bildung, daß man daran ihr Geschlecht erkennen, und selbige des Lobes, welches man sonst einer schönen und sanften Gesichtsbildung beylegt, würdig erklären kann, indessen sind doch dergleichen Physiognomien ziemlich selten. Es ist zu bewundern, wie mannichfaltig ihre Gesichtszüge sind, und man kann sie unmöglich nach allgemeinen Merkmalen karakterisiren. Es läßt sich zwar sagen, daß breite und unten dicke Nasen bey ihnen sehr gemein sind, aber dagegen hat man auch hundert mit Adlernasen gesehen, und Gesichter die den europäischen ähnlich waren.

Was ihre Schenkel, Beine und Arme betrift, sind sie sehr stark und wohl gebauet; ihre breite Schultern, und Muskulöse Leibesgestalt, scheint eine Folge der Leibesübungen zu seyn. Augen und Zähne sind gut beschaffen, doch sind letzte bey den Eingebohrnen der Freundschaftlichen Inseln nicht so weiß, und nicht so gut gereihet als bey andern Südinsulanern. So unvollkommen übrigens die

Gesichts-

Eine Frau von der Insel Eaoo.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY.

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Gesichtsbildung bey Weibspersonen ist, so sind doch die meisten Glieder derselben wohl proportionirt, und giebt einige, welche Künstlern zum Muster dienen könnten. Besonders Zeichen sie sich durch die ausserordentliche Kleinheit und Zärtheit ihrer Finger aus, welche mit den schönsten europäischen in Vergleichung gesetzt werden können. Bey allen schwarzen Völkern befindet sich eine Ausname in der Farbe, denn Cooke sahe einen Mann, einen kleinen Jungen, und ein Kind, die ganz weiß waren, und glaubt, ihre Farbe sey mehr eine Krankheit, als ein Spiel der Natur.

Die Gesichtszüge drücken übrigens das Sanfte und die Güte ihres Charakters sehr merklich aus, man nimmt an ihnen nicht den geringsten Zug von der Wilden Unfreundlichkeit gewahr, die sich auf dem Gesichte solcher Völker, welche noch in einem Stande der Barbarei Leben, zeiget. Ihr Betragen ist so ruhig, sie sind ihrer Leidenschaften Meister, und so unveränderlich in ihrer Aufführung, daß sie von Kindheit auf unter der strengsten Zucht gehalten zu werden scheinen. Dabey ist ihnen aber doch ein offenes und frohes Wesen eigen, ob sie gleich im Angesichte ihrer Chefs manchmahl eine ernsthafte Mine annehmen, die ihnen einen Anschein von Fühllosigkeit, mürrischen Wesen, und Zurückhaltung giebt.

Die Bewohner der Freundschaftlichen Inseln, sind von den Feindseligkeiten der übrigen Südländer weit entfernt.

Im Handel sind sie ehrlich, und geben zu verstehen, daß sie gegen Fremde auch ein Zutrauen haben. Kurz man trift an ihnen die meisten guten Eigenschaften an, die der Menschheit Ehre machen, als Fleiß, Redlichkeit, Anhaltsamkeit, Freundlichkeit und noch andere Tugenden. Das einzige, die Neigung zur Dieberey, ist an ihnen auszusetzen. Jedoch darf man durch Diebsstreiche einzelner liederlichen Leute nicht die Reputation eines ganzen Volks über den Haufen werfen. Vielleicht war ihre Lüsternheit nach fremden Sachen, die sie blendeten, hieran Schuld. Man sahe aber die Lebhaftigkeit ihres Verstandes dabey, wie sie die kleinen Diebereien mit vieler Geschicklichkeit, die Großen hingegen durch eine Reihe von Vorbereitungen und Versuchen ausführten. Ihr Haar ist glatt, dick und stark, und bey einigen kraus. Es ist fast ohne Ausname schwarz, aber die meisten färben es braun, oder purpurroth, auch pomeranzengelb. Die Weibspersonen tragen kurze Haare; die Mannspersonen stutzen den Bart ab, und beyde Geschlechte reissen die Haare unter den Armen aus.

Die Weibspersonen tatouiren nur die innere Haut der Hände. Die Kleidung der Weibsperso-

nen

nen beſtehet aus einem Stück Zeug, das zwey Ellen breit und dritthalb lang iſt, und ein und ein halbes mal um die Lenden geſchlagen, und mit einem Gurtband beveſtigt wird; Vorn iſt es doppelt, und geht wie ein Rock bis auf die Hälfte des Beins herab; was davon über den Lenden iſt, liegt in Falten und wäre hinreichend, die Schultern zu bedecken, die aber faſt durchgehends blos ſind.

Die Vornehmen tragen große Stücke Zeug, das gemeine Volk kleinere, oft nur eine Schürze von Pflanzenblättern oder den Maro, ſo ein ſchmales Stück Zeug oder eine Matte iſt. Ihre Ohrlappen ſind oft an einem oft an zwey Orten durchbohrt, darein ſie elfenbeinerne cylindriſche Stücke etwan drey Zoll lang ſtecken.

Sie lieben die Reinlichkeit, und baden ſich fleiſig, die Vornehmen überreiben den ganzen Leib mit Kokosöl, wovon ihre Haut ſehr fein und lind wird. Die Natur iſt hier ſehr freygebig, daher ihre Arbeiten ſehr kurz dauern und Zeit genug zum Vergnügen übrig behalten.

Die Weibsleute haben keine läſtigen Beſchäftigungen und verrichten ſolche zu Hauſe. Sie verfertigen 7 bis 8 Sorten Zeuge von verſchiedenen Graden der Feinheit. Man ſiehet geſtreifte, würfelichte und andere mit Figuren und allerley Farben. Dieſe

Zeuge

Zeuge lassen kein Wasser durch, und sind glänzend; sie verfertigen auch Kämme, kleine Körbe, alles so artig und mit einem Geschmack, das denen von O-Taiti vorzuziehen ist, und ein Fremder ihren Fleiß und Geschicklichkeit bewundern muß.

Man hört nichts von Untreue, die Frauensleute sind tugendhaft und mit ihren Gunstbezeugungen gar nicht verschwenderisch. Sie verfahren barbarisch mit demjenigen der im vertrauten Umgange mit einer Frau angetroffen wird. Cook erzählet; daß sie einen von ihren Landsleuten die Hirnschale eingeschlagen, und ein Bein zerbrochen hatten, welcher der Liebhaber einer Frau gewesen, die einem andern Mann von höherem Rang angehört habe; woraus er schließet, daß Untreue bey den Insulanern der freundschaftlichen Inseln streng bestraft werde. Die Züchtigung der Frau wäre nicht so scharf, denn sie bekomme nur einige schwache Schläge mit einem Stecken.

Ueber den Tod ihrer Freunde bezeugen sie grossen Schmerz, welches zum stärksten Beweise von der Güte ihres Charakters dient: sie schlagen sich mit Steinen, auf die Zähne, stoßen einen Hayfischzahn in den Kopf, bis das Blut in Tropfen hervorquillt, oder stechen sich mit einer Pike in den Hintern, unter die Achseln, und durch die Backen. Den Tod

halten

halten sie vor ein großes Uebel, wenn sie daher in eine schwere Krankheit fallen, so hauen sie sich mit einer steinernen Axt die kleinen Finger ab, und glauben die Gottheit lasse sich durch diß Opfer versöhnen, ihnen die Gesundheit wieder zu schenken.

Die übrigen neu entdeckten Völker werden wir, nach getreuen Abbildungen, in einer Fortsetzung liefern.

In der Vorrede beliebe man S. 2. erste Zeile, bestimmt hatte, und statt Hüst Höst zu lesen.

Ordnung der Kupfer.

1. Ein Man-Tschu. pag. 7
2. Ein Perser. 8
3 u. 4. Ein Nair und seine Frau. 10
5. Ein Singales. 11
6 u. 7. Ein Malaier und seine Frau. 13
8. 9. u. 10. Ein Djavaner und seine Frau, und eine reichere Djavanerin aus Batavia. 14
11 u. 12. Ein Macassar mit seiner Frau. 15
13. Ein Amboineser. 16
14. Die Grönländer. 22
15. Die Lappländer. 31
16. Die Isländer. 37
17. Die Sineser. 41
18. Die Neuseeländer. Takury. 43
19. Ein Neuseel. Mann mit einer Lanze. 46
20. Eine Neuseel. Frau. 49
21. Ein Neuseel. Mädgen. 49
23. Ein Chef von der Insel St. Christine. 61
24. Ein Mann von der Osterinsel. 63
25. Ein Van-Diemensländer. 67
26. Eine Van-Diemensländerin. 69
27. Ein Mann von Mangea. 70
28. Die Neger. 72
29. Die Marokaner. 79
30. Die Ostindier. Ein Indier von der Sekte des Schiwen. 86
31. Ein Braman von der Sekte der Schiwen. 88
32. Ein Indier von der Sekte des Wischenu. 91
33. Ein Braman von der Sekte des Wischenu. 91
34. Ein Indier auf Olles schreibend. 92
35. Poulaho, König der freundschaftlichen Inseln. 94
36. Eine Frau von der Insel Eaoo. 98

Beytrag

zu einer redenden

Naturlehre

und

Physiognomik

der Menschheit.

Zweites Bändchen.

Mit Kupfern.

Nürnberg
bey Chr. Weigel und A. G. Schneider
1791.

Vorbericht.

Diese Sammlung von Schilderungen merkwürdiger Völker aus den besten und neuesten Länder- und Reisebeschreibungen, ist eine Ergänzung und Fortsezung der in eben diesem Verlage erschienenen und von dem Publikum gut aufgenommenen redenden Naturlehre und Physiognomik der Menschheit, von welcher sie sich aber durch weitläufigere Beschreibungen der Sitten und Gebräuche der Völker unterscheidet, und dies, glaube ich, wird den Lesern um so angenehmer seyn.

Ich habe hier die erst neuerlich näher bekannt gewordenen Völkerschaften vorzüglich ausgehoben, und bey den übrigen nur die beßten und neueßten Schriftsteller benüzt. Dafür bürgen die Namen eines Matthews, Römer's, Isert's, Norris, Menzel's,

Sparrmann's, Patterſon's, le Vaillant's, Sonnerat's, le Gentil's, Bruce's, Groſier's, Kämpfer's, Thunberg's, Cook's, Forſter's, Philip's, Keate's, Leſſeps, Steller's, Portlok's und Dixons — deren Nachrichten alle, nebſt mehreren andern, bei dieſen Völkergemälden gebraucht worden ſind.

Sollte dieſer Verſuch Beifall finden, ſo würde ich bereit ſeyn, auf ähnliche Art, doch noch etwas weitläufiger, nach und nach die Schilderungen aller bekannten Völker unſerer Erde zu liefern. Bey dieſen iſt der Meſſe wegen etwas geeilet worden; welches ihm zu verzeihen bittet

Schriebs im Mai 1791.

Der Herausgeber.

Innhalt.

Innhalt.

I. Die Negern. S. 1.

Zuerſt von den Negern überhaupt, welche in der redenden Naturlehre beſchrieben und abgebildet ſind. Dann von den Guineiſchen Negern insbeſondere.
Quellen: vorzüglich Matthews, Iſert, Norris, Römer.

II. Die Hottentotten. S. 24.

Quellen: Menzel, Sparrmann, Patterſon, le Vaillant.

III. Die Kaffern. S. 38.

Quellen: Sparrmann, Patterſon, le Vaillant.

IV. Die Madagaskaren oder Madegaſſen. S. 53.

Quellen: Flacourt, Sonnerat, le Gentil, Makintosh, Beniowski.

V. Die Abyſſinier oder Habeſſinier. S. 63.

Hauptquelle: Ritter Bruce.

VI. Die Sineſer. S. 74.

Ergänzung und weitere Ausführung der Beſchreibung dieſes merkwürdigen Volks in der redenden Naturlehre.
Quellen: du Halde, Sonnerat, Groſier u. a.

VII. Die

VII. Die Japaner. = S. 88.

Quellen: Kämpfer und Thunberg.

VIII. Die Neuholländer. = S. 102.

Quellen: Cook, Forster, Philips.

Anmerk. Die van Diemens-Länder sind schon in der redenden Naturlehre beschrieben und abgebildet. Hier wurde vorzüglich auf die Neuholländer an der Botani-Bai Rücksicht genommen.

IX. Die Tahitier. = S. 108.

Quellen: Bougainville, Cook, Forster.

X. Die Palaos-Insulaner. = S. 122.

Hauptquelle: Keate's Reise des Kapt. Wilson.

XI. Die Kamtschadalen. = S. 128.

Hauptquelle: Lesseps — dann auch Steller und Kraschenikow.

XII. Die Nordwest-Amerikaner. S. 141.

Weitläufiger beschrieben, weil sie aus mehreren, sehr merkwürdigen, und noch wenig bekannten Völkerschaften bestehen.

Quellen: Cook, Portlok und Dixon.

Ordnung der Kupfer zu dieſem Bändchen.

1. Akraiſches Frauenzimmer, zu Seite 11.
2. Ein Hottentott, und
3. Eine junge Hottentottin, zu Seite 24.
4. Ein Kaffer, und
5. Eine Kafferin, zu Seite 39.
6. Kleidung und Waffen der Bewohner von Madagaskar, zu Seite 54.
7. Der groſſe Neguz (König von Abyßinien) ſpeiſet, zu Seite 65.
8. Sineſiſche Haushaltung,
9. Sineſiſche Mütter mit Kindern,
10. Sineſiſche Standesperſonen, und
11. Eine vornehme Sineſiſche Frau mit ihrer Bedienung, zu Seite 74. und 75.
12. Eingebohrne von der Botanybai, zu Seite 105.

13. Tahi-

13. Tahitischer Tanz, zu S. 109.

14. Abba Thulle, König von Palaos, und

15. Ludi, Gemahlinn des Königs von Palaos, zu Seite 122.

16. Kamtschadalen,

17. Ein Mann von Kamtschatka, und

18. Eine Frau von Kamtschatka, zu Seite 129.

19. Ein Mann von Nootkasund,
20. Eine Frau von Nootkasund,
21. Ein Mann von Prinz Wilhelmssund,
22. Eine Frau von Prinz Wilhelmssund,
23. Ein Mann von Analaschka,
24. Eine Frau von Analaschka,

} zu Seite 141. 142. 143.

I. Die Negern.

Die Negern bilden denjenigen ausgezeichneten Menſchenſtamm, der ſich ſo ſehr durch ſeine ſchwarze Leibesfarbe, krauſe, wollichte Haare und affenähnliche Geſichtsbildung von allen übrigen Völkerſchaften unterſcheidet. *)

Sie

*) Im allgemeinen ſind die Negern ſchon in dem Beitrag zur redenden Phyſiognomik der Menſchheit geſchildert. Ich liefre hier nur Bruchſtükke zur weitern Ausmahlung jener Skizze, aus den beſten und neueſten Reiſebeſchreibern geſammelt. Uebrigens findet man auch in den Berliner wöchentlichen Unterhaltungen über die Karakteriſtik der Menſchheit Vieles von den Negern.

Sie nehmen einen beträchtlichen Theil von unserer Erde ein, und bewohnen nicht nur in ihrem Stammlande Afrika die inneren Länder, und die West- und Ostküstenländer, sondern auch die Inseln Madagaskar, Neuguinea, Neubrittannien und mehrere von den ostindischen Inseln.

Wir begreifen aber unter der Benennung Negern nicht so wohl Völker von einerlei Abstammung, als solche Völker, welche die oben angegebenen karakteristischen Zeichen ihrer Gestalt mit einander gemein haben.

Sie machen eine Menge verschiedener grösserer und kleinerer Völkerschaften aus, die zum Theil ganz verschiedene Sprachen reden. Sie sind uns im Ganzen noch zu wenig bekannt, als daß wir sie gehörig klassifiziren könnten.

Unterdessen können folgende als Hauptzweige von Negervölkerschaften genannt werden.

1) Die **Ualoffer** oder **Jaloffer** in Westnigrizien, oder den Senegalländern.

2) Die **Mandingoer**, etwas südlicher, und weiter ins Innere hinein.

3) Die **Karraus**, bis an den Sierra Leonafluß.

4) Die verschiedenen oberguineischen Völkerschaften, vorzüglich die **Dahomer**, **Quaquas**, u. s. w.

5) Die

5) Die **Kalbongoer, Kongoer**, mit den **Angolaern** und **Benguelern** in dem sogenannten Niederguinea.

6) Die **Schaggaer** und **Anziker** im innern Südafrika.

7) Die **Gallas**, auf der Ostküste und in Habesch.

8) Die Negervölker im innern Nordafrika sind uns noch wenig bekannt.

9) Die **Madekassen**, auf der Insel Madagaskar.

Auch in der Leibesgestalt finden wir grosse Verschiedenheiten unter den mancherlei bisher bekannten Negervölkern. Ein neuerer Reisebeschreiber *) hat uns folgende Resultate seiner Beobachtungen mitgetheilt:

„Man hat an den afrikanischen Küsten allgemein die Bemerkung gemacht, daß die am Seestrande oder auf den Inseln wohnenden Völkerschaften durchgängig eine stärkere, besser gebildete, muthigere und thätigere Menschenart sind, als die im Innern des Lands wohnenden. Dieser Unterschied läßt sich vielleicht aus der Verschiedenheit ihrer Nahrungsmittel erklären, da die Küstenbewohner viel Fische genießen und auch eine gesündere Luft athmen.

*) Matthews, in der Beschreibung seiner Reise nach Sierra Leona. (a. d. Engl. 8. Leipzig 1789.)

Die **Bullamer**, **Tummaneyer** und **Bagoer** sind eine starke, thätige und wohlgestaltete Menschenrasse. Sie haben eine gute schwarze Farbe, gerade Glieder und angenehme Gesichtszüge, und sind von etwas mehr als mittlerer Größe. Besonders zeichnen sich die **Tummaneyer** durch eine offne, treuherzige Physiognomie aus, und viele von ihren Weibern sind in der That schön. So lange ich mich hier aufgehalten habe, habe ich nur zween mißgestaltete Menschen gesehen, und auch daran waren unglükliche Zufälle in der Kindheit Schuld.

Die **Susier** sind gelblich von Farbe und bei weitem nicht so wohl gestaltet, als die erwähnten Völkerschaften, doch sind sie meistentheils gerade gewachsen, haben aber dikke Lippen und plattere Nasen.

Die **Mandingoer** scheinen wieder von jeder der jezt gedachten Menschenrassen verschieden zu seyn. Sie sind lang und schlank. Ihre Farbe ist ein schlechtes Schwarz, sie haben ausnehmend kleine Augen und tragen Bärte, wie die Juden in Europa. Die Susier, Bullamer u. a. m. scheren sich den Bart, so lange sie jung sind. Sobald aber die Haare anfangen sich grau zu färben, lassen sie ihn wachsen; denn das Silbergrau des Alters wird bei ihnen für ein Kennzeichen der Weisheit gehalten, und in der That haben einige von ihren Greisen mit langen weissen Bärten, wenn sie in den Rathsversammlungen sizzen, ein recht ehrwürdiges Ansehen.

Der

Der Unterschied zwischen den freien Völkerschaften, die ich jezt beschrieben habe, und den Sklaven in den Niederlassungen ist so auffallend, daß ich gleich auf den ersten Blik erkennen kann, zu welcher von diesen beiden Menschenklassen jemand gehört, und mich darinn nie irre. Der Freie, stolz auf seine Freiheit, schreitet mit Würde und dem Bewußtsein seines Vorzugs einher, und sieht jedem dreist ins Gesicht; der Sklave hingegen von dem Gefühl seines Zustandes niedergedrükt, schleicht schüchtern und mit gesenktem Haupte vorüber. Auch sind die Sklaven durchgängig, (die an den Küsten gebohrnen ausgenommen) kleiner von Statur, und nicht so stark von Gliedmaßen, noch so wohl gestaltet, als die eingebohrnen Freien, und kommen aus dem Innern des Lands.

Die **Fulaher**, (**Fulier**, arabischer Abkunft) welche die Länder bewohnen, die hinter den jezt beschriebnen liegen, scheinen eine Mittelrasse zwischen den Arabern und den Schwarzen zu seyn. Sie haben viel ähnliches mit den ostindischen Laskars, denn sie haben, wie diese, eine gelbliche Farbe, langes grades schwarzes Haar, länglichte Gesichter und lange römische Nasen. Sie sind eifrige Anhänger des Korans, und liefern durch ihre Kriege zur Ausbreitung des muhamedanischen Glaubens, eine große Anzahl der Sklaven, die in dieser Gegend verkauft werden.

Die Sprache der **Susier** scheint der Stamm zu seyn, aus dem die Mundarten der Bagoer, Bul-

lamer und Timmaneyer hervorgesproßt sind. Sie klingt sanft und hat eine Menge Selbstlauter und Lippentöne. Die Sprache der Mandingoer dagegen ist, wie das Volk selbst, von allen andern ganz verschieden, und scheint mir ein verdorbenes Arabisch zu seyn, doch kömmt es nicht mit dem überein, was sie in ihren Schulen lehren, und die Sprache des Gebets nennen.

Die Gemüthsart der Einwohner ist sich überall ziemlich gleich. Sie sind ausnehmend träge, es wäre denn, daß sie zur Rache gereizt würden. Denn alsdann sind sie unversöhnlich, und wann sie einmal den geringsten Unwillen gefaßt haben, dann sind sie äusserst heimtükkisch und voller Verstellung, und versäumen keine Gelegenheit, ihre Rachgier zu sättigen, so bald sie es ungestraft thun können. Gegen gute Freunde aber bezeigen sie sich gastfrei und gütig, doch sind sie zu kleinen Diebereien geneigt und sehr unbeständig beinahe in Allem, was sie vornehmen.

Die Mandingoer hassen die Christen aus Gründen der Religion, und beehren die unter ihnen wohnenden Europäer, die sie häufig zechen, und schmausen sehen, mit dem Titel, Hunde; als ich mich aber ehedem unter ihnen aufhielt, ein entgegengesetztes Betragen beobachtete, und mit ihnen von den Lehren ihrer Religion sprechen konnte; begegneten sie mir in der äussersten Noth, da ich gefährlich krank war, so wie ichs nur immer von

den

den treueſten und zärtlichſten Freunden hätte erwarten können." ——

Dies ſpricht ſchon genug gegen die unvortheilhafte Meinung, die man gewöhnlich von dem Verſtande und dem moraliſchen Karakter der Negern hegt. Beſonders die, welche ſich dem niedrigen Geſchäfte unterziehen, den die Menſchheit brandmarkenden Negerhandel aus moraliſchen Gründen vertheidigen zu wollen, ſchildern uns gewöhnlich die Negern alleſamt nicht anders, als Geſchöpfe, die kaum einiges an ſich haben, das ſie zu Menſchen, zu Geſchöpfen macht, wie wir ſind. Es iſt wahr, daß es Negervölker gibt, die man dumm, ſtupid nennen kann, und wieder andere, deren Karakter nach glaubwürdigen Zeugniſſen an Schwärze ihrer Leibesfarbe gleicht. Dies ſind aber noch keine gültige Gründe, alle Negern für ſolche Geſchöpfe zu halten, da wir die Fähigkeiten und die Gutherzigkeit ſolcher Völker nicht nach unſerm Maasſtabe beurtheilen können, weil ſie unſre Kultur nicht haben, und wir auch nicht immer wiſſen können, welche Umſtände auf ihren Karakter ſo nachtheilig wirkten — und da es wirklich der beſſer gearteten Negervölker mehrere giebt, als der andern.

Es ſind Beiſpiele genug von den Seelenfähigkeiten der Negern, und von den bewunderungswürdigen Fortſchritten, die manche in dem Unterrichte der Europäer machten, vorhanden. Doch iſt

Afrika's glühendes Klima nicht der Himmelstrich, unter welchem Genies gedeihen.

Von dem Edelmuthe der Neger erzählt Isert*) ein ganz vortreffliches Beispiel, einen Zug, der die Unsterblichkeit verdient, und dem wir Europäer aus den neuern Zeiten kein Beispiel, als die Heldenthat des jungen Fabers**), an die Seite sezzen können. Hier die Negergeschichte:

„Ein Agraffi-Neger war, vielleicht durch Unglüksfälle, in Schulden gerathen, die er nun bezahlen sollte, und keine Mittel dazu sah. Er gieng zu seinem Glaubiger, und zeigte ihm an, daß er zur Bezahlung nichts weiter habe, als seinen eignen Körper, den er verkaufen könne, wenn er wolle. Der erhizte Kreditor gieng alsbald mit ihm zu unserm Fort Königstein, und verkaufte ihn; von wo er hernach mit mehrern Sklaven in der Halskette nach unserm Hauptfort transportirt wurde. Hier blieb er etwa sechs Wochen, bis das Schiff, womit er nach Westindien eingeschifft werden sollte, seine volle Ladung bekommen konnte. Während dieser Zeit hatte sein Sohn den edlen, mehr als kindlichen Entschluß gefaßt, sei-

*) In seiner Reise nach Guinea. Ein lesenswürdiges Buch! —

**) Der sich für seinen Vater auf die Galeere schmieden ließ. Man sehe Fisch's Briefe über das südliche Frankreich, S. 200. Man hat diesen schönen Zug auch auf das Theater gebracht.

seinen Vater aus den Ketten zu erlösen. Die väterliche Zärtlichkeit, die seinem Vater nicht erlauben wollte, ihn an seiner Stelle zu verkaufen, da er doch durch Natur- und Völkerrecht die Erlaubniß dazu besaß, hatte diesen unnachahmlichen Gedanken in ihm rege gemacht. Er kam deshalb mit einigen seiner Verwandten und wollte einen Sklaven umtauschen. Dieses geschiehet hier sehr oft, wenn nemlich die Europäer ihren Vortheil dabei sehen. Ich befand mich eben dazumal im Waarenhause der Handlung wegen, und ließ mir den, welchen sie verlangten, und zugleich den andern, den sie in seine Stelle geben wollten, zeigen. Und da dieser ein schöner Jüngling war, der vor seinem Vater eine Reihe Jahre voraus hatte, so war der Tausch sehr annehmlich. Man führte die Kette dieser Unglüklichen vor. Gott! wie innig gerührt mußte selbst der gestählte Menschenhändler werden bei der Szene, da der Sohn des Agraffi-Negers seinen Vater in den Ketten erkannte. — Er fiel ihm um den Hals und weinte Thränen des Danks und der Freude, daß er so glüklich sei, seinen Vater erlösen zu können. Man öffnete die Kette, nahm jenen heraus, und sezte diesen hinein. Er war völlig ruhig und bat seinen Vater, sich seinetwegen nicht zu betrüben. Inzwischen stellte ich die Geschichte unserm Gouverneur vor. Dieser von Menschenliebe durchdrungen, redete mit dem Vater und seinen Verwandten, ob sie den

Werth,

Werth, den man für ihn bezahlt hatte, in einer gewissen Zeit wieder bezahlen könnten? Sie gelobten das, der Sohn ward wieder aus den Ketten genommen, und alle reiseten vergnügt nach ihrer Heimath."

Dieser Zug zur Ehre der Menschheit spreche für die armen, unglüklichen Negern! — *)

In den Sitten und Gebräuchen sind die einzelnen Negervölker oft sehr von einander verschieden, ob sie gleich in der Hauptsache meist mit einander überein kommen.

Sie kennen wenig Bedürfnisse, und sind mit dem zufrieden, was die milde Natur ihnen reicht. Nur die Ankunft der Europäer auf ihren Küsten hat einige Veränderungen in ihrer Sittlichkeit hervorgebracht. Dahin gehören die nachtheiligen Folgen, die der erweiterte Sklavenhandel **) erzeugt hat, und der schädliche Gebrauch des Branntweins, den

---

*) Zur Betrachtung derselben nur noch einige Worte. Die meisten Negern haben den schröklichsten Begriff von dem, was ihren Landsleuten bevorsteht, die in die Sklaverei der Europäer gerathen; sie glauben, die Europäer verzehren oder opfern die Sklaven und machen aus ihren Knochen Schießpulver. (Matthews S. 159.) So erzählt Isert, (S. 306.) daß ihn erst ein Neger fragte, ob seine Schuhe von Negerhaut gemacht seyen, weil sie schwarz wären?

**) Der Negerhandel ist sehr alt, und wurde vor den Europäern von den Arabern getrieben, jezt aber stärker, als vorher. (Sprengel über den Negerhandel.)

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY.

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Akraiſches Frauenzimmer.

den die Europäer hier einführten. Auch der Puz der Negern hat durch die Tändeleien, welche die Sklavenhändler zuerst nach Afrika brachten, einige Veränderungen erfahren. Von diesem Puz der guineischen Negern müssen wir noch etwas mehr sprechen. Hieher gehört das erste Kupfer — **Akraisches Frauenzimmer** darstellend. **Isert** erzählt uns folgendes: „Die Kleidung der Akraer ist mit denen, die jenseits des Rio Volta, an der sogenannten Sklavenküste wohnen, bis Benin, meistentheils einerlei, doch sind sie in einigen Stücken verschieden, vorzüglich das schöne Geschlecht. Die Männer haben einen Gürtel, der bald aus Leder zierlich geflochten ist, oder aus einer silbernen Kette besteht, oder statt dessen auch eine Schnur Korallen über die Hüfte bevestigt. Durch diesen ziehen sie einen kleinen Streifen Kattun oder Leinwand, oder auch Seidenzeug von etwa einer halben Elle breit, und zwo Ellen lang, durch die Beine hindurch, und lassen die Enden vorne und hinten herabhängen. Je länger es hinten herabhängt, desto schöner ist diese Bedekkung, die eigentlich dazu bestimmt ist, die Scham im eigentlichen Verstande zu verhüllen, und welches wahrscheinlich ihre erste Bekleidung gewesen seyn mag, indem ein einziges Blatt von den Pisangen dazu hinreichend ist, diese Stelle zu vertreten, ist für jeden erwachsenen Neger eine Nothwendigkeit, die auch jeder Haußherr seinen Sklaven zugestehen muß.

Es

Es heißt in der Landessprache Täklä. Nachdem haben sie noch ein größeres Panties oder Stük Zeug, das für einen erwachsenen Neger 3 Ellen lang und breit seyn muß, das sie **Mammale** nennen. Dieses dient ihnen des Nachts zur Bettdekke, des Morgens zum Schlafrock, und des Tages zum Puz. Des Morgens, wenn es nach hiesiger Art ein wenig kühl ist, hüllen sie sich ganz darinne ein, und lassen nur den einen Arm heraushängen; des Tages hingegen, und in Gesellschaften, würde es wider die Wohlanständigkeit seyn, den Obertheil des Körpers mit irgend etwas zu bedekken. Es wird alsdann herunter geschlagen, und an der linken Seite ein wenig untergestochen; da das aber nicht vesthält, so gehet es jeden Augenblik auf, wenn sie sich viel bewegen; sie sind also genöthigt, es immer wieder zu bevestigen. Oft öffnen sie und bevestigen sie es zum Zeitvertreib, oder zum Spiele, wie bei uns die Damen den Fächer. Die Art des Zeuges, woraus der Panties gemacht ist, bestimmt den Reichthum oder die Vorzüge eines Mannes von den andern, so wie bei uns der Offizier von den Soldaten unterschieden ist Gemeiniglich sind es grobe baumwollene Zeuge, die aus Ostindien hieher kommen, oder gedrukte Katunne, Zize, halbseidene und seidene Zeuge.

Wenn der Neger diese beide (den **Täkla** und **Mammale**) hat, so ist er hinreichend bekleidet; zum Puzze hingegen (denn auch hier herrscht eine

Art

Art Luxus) sind noch verschiedene Dinge in dem Anzuge des Negers zu beobachten. Alle Neger scheeren ihren Kopf; die Alten, welche anfangen, graue Haare zu bekommen, machen ihn ganz kahl; die Jungen hingegen, lassen etwas davon stehen. Sie zeichnen zuvor mit Kreide auf den Kopf die Figuren, die sie wollen stehen laßen, und wissen so geschikt die zwischenstehenden Haare heraus zu holen, daß man sich verwundert. Manche haben Grundzeichnungen von Fortereßen, Blumen, Blumenstükken u. s. w. auf dem Kopfe. Einige bevestigen auch an den stehenden Haaren eine kleine Schelle von Golde. Diejenigen Stellen, die rasiert werden, müßen wenigstens alle acht Tage erneuret werden; Vornehme laßen sich täglich rasieren. An den Stellen außer dem Kopfe, und Barte, wo bei Erwachsenen auch Haare hervorzukommen pflegen, leiden die Neger beiderlei Geschlechts durchaus keine Haare, und selbst der Bart ist von sehr wenigen nur im Gebrauch getragen zu werden, am meisten lassen ihn junge Krieger bis auf 3 Zoll lang am Kinne wachsen. Er ist immer schwarz, sonst aber dem Barte eines Europäers ziemlich ähnlich.

Ihr übriger Staat ist bei einem und dem andern so sehr verschieden, daß man ein Buch davon schreiben könnte, wenn man alle die Arten des Puzzes anführen wollte. Einige tragen Ohrringe nach europäischer Art; andere ein Halsband aus

Ko-

Korallen, vorzüglich die Krepeer. Sie machen sich eine Art Korallen aus weißen Muschelschalen, die sie auf dem Steine zu diesem Gebrauch schleifen. Andere sehr Vornehme haben eine weitläufig bis über die Brust herunter hängende Schnur von Daumsdikken wahren rothen Korallen, das biß auf den Werth von 2 Mannssklaven (220 Thaler) ihnen an die Europäer kosten kann. Adeliche tragen auch um die Hand und am Halse Agreen, eine Korallenart, die aus Mosaik verfertigt sind. Auf diese sezen sie den gröstten Preiß. Eine einzelne solcher Korallen eines Fingers Dikke, und einen Zoll lang soll zu Zeiten den Werth von 7. Menschen kosten, da eine andere von derselben Art nicht den Preis von einer Unze Goldes übersteigt. Die Ursache, warum jene um so viel theurer ist, ist, daß sie von dem, oder jenem großen General oder Könige getragen worden sey, und je mehrere solcher hohen Herren man aufrechnen kann, denen sie gedient hat, oder in wie vielen bedeutlichen Feldschlachten sie mit gewesen ist, desto gröβer ist ihr Werth. Der Pöbel unsers europäischen Adels besizt also nicht allein den Ahnenstolz! Diese Kunst, die Mosaik zu machen, ist entweder verloren gegangen, oder niemals hier gewesen. Man konnte mir gar keine Nachricht geben, woher sie diese Korallen zuerst bekommen hätten. Es ist möglich, daß in dem goldnen Zeitalter der Egypter eine Kommunikazion zwischen diesen und den Negern

der

der Goldküste Statt hatte. Jezt und so lange, wie die Europäer hier frequentirt haben, (seit 1452) ist keine Gemeinschaft oder Handel dahin gewesen.

Um die Arme tragen die Neger öfter eine Menge Ringe oder Armbügel. Sie sind entweder aus Elfenbein oder Kupfer, Messing, oder diesen beiden Metallen in einander geschmiedet, oder auch Eisen verfertiget. Sie hängen ganz lose, manchmal zu 20. Stück, wenn sie von Elfenbein sind, auf dem Unterarm, sonst haken sie auch zu Zeiten einen in die Mitte des Oberarms, der das dikke Fleisch gewaltig einschnürt, daß, wenn es ein Europäer hätte, man einen Brand befürchten müße, an der Stelle, wo er sizt. Die Finger sizzen ebenfalls voll von Ringen, auf den Daumen eine Krone, die einen Zoll lang seyn kann, und wie eine Grenadiermüzze in die Höhe steht. Unter dem Knie haben sie zum öftern eine Schnur Korallen gebunden, davon Bastfäden in Büscheln, darin verschiedene Käntchen gemacht seyn müssen, herunterhängen; dieser pflegen sie sich doch nur allein zu bedienen, wenn sie reisen sollen.

Der Puz des schönen Geschlechts ist von dem der Männer allerdings verschieden. (Man sehe das Kupfer.) Eine schwarze Dame, wenn sie wohl angekleidet seyn soll, hat wenigstens 2 Stunden Toilette nöthig, um alles in gehörige Ordnung zu ihrem Anzuge zu bringen. Der Kopf nimmt hier ebenfalls den gröften Theil Zeit hinweg; indem

sie

sie ihn auf alle Art zierlich auszupuzzen wißen. Sie rasieren ihn, wie die Männer, in Figuren, jedoch von diesen in verschiedenem Geschmak. Auf der Scheitel laßen sie gewöhnlich einen breiten Schopf stehen, darin sie etwas Goldnes, die Spizze einer rothen Schwanzfeder von Papagayen, und manchmal etliche Aehren von Rohr bevestigen; nachdem sie sich den ganzen Körper wohl gewaschen, und mit einer Art wohlriechenden Talg, das sie aus einem Baum ziehen, der in denen höher im Lande gelegenen Gegenden wächst, eingeschmieret haben, muß erst die Schminke darauf gesezzet werden. Alle Arten von Farbe dienen dazu, die weiße ist die gemeinste, die aus einem feinern Thon oder Bolus besteht. Blau haben sie von den Europäern, und das ist Berliner blau. Sie rühren sie mit Waßer an, wie die Mahler zu thun pflegen, dann haben sie allerlei Figuren in Holz geschnitten, diese tauchen sie in die Farbe, und sezzen sie auf die Stirn, Bakken, Kinn, Brust, Bauch, Arme und Füße. Das Gesicht muß die kostbarsten Farben, als blau und grün haben, die übrigen Theile des Körpers aber müssen mit dem geringeren Weiß verlieb nehmen. Manchmal, wenn sie nicht viel Zeit haben, thun sie es nur gröblich mit den Fingern, wie auch die Männer jederzeit zu thun pflegen, wenn es aber darauf ankömmt, um öffentlich zu erscheinen, so werden drei oder vier andere Damen herbeigerufen, um

zu urtheilen, welche Figuren, oder wie die Farben am beſten zu ordnen ſind. Mich deucht ſie differiren in dieſer Meinung von unſeren europäiſchen Matronen, deren natürliches Kolorit durch die Zeit verwiſcht iſt, und das ſie doch gern durch die Kunſt erſezzen wollen, wenn es heimlich geſchehen kann. Wenn dieſes in Ordnung iſt; geht es zum Anzuge ſelbſt. Eine Menge von Korallen-Schnüren aus vielfärbigen Glaß-Korallen, einer kleinen Schnekkenart, die aus dem Königreiche Aſianthee kommt, blaue Laſurkorallen, geſchliffener Achat u. ſ. w. kommen herbei, und werden auf den ganzen Körper, am Halſe, an den Händen, unter den Beinen u. ſ. w. vertheilt, ſo daß am Halſe und den Händen die meiſten koſtbaren zu ſizzen kommen. Weiter: ſilberne oder auch gar goldene Bügel an den Händen, in der Stelle der Armringe der Männer mit daran hangenden Goldſtükken, als Louisd'ors und dergleichen, die ſie von den Europäern erhandeln. Die Finger ſowohl als Zähen werden voll mit goldnen und ſilbernen Ringen geſtekt. Um die Füße, da wo wir die Spornen zu tragen pflegen, wird ein ſtarker Bügel von Silber gehakt, der 16 Loth biß 1 Pfund ſchwer ſeyn kann.

Sie haben wie die Männer ihr Täklä, außer daß dies nicht über eine kleine Hand breit iſt, ſie laßen es aber nach vornen nicht herunter hangen, ſondern ſchlagen den Zipfel zurük; nach hinten

hingegen wird es in einem Balle aufgerollt, der, wenn der große Panties darüber kömmt, einem Sattel ähnlich sieht, der auch eben den Nuzzen hat, wie dieser, indem sie die Kinder darauf reiten laßen, wenn sie sie bei ihren Geschäften wollen bei sich haben. Ueber diesen Täklä kömmt alsdann der grose Panties, (Mamale), der die Größe hat, wie der Männer ihrer, nemlich 3 Quadrat-Ellen. Dieser wird über die Hüften geschlagen, so daß er fast das Ansehen bekömmt, wie bei uns die kurzen Frauenzimmer-Röke. Die Oeffnung des Ueberschlages ist nach vörne; so daß im Gehen die Knie, und zu Zeiten noch mehr sichtbar wird. Da nun die europäischen Zeuge niemals 3 Ellen breit sind, so sind sie genöthigt, sie zusammen zu nähen, welches mit einer künstlichen Naht geschiehet, die gerade den Sattel kreuzen muß, der oftmals mit Blumen aus vielfärbigter Seide durchnähet ist.

Der Panties selbst wird durch ein zusammen gelegtes seidenes Tuch über die Hüften vestgebunden, in deßen Knoten vor der kritischen Gegend ein großes Bund silberner Schlüßel, kleiner Glokken und spanischen Thalern hängt, die im Gehen ein Geklingel machen, daß man die Dame ein hundert Schritte weit hören kann, wann sie öffentlich erscheint. Am Ober-Leibe wird noch ein eben so großer Panties wie das Untere, unter die Achseln herum geschlagen, deßen äußerstes Ende über

die

die Schultern geworfen wird, und biß über den Rükken herabhängt. Dieſes muß allezeit von feinem Zeuge gemacht ſeyn, entweder aus Ziz, oder ſeidenen Zeugen, oder feinen oſtindiſchen Tüchern.

Nicht ſelten parfumiren ſie ſich auch eben ſowohl wie unſere ſüßen Herren, wozu man in den meiſten Häuſern zu dieſem Gebrauch ordentliche Zibetkazzen unterhält, von denen man wöchentlich das wohlriechende Schmalz aus dem hiezu beſtimmten Beutel, vermittelſt eines kleinen Löffels nimmt. In Ermanglung dieſes Fetts, das hier des häufigen Gebrauchs wegen theuer genug iſt, nehmen ſie einen ganzen Beutel des Thiers, und hängen ihn um den Hals; und ſollten auch dieſe fehlen, ſo bringen die Bergneger eine Art Blätter, die den Blättern unſers Waldmeiſters an Geruch und Geſtalt faſt gleich ſind. Dieſe flechten ſie zierlich in Roſen, und hängen ſie ſowohl zur Zierde, als des Geruchs wegen vor die Bruſt der Stelle des Beutels.

Eine Dame von Stande, (die erſte Figur des Kupfers) hat noch überdies eine Menge Zierraten um ſich her, die alle zu beſchreiben zu weitläufig ſeyn würde. Gemeine Weiber haben zwar auch zwei groſſe Panties, aber der übrige Puz fehlet ihnen entweder zum Theil, oder ganz und gar.

Wenn eine Frau ſchwanger zu ſeyn glaubet, verändert ſie alsbald ihren Puz. Sie läßt von der Zeit an ihre Haare wachſen, ſchminkt ſich

nicht mehr, und legt allen Gold- und Korallenstaat ab. Dagegen bekömmt sie von den Priesterinnen eine Art Manschetten aus Bast, die ersten Monate, um die Hände, hernach um die Knie, und zulezt dikke Wülste um die Knöchel. Die Manschetten sind dikke Bände, von einer weichen Art Bast, dessen Enden halbe Ellen lang herab hangen, und voller Knoten sind, deren jeder etwas besonders stiften soll in der Geburt, oder am Kinde, sie sind mit der Fetisfarbe oder rothen Erde bemahlt. Einige Familien sind gezwungen, ein Rehfell die ganze Zeit ihrer Schwangerschaft bei sich zu führen, welches sie nicht von sich legen dürfen, und im Fall sie arbeiten, auf den Rükken hängen. Je näher sie ihrer Entbindung sind, desto mehr vermehrt sich die Anzahl ihrer Amulete von den Priesterinnen, die für baare Münze nicht unterlaßen, ihnen eine Menge guten Rath und Segen zu ertheilen, ja täglich kömmt das Weib, und streicht und drükt sie auf den bloßen Leib mit ihren Händen, daß man glauben sollte, es müßten ihre Einsegnungen mehr physischen Schaden, als moralischen Nuzen bringen. In den lezten acht Tagen schmieren sie ihr den Kopf mit einem weich gemachten rothen Bolus, oder Lehmerde so voll in den Haaren, daß es wie eine Pechmüzze aussieht, und führen sie des Tages in Procession durch die Stadt. Diese Müze darf sie nicht eher abwischen, bis nach der Niederkunft. (Man s. die

dritte

dritte Figur.) Unverheirathetes Frauenzimmer trägt jederzeit, auch im gröſten Staate, nur ein groſſes Unterpanties, der obere Leib muß jederzeit bloß seyn. Ja, die Adamper dürfen niemals mehr als ein Täklä tragen, (siehe die 2te und 3te Figur) biß sie verlobt sind, oder ihr sogenanntes Heirathes-Kostüme gemacht haben, das darin bestehet, daß sie eine gewiße große Opferung an den Fetis machen müssen. Weil ihnen die Kleider also bis auf einen kleinen Streif in dieser Zeit untersagt sind, so tragen sie desto mehrere und theure Korallen. Zu dem Ende haben sie 6 bis 8 Schnüre geschliffener Korallen, deren jede einen Zoll lang, und einen Finger dikke ist, und die bei den Europäern 3 Stüber (6 Dreier) kosten, worauf sie ihre Täklä bevestigen. Eine solche Schnur Korallen kann biß 3 Unzen Gold (60 Thaler) zu stehen kommen.

Kinder beiderlei Geschlechts können ohne Scham bis in das achte Jahr herumlaufen, ohne irgend etwas anders als Korallen an sich zu tragen. Es sieht poßierlich aus, wie sie den ganz kleinen Kindern die Hände so wohl als Beine mit entsezlich dikken Korallen zu behängen pflegen, daß die armen Geschöpfe zu Zeiten nicht einmal für Korallen gehen können. Träfe es sich, daß das erste oder zweite geborne Kind einer Frau stärbe, so muß das dritte vorzüglich in Acht genommen werden. Zu dem Ende werden ihm eine Menge

Muſcheln, Schnekken und anderes Zeug in die Haare geheftet, die nicht eher wieder herausgenommen werden dürfen, biß das Kind über 3 Jahre alt iſt. Die Haare dürfen während der Zeit nicht raſirt werden.

Zu Fida ſah Iſert einmal eine Sklavin, die ſehr weit aus dem Lande gebracht war, und die eine Fingersdikke Koralle in der Unterlippe trug, die zu dem Ende wie ein Ohrlappen durchbohrt war. Solche ſonderbare frappante Moden ſieht man dort täglich, wenn von weit entlegenen Gegenden Sklaven ankommen. Alle Dunkoer, (ein Land, das über dem Königreiche Aſſianthee hinausliegt,) ſind mit Einſchnitten über den ganzen Körper, oder auch nur im Geſichte gezeichnet. Sie haben darin denn auch wieder ihre beſondere Moden, ſo daß man an dieſen Zeichen erkennen kann, von welcher Nation und Würde ſie ſind; nächſt dem haben ſie noch ihre beſondere Familienzeichen. Von den gutartigſten Sklaven ſind die, welche drei Linien auf jeder Seite des Geſichts biß auf die Hüften herunter eingeſchnitten haben. Im Ganzen genommen ſind die Neger wohl gebauet; man findet ſelten oder faſt gar niemals verwachſene Leute unter ihnen, deßhalb man auf den Einfall gekommen iſt, daß ſolche Kinder gleich bei der Geburt ermordet würden, welches aber grundfalſch iſt. Die Akraer haben vorzüglich feine Geſichtszüge, aber ſie ſind ſo groß und ſtark

nicht

nicht wie die Krepeer. Die Bergneger und Asiantheer sind allezeit von einer dunklern schwärzern Farbe; sie sind gelenkiger, als die Bewohner des Strandes, auch gemeiniglich von einer angenehmern Taille. Es ist an dem, daß der Umriß des Gesichts der herrschenden Menge der Neger allerdings von denen der Europäer verschieden ist; allein hie und da findet man noch Gesichter, die, ihre Farbe ausgenommen, selbst in der Mitte von Europa für Schönheiten passiren würden. Sie haben überhaupt etwas affenartiges, indem die Backenknochen, und die Knochen der Kinnbakken mehr hervorragen, als bei uns, und die Nasenbeine sind überhaupt kleiner, als die unsrigen, welches Anleitung gegeben hat, daß man glaubte, die Mütter drükten alsbald die Nasen ein, so wie ein Kind geboren würde, welches, wie mehrere dergleichen Nachrichten, erdichtet ist. Es giebt hier, wiewohl selten, Negern, deren Nase sich mit der besten europäischen Branntweinsnase meßen dürfte! Wenn sie sehr flach ist, so gehen die Nasenlöcher nicht, wie bei uns, mit der Nase in die Länge, sondern in die Quere, und diese Art Negern haben allezeit sehr aufgeworfene Lippen. Ihre Gesichtszüge haben sehr viel ähnliches mit den Judengesichtern. Ihr Haar ist niemals glatt, sondern allezeit wie Wolle, kraus und schwarz, sehr selten sieht man aber doch auch braundrothe. Wenn es beständig ausgekämmt unterhalten wird,

erreicht es eine Länge von einer halben Elle, aber es ist unmöglich glatt zu erhalten. Das krause Haar oder Wolle, die flachen Nasen und aufgeworfenen Lippen bleiben allezeit die karakteristischen Kennzeichen der Neger-Nazion. Die Haare unterscheiden sie fast allein nur von den Mohren, die jenseits des Senegal an der Marokanischen Küste wohnen, die oftmals mit den Negern für eine Nation gehalten worden, von denen sie aber deutlich verschieden sind.

II. Die Hottentotten.

Die Hottentotten sind in Ansehung des Wuchses, so groß, als die meisten Europäer. Daß man aber manche ziemlich mager aufgeschossene unter ihnen antrift, rührt von der sparsameren und eingeschränkteren Nahrung, und ihrer eben nicht sehr harten und beschwerlichen Lebensart her. Sparrmann will beobachtet haben, daß sie in Verhältniß der übrigen Theile des Körpers, sehr kleine Hände und Füße haben sollen. Ihre Bakkenknochen stehen sehr weit hervor, und da ihre Köpfe in dieser Gegend sehr breit, die Kinnbacken hingegen ausserordentlich schmal sind, so gehen ihre Gesichter immer spizer zu, welches ihren Gesichtern ein Ansehen von Magerkeit giebt, die gegen ihren übrigen ziem-

Ein Hottentot.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY.

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

ziemlich feisten Körper um so mehr absticht. Ihre Näse ist sehr flach und in der grösten Erhöhung nicht sechs Linien hoch; ihr Mund mehr groß als klein und mit den blendendweissesten Zähnen besezt. Ihre Haupthaare ähneln mehr einem schwarzen wollenen Ueberzuge, als wirklichen Haaren; der Bart wächst ihnen biß unter dem Kinne und unter der Spizze der Nase, und auch dieser siehet eher der Wolle als Haaren ähnlich, und auch diese wenige Spuren von Haaren, bemühen sie sich sorgfältig auszureißen, wodurch ihr Antliz ein ganz weibisches Ansehen gewinnt. Man hat bishero geglaubt, daß die Knaben um das zehente Jahr eines der Theile beraubt würden, deren sich die Natur zur Fortpflanzung des Geschlechts bediente, und daß die Mädchen vor der Schaam eine Art von natürlich fleischerner Dekke hätten. Beides sind Erdichtungen; höchstens haben die Weiber einen etwas größeren Klitoris, und etwas längere Nymphen, Folgen des Klima's und ihrer Lebensart.

Liebe zur Warheit erlaubt nicht, ihren Karakter sehr vortheilhaft zu schildern. Sie sind sehr träge, so träge, daß es beinahe an Gefühllosigkeit gränzt, denn Wohl und Weh rühret sie wenig, und nur die äusserste Noth kann sie bewegen, sich ihrer Faulheit zu entreissen, um sich nur die nothdürftigste Nahrung zu verschaffen, sogar den Hunger, dieses allgewaltige Mittel, suchen sie, bis die äus-

ſerſte Noth ſie zwingt, durch Tabakrauchen zu verſcheuchen; ſie ſind unwiſſend, und lieben ihre Unwiſſenheit, denn ſtatt ſich Kenntniſſe zu erwerben, muß man denken, die Hottentotten ſchlafen lieber. Sie fürchten den Tod auſſerordentlich, ſie erdulden alles, bis ſie es zur Gegenwehr kommen laßen, aber dann iſt ihre Vertheidigung verzweifelnd. Bei allen dieſen üblen Eigenſchaften kann man ihnen doch auch einige gute nicht abſprechen; alle Reiſende rühmen ihre Gaſtfreundſchaft, ſie ſind offen, und ihr Hang zum Nichtsdenken macht ſie unfähig zu jedem Trug. Ihre Neigung zu Tabak und ſtarken Getränken iſt unbegränzt, und doch überwindet er ihre Faulheit nicht, ſich dieſe Bedürfniſſe ſelbſt zu verſchaffen; ſie erwarten es, bis ſie ſie von den Kolonie-Hottentotten bekommen.

Sparrmann behauptet, und auch Menzel ſtimmt mit ihm überein, daß ſich die Hottentotten über den ganzen Körper mit Fett einſchmieren, und ſich dann mit Ruß noch mit einer Art von Wolluſt einreiben. Durch die Vermiſchung dieſes ekkelhaften Gemengſels, mit ihrem eigenen Schweiß, wird ihre eigenthümliche hell oder nußbraun gelbe Farbe, in eine noch dunklere verändert. Le Vaillant hegt aber gegen dieſe Behauptungen noch großen Zweifel.

Ihre mit Fett eingeſchmierten Haare werden mit Buchu eingepudert, und dann gleichen ſie ziemlich

Eine junge Hottentottin.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY.

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

lich einem Schaffell, an welchem ſich hie und da Porzionen Haare zuſammengebakken haben. Zu dieſen pflegen ſie gerne meßingene Knöpfe, oder ſonſt kleine Stükchen Meßing, oder Muſcheln, zu tragen; einige Nazionen tragen auch Ohrringe von Schnekkenhäuſern. Die Weiber tragen Halsbänder, die aus Muſcheln, Glaskorallen und meßingnen Kügelchen zuſammengeſezt ſind, und nach Verhältniß ihres Vermögens mehr oder minder reich ſind. Am Halſe hängt ihnen ihr Tabaks-Beutel, der zuvor einem Schafbock als Hodenſack zugehörte. Die ganze Zubereitung beſteht darin, daß man ihn einige Tage in Kühmiſt bringt, trocknet, und mit Fett einſchmiert, damit er geſchmeidig bleibe. Das Gewand, deßen ſie ſich zur Bedekkung ihrer Schaam bedienen, iſt bei den Männern ein weiter offener herabhangender Beutel, deßen Holung wohl dazu beſtimmt ſcheint, dasjenige zu verhüllen, was die Schamhaftigkeit nicht zu entblößen erlaubt, es in der That aber nur ſehr ſchlecht verrichtet. Dieſen Beutel nennen ſie mit dem orientaliſchen Namen **Schakal**. Als eine andere Bedekkung, welche die Anſtändigkeit von den Männern erfordert, kann man die beide ledernen Riemen anſehen, die gewöhnlich vom Ende des Rükgrades, tief auf die Lenden herabhängen, und die Geſtalt eines gleichſchenklichen Dreiek's haben, wovon die Spizzen an den Gürtel beveſtiget ſind. Dieſe Riemen ſind nur wenig bereitet,

und

und machen daher, wann der Hottentott gehet, ein Geklapper, und durch ihr Flattern vielleicht eine ihm nicht unangenehme Kühlung. Ihr einziger und eigentlicher Endzwek soll jedoch seyn, den Hottentotten beim Niedersizzen die Vertiefung des Hintern auszufüllen; sie werden alsdann hervorgezogen, so daß sie auch vorwärts bedecken, und zu beiden Seiten an den beschriebenen ledernen Beutel anschließen. Man hat Herrn Sparrmann berichten wollen, daß diese Theile beim Eßen nicht entblößt seyn dürften, er selbst hat bemerkt, daß sie dies zuweilen nicht beobachten. Einige tragen auch so wie ihre Weiber, Ringe von Elfenbein oder Meßing um die Arme. Einige Schriftsteller behaupten, die Hottentotten trügen ihre Weste im Winter mit der rauhen Seite nach innen gekehrt tragen, im Sommer hingegen die rauhe Seite herauskehren; Andere wollen, daß sie besondere Westen für den Winter und besondere für den Sommer haben sollen. Die Weiber scheinen schamhafter, sie bedecken sich mit mehr Sorgfalt als die Männer. Selten begnügen sie sich mit einer, meist mit zwei oft aber mit drei Bedekkungen, besonders zur Zeit ihrer Reinigung. Diese bestehen aus bereitetem und wohl eingeschmiertem Leder und schließen, mit einem Riemen bevestiget. Die äußere ist allezeit die gröste, und hält eine Viertel- bis halbe Elle in's Gevierte; gewöhnlich ist sie mit Glaskorallen und allerlei Figuren geschmükt.

ſchminkt. Sie dient blos zum Puz und gehet ohngefähr bis auf die halbe Lende herab. Die mittlere iſt etwa um die Hälfte kleiner, und ſoll dazu dienen, dasjenige, was die Schamhaftigkeit zu verhüllen befielt, zu bedekken, zu der Zeit, wenn die Prachtdecke abgenommen wird. Die dritte oder innere Dekke iſt kaum größer als eine Hand, und ſoll bei der monatlichen Reinigung, die ſie aber weit ſparſamer haben, als die europäiſchen Frauenzimmer, ihre gute Dienſte thun. Alle dieſe Schürzen, ſogar die mit Korallen beſezten, ſind eben ſo eingeſchmiert, wie der ganze übrige Körper. Die übrige Kleidung beſtehet meiſt in einem Pelze oder vielmehr kleinem Pelzmantel, von Schaffell, deßen rauhe Seite einwärts gekehrt iſt, und den ſie vorne auf der Bruſt zuſammenknüpfen; iſt es nicht ſehr kalt, ſo laßen ſie ihn nur nachläßig über die Schultern hängen; bei kaltem und regnigtem Wetter hingegen wikkeln ſie ſich darein hinein; daß ſie dieſe Pelze oder Weſten im Sommer auf der umgewendeten Seite tragen, haben wie ſchon oben bemerkt; iſt die Hizze ſehr heftig, ſo nehmen ſie es auch wohl ganz ab, und tragen es auf dem Arm. Die Weſten der Weiber unterſcheiden ſich durch nichts weiter von denen der Männer, als daß ſie hinten am Halſe eine Art von Kragen haben, der einem Beutel ähnlich ſiehet, in welchen ſie ihre Kinder tragen.

Sehr wenige tragen den Kopf bedeckt, diejenigen, die sehr nahe bei den Kolonisten wohnen, bedienen sich der europäischen Hüte. Ihre Weiber gehen auch meist mit bloßen Häuptern, oft aber sezzen sie auch eine kegelförmig gestaltete Müze auf, die aus dem Segment des Magens eines Thiers verfertigt ist, zuweilen ist diese Müze noch mit einigen Verzierungen verunstaltet. Der Unterleib ist derjenige Theil, den sie mit vorzüglichster Sorgfalt ausschmükken, um die Aufmerksamkeit des andern Geschlechts auf sich zu ziehen. Schuhe werden nicht allgemein getragen, und bestehen aus einer zuvor in Kühmist gebeizten, dann nach der Form geschnittenen, und mit Fett eingeschmierten Rindshaut. Diese Art von Schuhen haben wirklich ihre Vorzüge, sie sizzen sehr nett am Fuß, wie ein Strumpf und behalten ihre Form. Man kann sie zum Tragen leicht weich erhalten, und wird dann zuweilen der Rand etwas hart, so kann diesem leicht durch Klopfen und etwas Fett abgeholfen werden. Sie sind stark und halten lange, denn sie sind ohne Näthe, und die Sole nachgebend. Da Schuhe von gewönlich gegerbtem Leder, in dem sonnenheissen afrikanischen Sand bald bersten, so dauren dennoch diese von weniger zubereitetem Leder weit länger.

Ihre Heirathen geschehen also: Wann ein Jüngling sich ein Mädchen auserkoren hat, so sagt er es seinem Vater und seinen nächsten Verwand-

wandten. Haben dieſe nichts dawider eingewendet, ſo begleiten ſie ihn zum Vater der Dirne. Der Freier bietet der ganzen Geſellſchaft Tabak und Dacha an; nachdem man tapfer darauf loßgedampft, und von gleichgültigen Dingen geſprochen hat; ſteht endlich der Vater oder ein anderer Freiwerber auf, und hält um die Dirne für den Freiwerber an. Der nächſte Verwandte der Dirne gehet nun aus der Geſellſchaft, um ſich, ſeinem Vorgeben gemäß, mit ſeiner Frau darüber zu beſprechen, kömmt aber alsbald mit der Antwort zurük, die meiſtens das Jawort iſt. Sollte es aber wider Vermuten eine abſchlägiche Antwort ſein, ſo begiebt ſich der Freier mit ſeinem Brautwerber wieder ganz friedlich zurück. Im Fall der Vater in die Heirath willigt, die Tochter hingegen unzufrieden damit iſt, ſo iſt ſie gehalten, eine Nacht mit ihrem Freier auf der Erde zu liegen, und ſich ſeiner Liebkoſungen zu entwehren; kann er ihr aber nicht beikommen, welches jedoch nur ſehr ſelten der Fall iſt, ſo kann er keinen Anſpruch mehr auf ſie machen, hat ſie ihm hingegen eine Umarmung erlaubt, ſo iſt ſie ihn zu heirathen verbunden. Iſt die Heirath beſchloſſen, ſo bringt der Bräutigam einen oder mehrere Ochſen, nachdem das Mahl ſtark iſt, und die dann verſchmauſt werden. Kolbe beſchreibt eine ſehr weitläufige Zerimonie, wo der Bräutigam mit Urin beſprizt werden ſoll, die bei der Heirath vorgehen

gehen soll, die Menzel schon sehr eingeschränkt, Sparrmann hat sie nie selbst gesehen und nur von einigen Kolonisten vernommen, daß sie dafür hielten, daß sie in einigen Kraals üblich seien, nie aber hat sie ein Kolonist selbst gesehen, und le Vaillant hält sie mit Recht, wie es scheint, für eine Fabel.

Wann ein hottentottisches Weib ihrer Niederkunft nahe ist, so erweist ihr eine alte Frau aus der Horde die gehörige Hülfsleistung, welches um so füglicher geschehen kann, da ihre Geburten sehr glüklich sind, und man nur sehr selten etwas vom Mißgebähren hört. Die Sage, daß, wenn ein Weib Zwillinge gebährt, man eines davon umbringt, verdient Einschränkung, nur in einigen Kraals ist dies noch üblich, und die sich fürchten, nicht Muttermilch genug zu haben, um zwei Kinder ernären zu können, dann geschieht es zuweilen, daß sie eines von den Zwillingen in ein Fell wikkeln, und aussezen, damit sie von den Kolonisten gefunden und ernähret werden mögen; oft aber werden sie nicht gefunden, und müßen eines elenden Todes sterben. Sobald sie Mütter sind, erfüllen sie, mehr als die Weiber an irgend einem andern Ort, die Pflichten dieses ehrwürdigen Standes, und widmen sich ganz allen den schweren Bemühungen, die er erfordert. Das Kind kömmt von seiner Geburt an gar nicht von dem Rükken seiner Mutter. Diese beveſtigt ihre süße Last mit

einer

einer Schürze, welche sie und das Kind umgiebt; eine andere Schürze, die mit Riemen unter den Füßen des Kinds fest gemacht ist, hält es, daß es nicht heruntergleiten kann. Die lezte Schürze ist wie die erste, aus einer Thierhaut gemacht, und sieht einer Jägertasche ähnlich. Man ziert sie gewönlich mit einigen Lappen aus, und dies ist die Wiege des Neugebornen. Die Mutter mag zur Arbeit oder zum Balle gehen, oder auch selbst tanzen, nie legt sie ihr Kind ab. Dies Geschöpfchen, von dem man weiter nichts als den Kopf siehet, weinet und winselt auch niemals, außer wenn es Lust zu saugen hat. Alsdenn dreht die Mutter es um, und legt es an die Seite, ohne daß sie es auszupacken Ursach hat. Wenn sie aber bejahrt ist, oder schon mehrere Kinder gehabt hat; so rükt sie zu diesem Behuf ihr Kind gar nicht von der Stelle, sondern reicht ihm die Brust durch den Arm, oder über die Schulter her. Das Kind wird hierdurch zufrieden gestellt, hört sogleich auf zu weinen, und die Säugende tanzt ruhig fort. Wenn man glaubt, das Kind seie nunmehr alt genug, sich selbst helfen zu können, so legt man es vor der Hütte auf die Erde. Durch vieles Kriechen entwickelt es dann seine Gliedmaßen von Tag zu Tag, und lernt aufrecht stehen; allmälig bekommt es mehr Dreistigkeit, und wird stark genug, um laufen und Vater oder Mutter begleiten zu können. Nie sah le Vail-

laut Buklichte oder Hinkende unter ihnen. Bis ein Burſche achtzehn volle Sommer erlebt hat, geht er nur mit den Weibern um, alsdann wird er gleichſam zum Manne gemacht, welche Zeremonie Menzel alſo erzählt: Es wird ein Schmauß gehalten, wobei der Jüngling von den Aelteſten des Kraals wohl mit Fett und Ruß eingeſchmiert und mit Buchu beſtreut wird. Der alſo recht fett eingeſchmierte Jüngling ermangelt nicht mit ſeinen Händen und Nägeln in dieſe Salbe über dem ganzen Leib in die Länge und in die Quere tiefe Furchen zu ziehen, damit ſolche von der folgenden Eßenz recht voll angefüllt werden mögen. Der Aelteſte tritt ſodann zu dem Jüngling, und bepißt ihn von oben und unten und von allen Seiten, wobei ſich der Jüngling ſehr geſchäftig erzeigt, dieſen köſtlichen Balſam recht wohl einzureiben.

Sobald ein Hottentott ſtirbt, ſo begräbt man ihn in ſeinen ſchlechteſten Kros, und legt ihn ſo zuſammen, daß er ganz darin eingewickelt liegt. Seine Verwandte bringen ihn in eine von der Erde entfernte dazu gegrabene, aber nicht tiefe Grube, und bedekken ihn mit Erde, alsdann aber auch mit Steinen, wenn dergleichen in der Nähe ſind. Schwerlich kan ein ſolches Grabmal dem Anfall der Schakals oder Hyänen widerſtehen, und der todte Leichnam wird daher bald von dieſen Thieren ausgeſcharrt, und verzehrt. Wenn

der

der Anführer einer Horde verſtorben iſt, ſo gibt es mehrere Zeremonien, das heißt, der Hauffe von Erde und Steinen, unter welchen man ihn begräbt, wird dann anſehnlicher, und in die Augen fallender. Wenn der Todte geliebt war, ſo geräth die ganze Familie in Trauer; man bringt die Nacht mit Geſchrei und Heulen zu, und ſchimpft auf den Tod. Freunde, die dazu kommen, vergrößern den Lerm noch, den man weit eher für Trunkenheit der Freude, als Töne der Verzweiflung halten ſollte. Ihre Todte begraben ſie ſehr ſchnell, in wenigen Stunden, ſobald nur die Anſtalten zum Grabe gemacht ſind.

Menzel beſchreibt die Jagd der Elephanten, wie folgt: Wenn die Hottentotten einen einzelnen, von der Heerde verlaufenen Elephanten verſpüren, ſo verſammlen ſie eine groſſe Menge ihrer Nachbarn, bis ſie ſich ſtark genug glauben, ihn umringen und mal-kop machen zu können. Malkop iſt ein verdorbenes holländiſches Wort, das toll machen heißt. Entgehet ihnen das Thier nicht aus der Schlinge, ſo iſt es gewiß verloren, wenn ſie es umringen können. Alle Hottentotten, mit ihren Aßagayen bewafnet, binden ihre Weſte ab, und nehmen ſie auf ihre Arme oder Schultern. Ganz von weitem ſtellen ſie ſich in einen Kreiß um den Elephanten, und nähern ſich ihm dann mit langſamen Schritten, wodurch der Kreis immer kleiner, und die Mannſchaft enger geſchlo-

schloßen wird. Wie sie nun dem Thiere näher auf den Leib kommen, so sucht dieses, das durch nichts gereizt worden, ihnen auszuweichen. Allein die Hottentotten treten nun an die Seite, wo das Thier ihnen ausweichen will. So bald es einigen Hottentotten so nahe ist, daß sie es erreichen können, so werfen ihm die nächsten zehn oder zwölf oder mehrere Personen ihre Westen über den Kopf. Der Elephant, ungewohnt dergleichen Decken auf dem Kopf zu tragen, wird dadurch geblendet, bleibt auf der Stelle, und hat genug zu schaffen, diese Westen, mit welchen ihm die Augen bedeckt sind und der Rüßel verwickelt ist, abzuschütteln. Aber alle seine Mühe ist vergebens, denn kaum hat er einige abgeschüttelt, als ihn andre Hottentotten wieder mit noch einmal so viel Westen bedeckt haben. Wenn er endlich durch die Menge von Westen ganz betäubt ist, und nicht weiß, auf welcher Seite er sich hinwenden soll, springt endlich einer von den beherztesten Hottentotten hinterwärts an dem Elephanten in die Höhe, ergreift deßen kurzen Schwanz, an welchem er sich mit der linken Hand festhält, mit der rechten Hand aber mit seiner vergifteten Assagaye durch den Mastdarm so tief in den Leib sticht, als er nur immer kann. Der Elephant fängt durch den heftigen Schmerz, den ihm diese Wunde verursacht, zu rasen an. Weil er aber vor den vielen Westen, womit sein Kopf unaufhörlich beworfen,

worfen, und ſeine Geſtalt bedeckt iſt, nicht weiß, wohin er ſich wenden ſoll, ſo drehet er ſich nur in einem kleinen Kreis herum. Derjenige Hottentotte, der ihm ſeinen Aſtagaye in den Hintern geſtoßen hatte, kann ſich nicht lange mit der Hand an ſeinem Schwanz feſthalten, er läßt alſo ſeine Aſtagaye ſtecken, ſpringt herab, und läuft davon. Kann ein andrer Hottentotte die Stelle dieſes erſteren einnehmen, des Thiers Schwanz ergreifen, und die von ſeinem Vorgänger bereits hineingeſtochene Aſtagaye, noch tiefer in die Gedärme hineinſtoßen und herumdrehen, ſo wird das Thier deſto eher gefällt, und die Jagd deſto geſchwinder vollbracht. Kann dieſes nicht geſchehen, ſo hat es dennoch nur wenig auf ſich: denn da der durch die Weſten geblendete Elephant nichts anders thun kann, als ſich beſtändig in einem kleinen Kreis herum drehen, ſo ſtoßen ihn mittlerweile die ihm am nächſten kommende Hottentotten, ihre vergifteten Aſtagayen ſo häufig, und ſo unbarmherzig in den Leib, daß er ſich bald verbluten und fallen muß. Die Hauptſache iſt, daß die erſte Weſten, die auf den Elephanten geworfen werden, gut treffen, und ihm die Augen verblenden, alsdann iſt es nichts weniger als gefärlich, immer noch mehrere Weſten auf ihn zu werfen, und ihn mit vielen und gefärlichen Wunden zu fällen. Obgleich die Aſtagayen vergiftet ſind, ſo eßen dennoch die Hotten-

totten das Fleisch der damit erlegten Thiere, denn alle diese Gifte sind nur dann schädlich, wenn sie unmittelbar in das Blut kommen, aber auf den Magen äußern sie nicht die mindeste üble Würkung.

Von der Rechtspflege der Hottentotten weiß man so viel mit Gewißheit: eine auf der That ertappte Ehebrecherin wird mit dem Tod bestraft. Eine Schwängerung im ledigen Zustand kann mit der Heirath und einem Gemeinschmauß gebüßt werden. Zänkereien geschehen nur, wenn sie von ihrem Honigwaßer trunken sind, und auch diese schlichten die Weiber bald. Diebstähle sind, wegen ihrer politischen Verfassung, wo nicht nur ein jeder das seinige kennt, sondern wo auch das ganze Kraal genau das Eigenthum eines jeden Einzelnen kennt, eine bloße Unmöglichkeit. Landes-Verrath, wovon Kolbe ein Beispiel wißen will, läßt sich kaum mit den geringen Begriffen dieses Volkes zusammen reimen.

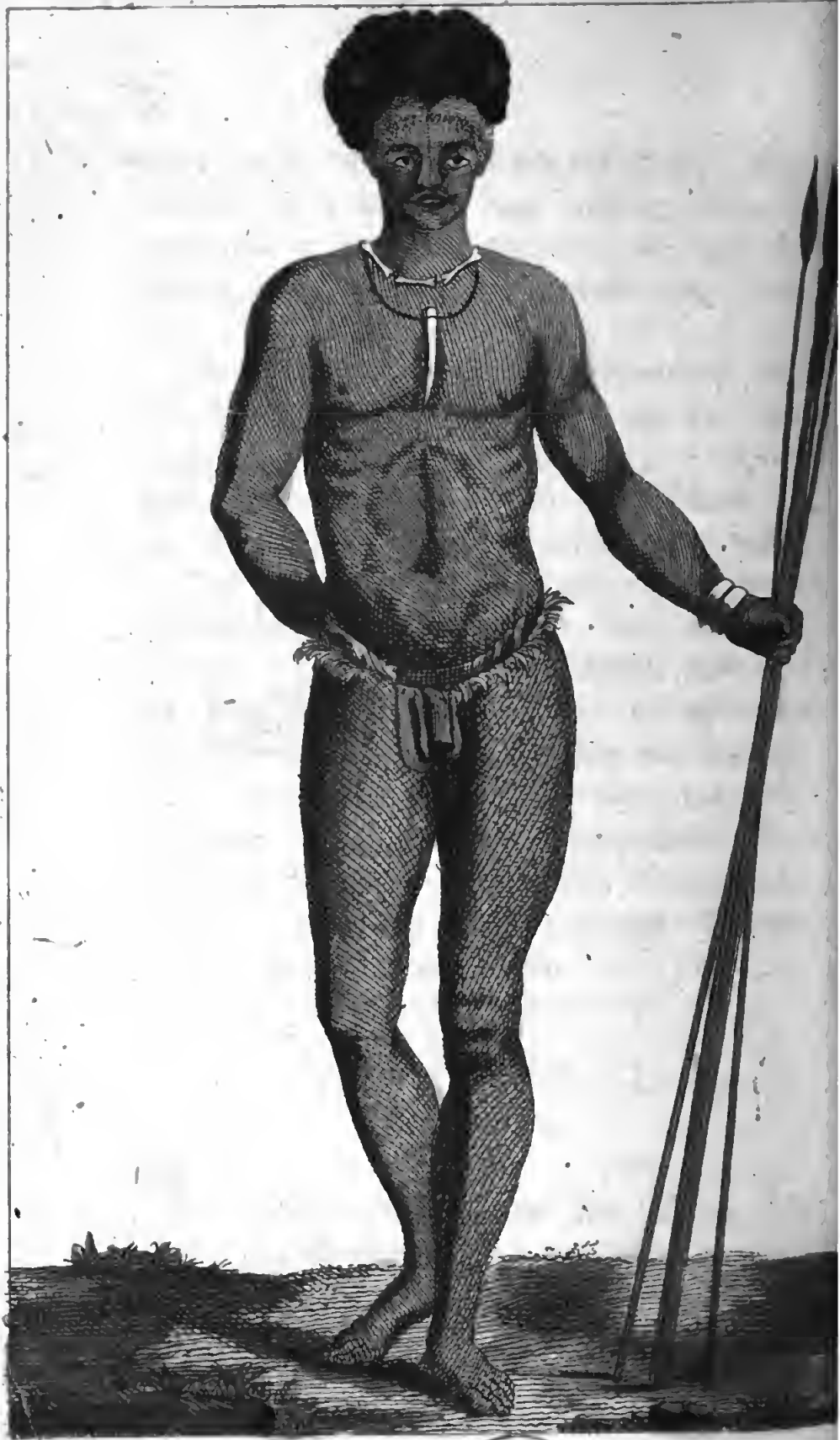
III. Die Kaffern. *)

Alle Reisende schildern uns den Wuchs dieses Volks ziemlich vortheilhaft, und geben ihnen eine Größe,

*) Nach Sparrmann, Patterson und le Vaillant geschildert.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY.

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.



Ein Kaffer.

Größe von fünf Fuß, zehn Zoll, bis sechs Fuß. Im Ganzen sind sie den Gonaquas-Hottentotten ziemlich ähnlich; nur scheinen sie stärker, stolzer und kühner zu seyn. Auch ist ihre Gestalt angenehmer. Sie haben weder das unten zugespizte Gesicht, noch die hervorragende Bakkenknochen der Hottentotten; auch nicht das breite flache Gesicht und die dikken Lippen ihrer Nachbaren, der Negern von Mazambique. Ein rundes Gesicht, eine nicht gar zu breite Nase, eine große Stirne und große Augen, geben ihnen ein kluges Ansehen; und wenn man ihnen das Vorurtheil der Farbe ihrer Haut verziehet, so kann manches Kaffernweib neben einer Europäerin für hübsch gelten. Sie entstellen ihre Gesichter nicht, wie die Hottentotten, durch Ausreißen der Augenbraunen; auch tatuiren sie sich nicht stark, am wenigsten im Gesicht. Ihre sehr krausen Haare schmieren sie nicht mit Fett ein, wohl aber ihren Körper; allein sie thun es bloß, um geschmeidig und stark zu bleiben. Die Farbe der Kaffern ist ein dunkles Schwarz; ihre Zähne sind weiß wie Elfenbein, und ihre Augen groß. **Patterson** berichtet, daß die Kleidung beider Geschlechter sehr mit einander übereinkomme, und bloß aus Ochsenhäuten bestünde, die so biegsam wie Tuch wären; daß die Männer verschiedene Schwänze von Thieren um die Hüften geknüpft trügen, Stücke Kupfer in den Haaren, und große Ringe

von Elfenbein an den Armen, sich auch sonst mit Löwen-Mähnen, Federn und anderen abentheuerlichen Verbrämungen, die sie an den Kopf befestigen, verzieren. Etwas ausführlicher sind die Nachrichten, die uns le Vaillant giebt: Die Männer halten im Ganzen mehr auf Puz, als die Weiber. Sie sind starke Liebhaber von Glaskorallen und kupfernen Ringen. Fast immer tragen sie an den Armen oder den Füßen Ringe von Elfenbein. Sie sägen den innern Theil der Elephanten-Zähne in Scheiben, und laßen deßen natürliche Scheiben, die nur polirt, und auswendig rund gemacht werden müßen, bald mehr, bald weniger dicke. Da diese sehr starken Ringe nicht aufgemacht werden können, so muß man die Hand durchstecken, um sie auf den Arm zu bringen; sie liegen deswegen nirgends dicht an, sondern einer über dem andern. Giebt man Kindern engre Ringe, so füllt sich der leere Raum aus, wenn sie wachsen; und dieses dichtere Anliegen ist ein Luxus, wodurch sich diejenigen, die sich in ihren jüngern Jahren so verziert haben, sehr geschmeichelt fühlen. Auch machen sie sich Hals-Zierrathen von aufgereihten Thier-Knochen, denen sie die vollkommenste Weiße und Politur zu geben wißen. Einige nehmen dazu einen ganzen Knochen von einem Hammelbein. Diese Zierrath steht auf der Brust ziemlich gut; er ist wie der Schönfleck auf dem Gesichte eines schönen Frauenzimmers.

Zuwei-

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY.

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Eine Kafferin.

Zuweilen nimmt man ſtatt dieſes Knochens, auch ein Gazellenhorn, oder etwas anders dieſer Art nach eigenem Belieben. Man würde bei ihnen eben ſo viel Abwechslungen und Sonderbarkeiten im Puzze finden, wie in Europa, wenn ſie eben ſo viel Hülfsmittel dazu hätten. Sie ſind im Ganzen in ihrer Kleidung ſehr beſtändig, weil ſie die Felle, womit ſie ſich bedecken, durch keinen anderen Zeug erſezzen können. In der heißen Jahrszeit geht der Kaffer völlig nackt, und behält bloß ſeine Zierrathen an ſich; an kältern Tagen aber, trägt er einen Kroß von Kalbs- oder Rindsfell, der zuweilen bis an die Erde reicht. Etwas äuſſerſt auffallendes, das man wohl auf der Welt nicht weiter antrift, iſt die Gleichgültigkeit der Kafferuweiber gegen den Puz; man findet an ihnen niemals den verſchwenderiſchen ausgekramten Puz der Hottentottiſchen Koketterie. Sie tragen nicht einmal kupferne Armbänder; ihre kleinen Schürzen, die nicht einmal ſo lang ſind, wie die Schürzen der Gonaguasweiber, werden mit einigen Reihen Glaskorallen beſezt, und das iſt ihr höchſter Luxus. Das Fell, das die Hottentotten hinten über den Hüfften tragen, geht bei den Kafferweibern bis an die Achſeln, und wird vorne am Buſen zugebunden, ſo daß er damit bedeckt iſt. Sie haben auch wie ihre Männer einen Kroß oder Mantel von Kalb- oder Rindfell, aber allemal glatt; beide bedienen ſich ſeiner nur in der

Regenzeit, oder wenn es kalt ist. Diese Felle sind so biegsam und so reich wie unsere feinsten Zeuge, und werden bei den Kaffern fast eben so zubereitet, wie bei den Hottentotten. Bei jeder Witterung und in allen Jahrszeiten gehen beide Geschlechter immer mit bloßen Köpfen. Zuweilen steckt jemand wohl eine Feder in das Haar; aber doch ist dieser Einfall selten. Diese Nation nährt sich von der Jagd und der Milch, und ist nicht gewohnt, ein Stück Vieh zu schlachten. Die Männer melken die Kühe, und die Weiber haben die Aufsicht über die Gärten und das Getraide, sie bearbeiten das Feld, daß es besäet werden kann; meist krazen sie das Land mehr mit Hakken auf, als daß sie es eigentlich pflügen sollten. Männer und Weiber verstehen sich sehr wohl darauf, aus Thon irdene Gefäße und Geschirre zu verfertigen.

Im Ganzen gehen die Männer weit nakter als die Hottentotten, indem sie nur mit einem Zoll langen, ledernen Käppchen ihre Schaam bedecken, welches mehr Unanständigkeit, als Bescheidenheit verräth. Dieses kleine Käppchen hängt an einem Riemen, den man bloß, um es nicht zu verlieren, an den Gürtel festgemacht hat; von diesem Gürtel haben einige auch Löwen oder Büffel-Schwänze, zum Zeichen, daß sie diese Thiere getödtet haben, herabhängen. Hat der Kaffer keine Stiche oder Bisse von Insekten zu befürchten, so kümmert er sich wenig, ob das Käpp-

chen

chen an seinem Ort ist oder nicht. Nur einen fand Herr le Vaillant, der statt des Käppchens, ein geschniztes hölzernes Futteral trug. Diese neue, und lächerliche Mode hatte er bei einem weit von dem Kaffernlande wohnenden Volke von Schwarzen gesehen. — In Ansehung deßen, daß die Mannspersonen auf die eben gedachte Art beinahe ganz nakt gehen, sollte man glauben, daß ihre Schaamhaftigkeit mit ihrer Blöße in Verhältniß stünde. Allein nur sehr wenige von ihnen liessen sich, als Sparrmann sich überzeugen wollte, ob sie würklich beschnitten wären, dahin überreden, für Bezahlung die kleine Kappe abzunehmen. Dennoch versicherte ihn ein Bauer, daß man im Lande der Kaffern nicht selten so gar erwachsene Mädchen ohne alle Bekleidung gehen sähe, und daß bei gewißen Tänzen ein Theil der Feierlichkeit darin bestehe, daß junge Leute beiderlei Geschlechts in Aller Gegenwart der Wollust opfern.

Ungeachtet der herrlichen Waldungen, womit das Kaffernland überdekt ist; ungeachtet der vortreflichen Weide, die so hoch stehet, daß man die Heerden nicht einmahl sehen kann; ungeachtet der Flüße und Bäche, die sie in tausenderlei Richtungen durchschneiden, um sie fruchtbar zu machen — sind doch Ochsen und Kühe und fast alle Thiere hier kleiner, als bei den Hottentotten. Dieser Unterschied kommt gewiß von der

Natur

Natur des Kräutersaftes her, und von dem herben Geschmack, der in allen Kräutern herrscht. Eine Bemerkung, die le Vaillant nicht nur an den Haußthieren der ihm bekannten Gegenden, sondern auch an allem Wild gemacht, und es in der That kleiner befunden, als in den vorher besuchten dürren und unfruchtbaren Landschaften. Für ein sichres Mittel, die Schärfe der Pflanzen einer Weide gewahr zu werden, hält es le Vaillant, wenn seine Heerde von der Weide zurükkehrt, und sich dann mit Begierde in dem Lager ausbreitet, um die von den Hunden übrig gelaßenen Knochen aufzusuchen. Durch das Benagen der Knochen vermindern sie den scharfen Reiz an ihren Zähnen, weil diese vermöge ihrer kalkartigen Natur der Schärfe mindern. Waren keine Knochen da, so machten sie sich an das Holz, und sogar an Steine, und in Ermanglung alles deßen, nagten sie sich wechselsweis an den Hörnern. Hatte aber die Weide nichts von dem erwähnten Fehler an sich, so fand auch nichts von dem allen statt. Die Kaffern wißen nichts von der Schafzucht, sondern begnügen sich mit der Hornviehzucht. Sie leben so vertraulich mit dem Viehe, daß es ihrer Stimme gehorcht. Da diese Thiere nie gemißhandelt werden, so bedienen sie sich auch nie der Waffen, die ihnen die Natur verliehen hat. Ihr Hüter, der sie weidet und füttert, bindet die Kühe niemahls nicht an, wenn

er

er sie melken will. Spricht aber die Stimme ihrer Mutterliebe zu laut zu ihrem Instinkt, und nöthigt sie, ihre Milch zum Besten der Kälber an sich zu behalten, so bedienen sich die Kaffern folgenden Mittels. Man legt um den Hinterfuß des Thiers einen Spannstrick, und ein starker Mann ziehet ihn vest an, indem er immer weiter geht. Diese gezwungene Stellung nöthigt die Kuh sogleich, ihre Milch von sich zu geben.

So sehr der Kaffer auch seine Heerde liebt, so fühlt er dennoch eine bis zur Leidenschaft gehende Neigung für den Hund; sehr oft tranken die Hunde des Herrn le Vaillant den grösten Theil der Milch, den die Kaffern für sich selbst bedurften, und diesen gereichte es noch zur grösten Freude. Ihre Ochsen und Kühe haben an den vielen Hörnern sehr mannigfaltige Biegungen, die sie aber nicht der Natur, sondern der Kunst zu danken haben. Je jünger das Thier zu dieser Operation ist, desto besser; sobald sich nun das Horn zu zeigen anfängt, so machen sie mit einer Säge, oder einem ähnlichen Werkzeuge einen geraden Einschnitt darein, so daß es in zwei Theile getheilt wird. Da das Horn noch weich ist, so trennt es sich diesem Einschnitt gemäs, und das Thier bekömmt mit der Zeit vier besondere Hörner. Soll es sechs oder noch mehrere Hörner bekommen, so kann man es durch mehrere Kreuzschnitte mit der Säge nach Belieben vervielfältigen.

gen. Um aber einer von diesen Abtheilungen, oder einem ganzen Horn eine beliebige Gestalt zu geben, um z. B. einen vollkommenen Zirkel daraus zu machen, nimmt man neben der Spize, die man aber dabei nicht verlezen muß, etwas Weniges von seiner Dicke weg; wenn man dies gehörig, oft und mit gebührender Gedult wiederholt, so beugt sich das Horn in einer entgegengesezten Richtung, und bildet einen völligen Zirkel, indem seine Spizze mit der Wurzel zusammenstoßt. Da die Krümmungen nach den verschiedenen Einschnitten stärker oder geringer sind, so kann man sich leicht denken, wie man durch dies einfache Mittel bis in's Unendliche alle Gestalten hervorbringen kann, die der Eigensinn nur erdenkt. Die Kaffern schneiden sich ihre Wurfspieße selbst, da sie aber keine andere Eigenschaft des Eisens kennen, als seine Dehnbarkeit unter dem Hammer, so können sie kein rohes, sondern nur allbereits verarbeitetes Eisen, z. B. alte Flintenläufe u. s. w. brauchen. Die Kaffern, die ihr Eisen schmieden wollten, fand le Vaillant um ein großes Feuer herum gelagert, am Fuße eines Granithügels. Sie zogen eine ziemlich ansehnliche und hochrothe Eisenstange aus dem Feuer hervor, legten sie auf ihren Amboß, (ein Stück Eisen) und fingen an mit großen Steinen darauf loßzuschlagen, die so gestaltet waren, daß man sie recht gut handhaben konnte. Ihr Blasbalg konte freilich seiner Bestimmung nur sehr mittelmäßig

Genüge leiſten; er beſtand aus einem Hammelfell, das man durch einen kleinen Einſchnitt ſorgfältig ausgeleert, und wieder zugenähet hatte. Die Theile, wo die vier Pfoten ausgehen, waren zugebunden, und die Bedekkung der Pfoten ſelbſt als unnüz und hinderlich weggeſchnitten. Eben ſo hatten ſie den Kopf weggeſchnitten, und an ſeiner Stelle eine Röhre beveſtigt, um welche die Haut am Halſe befeſtigt, und feſtgebunden war. Der Blaſende hielt mit der einen Hand dieſe Röhre gegen das Feuer, und bewegte das äuſſerſte Ende des Felles mit der andern näher und weiter. Bei dieſer ermüdenden Metode war das Feuer nicht immer ſtark genug, und dennoch durften die armen Schmiede nicht ermüden; es iſt zu bewundern, wie künſtlich ihre Arbeiten ſind, in Verhältniß mit den mangelhaften Kunſtvortheilen, die ſie haben.

Ihre Waffen ſind eine Lanze, oder eine Art von Wurfſpieß, nie bedienen ſie ſich aber der vergifteten Pfeile. Immer ſucht der Kaffer ſeinen Feind von Antliz zu Antliz, und ſchwingt ſeine Lanze nicht anders, als im Freien; im Kriege tragen ſie ein ungefähr drei Fuß hohes Schild, das aus dem ſtärkſten Theil einer Büffelhaut genommen iſt, und ihn wohl gegen Pfeile, auch ſogar gegen den Wurfſpieß, nicht aber gegen Kugeln ſchüzt. Haben ſie ihren Feind in der Nähe, ſo bedienen ſie ſich auch mit vieler Geſchik-

schiklichkeit, eines anderen Gewehrs, das nicht weniger furchtbar ist, als der Wurfspieß; nemlich einer drittehalb Fuß hohen, und aus einem einzigen Stücke Holz oder aus einer Wurzel verfertigten Keule, die in ihrer grösten Dike drei bis vier Zoll im Durchmeßer hat, und gegen das eine Ende allmälig spizig zugehet. Mit diesem Kolben schlägt er; oder zuweilen schwingt er ihn auch in einer Entfernung von fünfzehn bis zwanzig Schritten. Selten verfehlt er das vorgesezte Ziel. Le Vaillant sah einmal einen Kaffer mit dieser Keule ein Rebhuhn in eben dem Augenblick erlegen, da es sich erhob, um wegzufliegen. Sparrmann sah, wie ein junger Kerl mit dem Hassagaye (dem Wurfspieß) einen Sperber ziemlich gut im Fluge traf. Doch haben sie wenig Geschiklichkeit, diese Wurfspieße nach einem gewißen Ziel zu lenken, denn sie konnten ein Schnupftuch, das Sparrmann zwischen zwei Stecken in einer Entfernung von zwanzig Schritt zum Ziel aufgesteckt hatte, nicht treffen. Aber desto mehr Stärke hat ihr Wurf, denn sie sollen einen Menschen, oder eine Gazelle, in einer Entfernung von zwanzig Schritten, ganz und gar durchbohren können.

Dieses Volk wird durch einen Anführer regiert, den man, wenn man lieber will, König benamsen kann; le Vaillant spricht nur von einem solchen, Sparrmann aber behauptet, daß sie mehrere

rere solche Anführer hätten. *) Ihre Macht ist sehr eingeschränkt. Da sie keine Auflagen von ihren Unterthanen erheben, so können sie auch keine Truppen in Sold halten, und ihre Macht bleibt weit vom Despotismus entfernt. Sie sind Väter eines freien Volkes; sie werden weder verehret, noch gefürchtet, sondern geliebt. Oft sind sie ärmer als ihre Unterthanen; denn da sie so viel Weiber nehmen können als sie wollen, und diese sich bemühen, ihnen Ehre zu machen; so werden sie durch den Aufwand, den ihr königliches Gefolge veranlaßet, und den sie aus ihrer Privatschatulle, das heißt, aus ihrem Vieh, aus ihrem Felde, von ihrer Weide, u. s. w. bestreiten müßen, öfters zu Grunde gerichtet. Ihre Wohnung ist in nichts beßer, als die übrigen, und macht höchstens eine Gruppe von zwölf bis fünfzehn Hütten aus. Die höchste Macht ist in der Familie des Königs erblich, und sein ältester Sohn jedesmal sein Nachfolger. In Ermanglung männlicher Erben folgen ihm seine Brüder, oder sein nächster Neffe. Sollte der König weder Söhne noch Brudersöhne hinterlaßen, so wählt man unter den Anführern der verschiedenen Horden einen König aus. Die verschiedenen Horden sollen einander häufig bekriegen, und dabei ihre Gefangene

*) Der König, sagt le Vaillant, ernennt die übrige Anführer.

gene tödten. Fällt aber ein Oberhaupt oder der König in die Hände der Feinde, so wird ihm das Leben geschenkt, und er mit der ernstlichen Ermahnung, sich in der Zukunft ruhiger zu halten, zurückgeschickt. Die Ursachen ihrer Kriege sind, ein gestohlnes Kalb, oder daß ein Theil sein Vieh zu nahe an den Gränzen des andern hat weiden laßen. Patterson will beobachtet haben, daß des Nachts zwei Kaffern vor der Thüre des Königs Wacht hielten, die alle zwei Stunden abgelößt würden.

Die Vielweiberei ist bei den Kaffern gebräuchlich, und die Heirathen noch einfacher, als bei den Hottentotten. Die Aeltern des Bräutigams sind mit seiner Heurath immer zufrieden. Die Aeltern der Braut besehen die Sache wohl etwas genauer, doch machen sie selten große Schwierigkeiten. Man ergözt sich, man trinkt, man tanzt, ganze Wochen hindurch, längere oder kürzere Zeit, je nachdem beide Familien mehr oder weniger reich sind. Diese Feierlichkeiten haben nur bei der ersten Heirath statt; die folgenden geschehen ganz in der Stille.

Ihre Musik gleicht vollkommen der Musik der Hottentotten; ihre Instrumente sind dieselben, man müßte denn eine erbärmliche Flöte hieher rechnen, die le Vaillant bei einem von ihnen sah. Ihre Tänze sind, den englischen Pas ausgenommen, beinahe auch dieselben. Beim Absterben

ben des Vaters theilen ſich Mutter und Söhne in den Nachlaß. Die Töchter erben gar nicht, und bleiben bei der Mutter oder den Brüdern, bis ſich ein Mann für ſie findet. Verheirathen ſie ſich bei den Lebzeiten ihrer Aeltern, ſo bekommen ſie einige Stück Vieh zur Ausſteuer, je nachdem die Heerde der Aeltern größer oder kleiner iſt. Die Verſtorbenen werden gewöhnlich nicht begraben; die Familie bringt ſie außer dem Kraal, und legt ſie in eine offene für die ganze Horde beſtimmte Grube. Hier ſättigen ſich die Thiere nach Belieben, und reinigen die Luft, welche ſonſt von der Fäulniß mehrerer zuſammengehäufter Leichen leicht verdorben werden könnte. Bloß der König und der Anführer einer Horde erhalten die Ehre eines Begräbniſſes, und man bedeckt ihre Körper mit einem kuppelförmig gelegten Haufen von Steinen.

Ob die Kaffern lieben, und ob ſie eiferſüchtig ſeyn mögen, iſt ungewiß; doch ſcheinen ſie nur gegen Männer von ihrer Nazion es zu ſeyn; denn ſie treten ihre Weiber gern, gegen einen kleinen Erſaz, jedem Weißen ab, der darauf begierig ſcheint. In der That erlauben ſie ſich in Gegenwart ihrer Männer jede Art von Anlokkung, um einen Weißen zu feſſeln.

Sie treiben den Ackerbau, und das Getraide, das ſie bauen, wird von den Koloniſten Kafferkorn (holcus ſongum) genannt. Der Stengel oder Halm iſt Mannshoch, hat die Dikke eines

Binsen oder Schilfrohrs, und endigt sich in einen anderthalb Schuh langen zwergartigen Büschel Aehren, welche die Körner, die etwa so groß sind, wie Reiskörner, enthalten; zwei oder drei solcher Aehrenäste geben beinahe ein halbes Stübchen Korn. Die Saatzeit für dieses Getraide ist im August oder September. Sie zermalmen das Korn zwischen Steinen, und bakken runde flache Brode daraus, die sie unter der Asche gahr machen. Gewöhnlich aber laßen sie es mit Asche und einer gewißen Wurzel gähren, bis es eine Art eines berauschenden Getränks giebt. Ihren ganzen Vorrath, welcher gleichwohl nicht groß ist, pflegen sie alsbald im Herbst zu verzehren.

Etwas mehr Industrie, einige Künste der ersten Nothwendigkeit, wohin besonders ihre Geschiklichkeit zu rechnen ist, Körbe von bloßem Gras zu verfertigen, die jede Flüßigkeit enthalten können, selbst der oben beschriebene Grad von Akkerbau, und einige Religions-Begriffe, zeigen uns an den Kaffern eine Nazion, welche civilisirter ist, als die südlichen Völkerschaften. Die bei ihnen allgemein übliche Beschneidung, die im neunten Jahr verrichtet wird, würde entweder beweisen, daß sie von alten Völkern entsprungen und ausgeartet sind, oder daß sie diese Zeremonien von Nachbaren angenommen haben, davon sie sich nicht mehr erinneren, denn sie behaupten, wenn man mit ihnen darüber spricht, daß sie dieselbe

weder

weder aus einer religiösen, noch sonst einer mystischen Ursache unternehmen. Sie glauben ein anderes Leben, die Bestrafung der Bösen, und die Belohnung der Guten, allein sie haben keinen Begriff von der Schöpfung. Nach ihrer Meinung ist die Welt immer da gewesen, und wird immer so bleiben, wie sie ist. Uebrigens kennen sie keine Art von Gottesdienst, und verrichten auch kein Gebet, so daß man, wenn sich keine Religion ohne äußeren Gottesdienst denken läßt, sehr gut sagen könnte, sie hätte keine. Sie selbst sind die Erzieher ihrer Kinder, und wißen nichts von Priestern. Dahingegen haben sie Zauberer, die von dem großen Haufen sehr gefürchtet werden.

IV. Die Madagaskarn oder Madagassen. *)

Man kann auf Madagaskar zweierlei Art von Bewohner annehmen, die etwas, aber doch nicht sehr von einander unterschieden sind, beide sind schwarz, nur hat die eine Art krauses wolligtes Haar, ist stark und lebhaft: die zweite hat mehr braungraue Farbe und langes schlechtes Haar, wel-

*) Nach Flacourt, Sonnerat, le Gentil, Makintosch und Beniowski.

welches geflochten wird, und weit unter den Schultern herabhängt. Beide Geschlechter sind wohl gestaltet, und ziemlich verliebt. Die Weiber bedienen sich verschiedener Schönheitsmittel, sie kauen z. E. ein Kraut, das das Zahnfleisch und die Zähne zwar sehr gut erhält, hingegen den Mund schwarz färbt, und den Athem stinkend macht. Sie sollen ihren Liebhabern sehr treu bleiben. Die Männer haben viel Aufmerksamkeit für die Weiber, und bezeigen sich nie traurig und zornig. Die Frauen sehen auch ausserordentlich auf die Reinlichkeit ihres Körpers; sie baden sich täglich einigemal, und dies thun sie auch allemal, wenn sie mit einer Mannsperson zu thun gehabt haben. Sie rauchen eben so gern Tabak, als die Männer, Wein trinken sie nicht, desto lieber aber Brandewein. Hier siehet man Mütter, die kaum ein Alter von zehn Jahren erreicht haben. In Ansehung der Verheiratung erkundigt man sich nicht nach der Aufführung der Mädchen; so lange sie ledig sind, steht es ihnen frei, einem jeden ihre Gunst anzubieten, welches die Mütter auch nie unterlaßen, den Fremden anzubieten. Ein Großer nimmt gemeiniglich vier Frauen. Wer heirathen will, der hält bei den Eltern um die Tochter an, und beschenkt sie mit Ochsen, Schafen, goldnen und silbernen Armbändern u. s. w. Alle diese Dinge müßen aber wieder herausgegeben werden, wenn die Frau ihren Mann verläßt.

Man

Kleidung und Waffen der Bewohner von Madagaskar.

NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Man findet unter ihren Weibern seltene Beispiele von Muth und Tapferkeit. Neben ihren Männern haben sie oft noch Liebhaber, denn der Ehebruch ist zwar nicht erlaubt, dennoch ist die Strafe, die die Gesezze darauf sezzen, sehr gering, und gar nicht schimpflich. Hurerei und wiedernatürliche Unzucht ist in diesem Lande auf das höchste getrieben, es ist gar keine Schande, sich öffentlich dabei antreffen zu laßen. Dieses Volk ist sehr zum Aufruhr geneigt, voll Verstellung, boshaft und ungerecht. Ihre Rachsucht gehet so weit, daß sie den Weibern und Kindern ihrer Feinde den Bauch aufschlizen, und sie eines langsamen Todes sterben laßen.

Die Weiber tragen eine ausserordentliche Menge von Flechten auf dem Kopfe, die höchstens die Dicke eines Federkiels haben. An jeder Flechte wird ein Knote gemacht, und das ganze oben auf den Kopf rund und ordentlich zusammengelegt. Zwischen diese Knoten legen sie kleine Kränze von Glaskorallen. Doch da die Insel so groß ist, so sind sehr entfernte Pläze oft in ihren Sitten etwas verschieden. Zu Foulpointe giebt es Weiber, die fast einen ganzen Tag mit ihrem frisiren zubringen, auch giebt es daselbst Frauen, die aus dem frisiren Gewerb machen.

Zu Fort-Dauphin frisiren sie sogar die Mannspersonen. Sonst gehen sie ganz nakend, und tragen blos einen schmalen Streif um den Leib, der ungefähr wie ein Gürtel an ein Paar Hosen be-

schaffen ist. Hinten an diesem Gürtel wird ein zweiter Streif befestiget, den sie um die Lenden ziehen, und vorne wieder befestigen. In der kältesten Jahreszeit hüllen sie sich in ein Stük Pagno ein. Die Kleidung der Weiber bestehet aus dem **Saimbu**, einem Stük Zeug, welches sie um den Leib vom Busen bis an die Knie schlagen; und aus dem **Kanesu**, einer Art Hemde, das aber nur den halben Busen, und die Schultern bedeckt. Auf Glasperlen sezzen sie einen sehr großen Werth, und tragen sie an den Handgelenken, an den Armen, den Beinen, und dem Hals, dem Kopf, und in den Haaren. Sie tragen auch noch Armbänder, Ohrringe und Halsketten. Wenn sie von Fremden besucht werden, so leihet der Hausherr dem Fremden seine Frau, und würde es sehr übel aufnehmen, wenn der Fremde sie nicht annehmen wollte.

Ihre Religion hat die jüdische zur Basis, dabei haben sie einige Lehren der christlichen, die sie verunstaltet haben, angenommen, und mit ihren eigenen Erfindungen beehret. Dabei beschneiden sie sich; die Art, wie dies geschieht, wollen wir nach le Gentil erzälen: Man beschneidt hier die Kinder vom ersten bis zum zehnten Jahre. Die Zeremonie wird mitten auf einem großen Plaz vorgenommen, auf welchen man einen Mastbaum von dreißig bis vierzig Fuß aufrichtet. Die Kosten trägt das Oberhaupt des Dorfs. Man

bringt

bringt dazu eine beträchtliche Menge Tok, ein aus Zukkerrohren bereitetes Getränk zusammen; wobei man alsdann einige Tage und Nächte mit Feierlichkeit zubringt. Le Gentil kam während des Tanzes dazu, und wurde sehr gut empfangen. Er sah sieben bis acht Schwarze einen sehr sonderbaren Tanz aufführen. Jeder hatte eine kleine eiserne Sichel mit einem kleinen eisernen Ringe am Ende in Händen, durch welche wieder verschiedene andere eiserne Ringe gezogen waren. Diese Ringe machen im Schütteln einen ziemlichen Lerm. Der Tanz war ausserdem beschaffen, wie es die Tänze der Wilden gemeiniglich zu seyn pflegen. Während dieser Uebung, die die ganze Nacht hindurch dauren sollte, arbeiteten verschiedene Schwarze an der Errichtung des Mastbaums.

Man brachte dem Oberhaupte eine Schüßel mit Tok, dieser goß sich etwas davon in die Hand, und schüttete es alsdann in die Grube, in welche der Mastbaum zu stehen kommen sollte. Hierauf war der Mastbaum aufgerichtet, und das Oberhaupt besprengte mit dem übrigen die Leute, die dabei gearbeitet hatten. Oben auf dem Mastbaum war ein kleines Kreuz angebracht, wovon ein Arm gegen die aufgehende Sonne gerichtet war. Zwei Frauen tanzten gleich nach Errichtung des Mastbaums um denselben herum, und wurden bald von mehreren begleitet. Jede bekam ein

grosses Ochsenhorn mit Tok, woraus sie artige Züge thaten, und darauf wieder zu tanzen anfiengen. Die Mütter, deren Kinder beschnitten werden sollen, nehmen sie des Abends vorher auf den Rücken, und tanzen die Nacht durch mit diesen kleinen Geschöpfen, ohne sich an ihr Schreien zu kehren. So wie die Sonne aufgehet, taucht man sie nakend in den nächsten Fluß. Vom Flusse trägt man sie in vollem Tanzen und Singen, troz alles ihres Geschreies, an den Fuß des Mastbaums. Sie drehen sich alle gegen die Sonne, und einer von ihnen (vermuthlich der Aelteste) fängt an zur Sonne zu beten. Hierauf werden alle Unbeschnittene von ihren Müttern herbeigebracht. Der Schwarze faßt nach dem Gebet die Vorhaut des Kindes, zieht sie etwas an, und bindet sie mit einem Faden aus Baumrinde. Hierauf legt er sie auf das Ende von einem dikken Bambusrohr, und schneidet sie mit einem Schermeßer über dem Bande ab. Vorher nimmt er etwas Tok in den Mund, und sprizt es nach der Operazion auf die Wunde, welche demungeachtet über drei Wochen zu heilen braucht. Am Fuße des Mastbaums war ein Ochse angebunden, den man nachher in die Kehle stach, und den Kopf abhieb, welcher oben auf den Mast nach Osten gesteckt wurde, und darauf bis zu der nächsten Feierlichkeit sizen mußte; der Rumpf des Ochsen wird verspeist. Flacourt beschreit diese Zeremonie

monie zwar anders, doch halten die Geographen mehr auf die Autorität des le Gentil.

Der Wallfischfang hat sehr viel sonderbares, und um deswillen wollen wir ihn ausfürlich beschreiben. Die Madegassen wagen sich an keinen Wallfisch, der über zwei bis drei Monat alt ist. Wer auf diesen Fischfang ausgehen will, bereitet sich auf folgende Art dazu. Er hält sich einige Tage zu Hause, ohne ein Wort zu sprechen; wobei er strenge Fasten hält, und keinen Umgang mit seiner Frau hat. Die Fahrt selbst wird in Begleitung einer hinreichenden Menge Sklaven in einer Piroge von Brettern angetreten, die sehr gut dazu eingerichtet ist. An den Mast binden sie einen Sak mit Wurzeln, Kräutern, Oel und Fett, welches eine Art Talisman bei ihnen ist, auf welchen sie ein großes Vertrauen sezzen. Sie nehmen Lebensmittel auf einige Tage mit, ungeachtet sie sich nur auf wenige Meilen von der Küste entfernen. So lange der Mann abwesend ist, bleibt die Frau verschloßen in ihrem Haus, fastet und spricht mit Niemand. Der Fang selbst wird in vollem Gesang vollendet, worin sie den Wallfisch anreden: O! Wallfisch, Wallfisch, gib mir dein Kind, gib mir dein Kind, ich will dir Silber, Oel u. s. w. schenken. Wenn der Wallfisch, den sie angeschoßen haben, ihnen entgeht, so sagen sie, daß die Mutter desselben nicht zufrieden sei, weil sie ihnen keines von ihren Kindern

dern geben wolle. Kommen sie aber mit einem Wallfisch zurük, so sagen sie das Gegentheil. Sobald sie einen Wallfisch angeschoßen haben, stekken sie eine Flagge auf, um diese Nachricht ihrem Dorfe zu verkünden, wodurch eine allgemeine Freude entstehet. Kömmt die Flagge an's Ufer, zum Zeichen, daß der Wallfisch getödtet ist, so versammlen sich eine Menge Schwarze am Ufer zum Tanz, und stimmen ein Lied an, deßen Absaz immer mit den Worten wieder anfängt: Wir sind sehr froh, daß ein Wallfisch gefangen worden. Wenn die Piroge nach glüklich vollbrachtem Fang wieder ans Ufer zurükkehrt, so steht derjenige, der den Wallfisch geschoßen hat, vorne mit der Harpune in der Hand, die er auf den Wallfisch am Strande wirft, sobald er ihn erreichen zu können glaubt. Der Anführer des Fischfanges empfängt von einigen Schwarzen, die ihm entgegen kommen, feierliches Glükwünschen, und einer davon nimmt ihn auf die Schultern, und trägt ihn fort. Die Floßfedern des Fisches werden abgehauen und gekocht. Die Wallfisch selbst wird auf den Bauch gelegt, man breitet vor demselben verschiedene Matten aus, um welche sich etwa ein Duzend Schwarze in einem halben Kreise gelagert hatten. Verschiedene andere, die mit langen Pfählen versehen sind, schließen den Kreis, damit sich das Volk dem Wallfische nicht nähern möge. Gleich darauf kommen einige

andere Schwarze mit Blättern vom Paradies-Feigenbaum, welche sie auf den Matten ausbreiten. Noch andere bringen gekochten Reis, und zulezt werden auch die gekochte Floßfedern aufgetragen, wovon jeder einen gleichen Anteil bekömmt. Einer von dem Haufen tritt dann hervor, und salbet den Wallfisch mit Oel, welches er ihm am Halse einreibt. Nachher legt er ihm ein Halsband von Glasperlen um. Alles sizt nun eine Zeitlang in tiefem Stillschweigen, bis endlich einer hervor tritt, und eine Rede über den Fischfang hält, die sich mit den Worten anfängt: Gott, Gott, Gott,! . . . . . Gott ist gut, weil er Wallfische zu fangen erlaubt u. s. w. am Ende dieser Rede wird noch der Anführer des Zuges gelobt, und aus Billigkeit Gott, und aus Furcht dem Teufel ein Opfer angeboten. Hierauf erhält ein jeder seine Porzion Wallfisch, eine Kost, die aber den Franzosen gar nicht behagen will.

Die Einwohner haben insgesamt große Fähigkeiten zur Erlernung der Künste und Wissenschaften, nur ihre ausserordentliche Wildheit hindert sie, daß sie keine große Fortschritte darinn machen, und dennoch haben sie einige Arbeiter, denen man große Vorzüge gar nicht absprechen kann, Schmiede, Leinweber, Segelmacher u. s. w. Handlung und Gewerbe gehet alles durch Tausch. Sie haben keinen Begriff von der Kriegskunst, ziehen auch nie gegen einander ordentlich zu Feld,

ſondern nähern ſich durch allerlei Umwege der feindlichen Hauptſtadt, die ſie von allen Seiten zu umringen ſuchen, und thun unverſehens den Angriff mit einem entſezlichen Geſchrei, dringen in die Stadt, und machen alles auf eine barbariſche Art nieder. Iſt ihr Blutdurſt geſtillt, ſo führen ſie die übrigen in die Skaverei. Während der Zeit, daß die Männer im Krieg ſind, laßen ihre Weiber und Kinder keinen Tag noch Nacht vorbei, wo nicht getanzt wird, hierdurch glauben ſie ihren Männern Stärke und Muth einzuflößen; ihres unbegränzten Hanges zur Wolluſt ungeachtet, haben ſie wärend dieſer Zeit mit keinem fremden Manne was zu thun, weil ſie dadurch ihren Mann für unwiederbringlich verloren halten. Wenn beide Kriegführende Parteien gleich ſind, und einer Friede machen will, ſo ſchikt er einige von ſeinen Unterthanen mit Geſchenken zu dem andern kriegenden Theil, um Friede zu bitten, welcher alsdann gleichfalls von ſeiner Seite Geſandte mit Geſchenken zu jenen ſchikt, und ſich wegen einer Zuſammenkunft vergleicht. Sie kommen alsdann an dem feſtgeſezten Tage mit vollkommen ausgerüſteten Heeren bei einem Fluß zuſammen, ſchlachten beiderſeits einen Ochſen, und ſchikken ſich einander ein Stükchen Leber, welches ſie in Gegenwart der Umſtehenden aufeßen müßen. Nachdem ſchwören ſie mit der entſezlichſt untermiſchten Verfluchung ihres Landes und ihrer ſelbſt,

Friede und Einigkeit zu halten, und gehen darauf friedlich aus einander. Sind die Parteien einander nicht gleich, so muß sich der Schwächere dem Mächtigern unterwerfen, und sich seine Bedingung zum Frieden gefallen laßen; und der Sieger schenkt alsdann dem Besiegten ein Stück Ochsenleber, um ihn zur Treue zu verbinden.

Sie haben auch sehr lächerliche Mittel, sich von der Unschuld eines Angeklagten zu überzeugen; wenn jemand des Diebstahls beschuldigt wird, so giebt man ihm von einem giftigen Kraut zu eßen, bleibt er am Leben, so ist er unschuldig.

V. Abyssinier oder Habessinier. *)

Die Abyssinier gehorchen einem König, der als unbeschränkter Despot herrscht, deßen Wille und deßen Laune, Gesez für seine Unterthanen ist, welches nie einer Einschränkung unterworfen ist. Die Krone von Abyssinien ist in einer Familie erblich, die vom jüdischen König Salomo entsprossen seyn will. Der erstgebohrne Sohn hat nicht mehr Vorrecht auf die Nachfolge seines Vaters zur Krone, als das jüngste seiner Geschwister, doch da dieser meistens die mehresten Freunde hat.

*) Nach Bruce geschildert.

hat, so glükt es ihm am öfterſten, ſich mit Hülfe ſeiner Freunde der Krone zu bemächtigen. Iſt kein eigentlicher Erbe vorhanden, ſo hat das Volk das Recht ſich einen König zu wählen. Eigentlicher iſt es aber der Miniſter, der ſeinen Vortheil dem Volke in den Mund leget, und darauf bedacht iſt, das Volk zu einer ſolchen Wahl zu bewegen, wo der Miniſter, im Namen des Königs allein regiert. Man hat auch Beiſpiele, daß Baſtarde der Könige ihnen auf den Thron gefolgt ſind. Nachdem man dem zum König gewälten die Krone aufgeſezt hat, gießet man ihm über der Krone etwas Oel auf ſein Haupt, das er dann ſelbſt in ſeine lange Haare einreibt. Dieſe Krone bedekt, wie eine Art von Helm, die Stirne, das Geſicht, und den Nacken des Königs. Sie iſt aus der feinſten Stikerarbeit halb Gold und Silber verfertigt, und mit blauem Taffet eingefaßt. Oben auf der Krone ſieht man eine rothe gläſerne Kugel, und einige verſchiedentlich gefärbte Glokken. Ehemals durfte niemand einen entblößten Theil des Königs ſehen, ſogar ſein Geſicht nicht einmal. Dieſe Gewohnheit iſt aber nun nicht mehr im Brauch, nur dann, wann der König öffentlich Audienz giebt oder Gericht hält, iſt ſein Geſicht verhüllt. Wann über Hofverräther Gericht gehalten wird, ſizt der König in einer mit Gegittern und Vorhängen umgebene Altane und ſpricht durch ein Loch mit einem Offizier,

dem

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY.

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Der groſse Naguz ſpeiſet.

dem er seine Fragen oder sein Urtheil über den Verbrecher an den Richter mittheilt. Ein anderer Offizier hat das Amt, bei Tages-Anbruch so stark er kann, vor der Thüre des königlichen Pallastes zu knallen, wodurch ein doppelter Endzwek erreicht wird, die wilden Thiere verjagt werden und das Volk benachrichtiget wird, daß der König aufgestanden sey. Der Hofstaat des Königs besteht aus sechs Edelleuten, die ihm statt der Kammerherrn dienen, viere davon dürfen ihn nie verlassen. Der siebente, der ihr Vorgesezter ist, ist auch zugleich Aufseher über die königliche Garderobe. Diese Kammerherrn nebst den schwarzen Sklaven und einigen andern Personen machen den ganzen Hofstaat aus. Die abyssinischen Könige lassen sich **König der Könige** tituliren. Von ihren Unterthanen zeichnen sich die Könige dadurch aus, daß sie auf einem Schimmel, deßen Kopf mit Silberglokken geziert ist, reiten, und ein kleines sichtbares Schild, und eine weiße seidene oder mußlinene Binde um die Stirne tragen. Wer das Antliz des Königs sieht, fällt auf seine Knie, dann auf die flachen Hände, und beugt endlich den Kopf und Leib so weit hervor, bis er mit der Stirne die Erde berührt, in welcher Stellung er so lange liegen bleibt, bis ihn der König der Antwort, die er erwartete, gewürdigt hat. Nie läßt sich ein König von Abissinien öffentlich sehen. Befindet er sich auf einem

Marsch, so trägt er ein Diadem, das aus einer Art von Stirnbinde besteht, und die Krone unbedeckt läßt. Wenn der König dieses Diadem aufhat, so darf niemand sein Haupt bedekt haben, besonders mit irgend etwas von weisser Farbe, die Mahomedaner und Christen machen hiervon eine Ausnahme. Der Thron ist ein grosser länglich vierekigter Siz, zu welchem einige Stufen führen. Er ist reich vergoldet, und mit prächtigen Teppichen aus Persien, Damast und Goldstoffen behängt. Sich auf den Siz des Königs niederzulaßen, ist Hochverrath, der auf der Stelle mit dem Tod bestraft wird. Die Königliche Prinzen sind auf einem entfernten Berge in ein Gefängniß eingesperrt; entflieht ein Prinz daraus, und wird wieder eingeholt, so wird er verstümmelt, und alsdann ist er zur Thronfolge unfähig, und der Monarch hat nichts mehr von ihm zu fürchten. Die Könige von Abyssinien machen kaum einen Gebrauch von ihren Füßen, denn ausserhalb ihres Palastes thun sie keinen Schritt zu Fuß, sie reiten bis hin zu ihrem Thron, und bis zu ihrem Stuhl in den Alkoven ihres Zeltes. Steigen sie ja wo ab, so hat schon ein Sklav einen Stul bereit, worauf sich seine abyssinische Majestät niederlaßen kann. Man kennt auch in Abyssinien gewiße Orden oder vielmehr Gnadenzeichen, womit der König seine Günstlinge beschenkt, und die entweder aus einem

Schwerd,

Schwerd, einer Kette von Gold, oder aus Armbändern bestehen.

Der König handhabt selbst die Gerechtigkeit, und seine Räthe stehen ihm darin bei. Immer geben diejenige Räthe, die am Rang die geringsten sind, ihre Stimme zuerst. Bruce beschreibt uns folgende Rangordnung dabei: Zuerst geben die Obersten der Haupttruppen, als die niedrigsten am Rang ihre Stimmen; dann die Oberschenken; auf diese folgen die Aufseher eines gewißen Zimmers im Königlichen Palast, das man das Löwenhauß nennt. Nach ihnen giebt seine Stimme ein gewißer Offizier, deßen Amt es ist, den König überall zu begleiten, und ihn nie zu verlaßen. Diesen folgen einige Kriegsbediente, ihnen der Unterkammerherr und so der Reihe nach einander herunter der Sekretär des Königs, dann die Generals, nach diesen der Baschа von **Damot**, der Baschа von **Samen**, der Baschа von **Amhara**, und endlich der Baschа von **Tigre**, der **Negrit** genannt wird, weil er das Gouvernement von **Axum** hat, oder vielmehr weil er Bewahrer des daselbst befindlich sein sollenden Gesezbuches ist. Bei den Rathsversammlungen wird vor ihn ein goldenes Trinkgefäß auf einem Kißen gestellt. — Nach dem **Negrit** giebt der Verwahrer des Feuers, und der erste geistliche Bediente seine Stimme. Zu allerlezt sagt der König, der auf einer besondern Altane von den Richtern ab-

gesondert sizt, seine Willens-Meinung einem Offizier, der sie den Richtern berichtet.

Vom frühen Morgen bis in die späte Nacht, ist der Palast des Königs mit Menschen umringt, die nach Gerechtigkeit schreien. Eine Gewohnheit, die viel eher der Hochmuth erzeugt hat, als daß man daraus auf die Gerechtigkeitsliebe der abyssinischen Könige schließen könnte. Ihr Hochmuth findet sich geschmeichelt, daß sie das Weh und Wohl so vieler in Händen haben. Die Gerechtigkeitspflege von Abyssinien ist sehr schlecht bestellt, und giebt zu häufigen nur allzugegründeten Klagen Stoff genug, aber dem Hochmuth der abyssinischen Könige genügt dies noch nicht, er will auch zur Regenzeit, wo man nicht nach der Hauptstadt kommen, und seine Klagen anbringen kann, Opfer, es werden deshalb um diese Zeit Leute gedungen, die, ohnerachtet sie nicht den mindesten Anlaß haben, sich über etwas zu beschweren, dennoch gehalten sind, täglich laut vor den Fenstern des Königs um Gerechtigkeit zu flehen. So bald man das Urtheil über einen Verbrecher gesprochen hat, wird es sogleich vollzogen, und der Verbrecher nicht erst wieder in das Gefängniß zurük geführt. Wer mit dem Leben bestraft wird, wird insgemein gekreuzigt. Auch werden die Verbrecher oft lebendig geschunden, doch ist diese Strafe nicht so gemein. Verbrecher wider die Religion werden gewönlich zu Tod gesteinigt.

Nur

Nur selten werden die Leichname derer, die durch die Hand der Gerechtigkeit vom Leben zum Tod gebracht worden sind, zur Erde bestattet, sondern sie bleiben auf der Straße liegen, und dienen den Hunden zur Speise. Geringere Verbrechen werden mit dem Verlust der Augen bestraft.

Zu den Gebräuchen, durch welche sich die Abyssinier von allen andern Nazionen unterscheiden, gehören hauptsächlich auch folgende: sie haben kein Papier zum schreiben, sondern bedienen sich der Häute statt deßelben. Kein Abyssinier ißt mit einem Fremden; ein Gefäß, aus welchem ein Fremder gespeißt hat, wird gereinigt oder zerbrochen. Die Männer halten es für schimpflich, etwas zu kaufen oder zu verkaufen, auch müßen ihnen die Weiber das benöthigte Holz tragen und das Brod backen, dahingegen es ihr Geschäft ist, die Wasche von beiden Geschlechtern zu waschen. Alles, was die Männer tragen, tragen sie auf dem Kopf, die Weiber hingegen auf den Schultern. Geflügel und Kalbfleisch wird von niemand gegessen, hingegen wird das Kuhfleisch allgemein verspeißt. Sehr oft eßen sie ganz rohes Fleisch; was aber beinahe unmenschlich ist, sie schneiden solche Stücke Fleisch lebendigen Thieren ab, und heilen das Thier wieder, indem sie die Haut über die Wunde herziehen, sie mit Nadlen befestigen, und aus Leinen eine Art von Pflaster verfertigen, das sie über die Wunde herlegen.

Die Großen beiderlei Geschlechts versammeln sich oft zu einem gesellschaftlichen Mahle. Zu beiden Seiten des Tisches, auf welchem aber kein Tischtuch liegt, stehen Bänke. Vor jedem Gast liegt eine Art von Kuchen, der aus ungesäuertem Brodteig gebaken ist, und statt der Teller dient, ein jeder Gast ißt insgemein drei bis vier solcher Kuchen, unter diesen Kuchen liegen wiederum vier oder fünf andre von schwärzrem Teig, die einigermaßen die Stelle der Servietten vertreten, denn man wischt sich die Finger an ihnen ab, und überläßt sie alsdann den Aufwärtern. Das Thier, welches das Haupt-Gericht bei der Mahlzeit ausmachen soll, wird vor die Thüre des Zimmers geführt, wo man einen kleinen Einschnitt in die Haut desselben unter dem Halse macht, und etwas Blut heraus träuflen läßt, alsdenn zieht man die Haut dem Thier über den Rükgrad und über das Hintertiertel ab, und schneidet nach Bedürfniß Stücke Fleisch heraus, bis man zulezt an alle Theile kommt, und sogar die Knochen, des noch warmen Thiers mit den Zähnen abnagt. Das Stöhnen des Thiers ist das Zeichen, daß man sich zur Tafel sezzen soll. Immer kommt eine Mannsperson zwischen zwei Frauenspersonen zu sizzen. Die Gerichte, die aus einigen Stükken Fleisch bestehen, tragen einige Diener mit den bloßen Händen auf, und legen es auf einen von den oben beschriebenen Kuchen. Die Männer

schneiden dünne Scheiben von Fleisch, welche die Frauenzimmer nehmen, und in kleine viereckigte Würfel auf einen stark mit Pfeffer und Salz gewürzten Kuchen schneiden, den sie in eine Art von Rolle zusammenlegen. Worauf alsdenn der Mann seine zwei Hände auf die Knie derjenigen von seinen Nachbarinnen legt, die zuerst fertig geworden ist, seinen Leib vorwärts beugt, und den Mund aufsperrt, in welchen sie ihm den Bißen hineinstopft. Dieser wird so groß wie möglich gemacht, und der Eßende macht dabei so viel Geräusch, als er nur immer kann, denn dies gehört zum feinen Ton. Sobald ein Bißen hinuntergeschlungen ist, reicht eine andere Nachbarin den zweiten, und dies immer wechselsweis, so lange bis er gesättigt ist, das sehr geschwind geschehen ist, und nun füttert der Mann seine zwei Schönen auf gleiche Art, wie er zuvor von ihnen gefüttert worden ist. Nachdem nunmehr die Bedürfniße des Magens gestillt sind, fängt das Getränk an, ihre Sinne zu umnebeln, ihr Blut wird warm, alles athmet Liebe, und vom Scherz kommt es zur Handlung, die sich niemand scheut im Angesicht aller zu verrichten. Eine solche Handlung macht auch gar keine Bewegung in der Gesellschaft, man hört keinen Scherz, nicht einmal ein zweideutiges Lächlen darüber, die nächstsizzenden halten blos indeß ihr Gewand vor das Gesicht, und nachdem die Handlung mit dem gewöhnlichen Glück vollbracht

bracht worden ist, so wird eine Gesundheit auf das beglükte Paar ausgebracht.

Die Ehe ist mehr eine eingeführte Gewonheit, als eine moralische Handlung, und die Pflichten, die dieselbe auflegt, werden allgemein verspottet, man sieht die Ehe wie eine Art von kaufmännischem Kontrakt an, der aber nicht hindert, daß man der Wollust ganz nach seiner Laune opfern könne. Sobald aber beide Theile einander überdrüßig sind, ist das Band getrennt, und die Ehe geschieden, dieselbe Personen können sich aber in der Folge wieder heurathen, wenn sie gleich in der Zwischenzeit mit andern gelebt, und Kinder gezeugt haben. Bei der Scheidung fällt der älteste Sohn der Mutter, und die älteste Tochter dem Vater anheim, die übrigen Kinder werden nach dem Loose geteilt. Den Königen ist es erlaubt, so viele Weiber zu heurathen, als ihnen beliebt, aber nur eine davon wird als die rechtmäßige Gemahlin oder Ithege angesehen. Wenn der König entschloßen ist, ein Frauenzimmer zu ehlichen, so läßt er ihr andeuten, daß sie sich in den Palast verfügen soll, wohin sich denn das Frauenzimmer in ihrem großen Puz sogleich begiebt. Man räumt ihr sodann ein Zimmer im Palast selbst, und ein Hauß in der Stadt zur Wohnung ein. Wenn eine Ithege ernannt wird, (so nennt man die rechtmäßige Gemahlin des Königs) läßt der König durch einen seiner Richter, wobei er jedoch

selbst

selbst zugegen ist, bekannt machen: der König habe geruhet, seine Magd (wobei der Nahme des Frauenzimmers genannt wird) zur Königin zu erheben; man sezt ihr zwar die Krone auf, salbt sie aber nicht.

Die Kriegsmacht ist sehr ansehnlich, doch hat nie ein König von Abyssinien mehr dann fünfzigtausend Mann in's Feld gestellt; ob nun zwar gleich immer eine beträchtliche Armee zusammengebracht wird, so hat doch schon die Hälfte davon reissaus genommen, bevor sie noch den Feind gesehen hat. Statt der Fahnen bedienen sie sich großer Stäbe mit einer holen Kugel, unter welcher ein schmaler seidner Streifen hängt. Die Reiterei hat auf diesem Streifen einen grünen, weißen, oder rothen Löwen. Die sogenannte schwarze Reiterei führt auf einem solchen rothen Streifen einen gelben Löwen mit einem Stern darüber. Die Streifen der Fußgänger haben zweierlei Farben, gelb, grün oder roth in das Kreuz gemahlt. Die königlichen Haußtruppen sind achttausend an der Zahl, wovon zweitausend mit Schießgewehr bewafnet sind. Zwanzig Gemeine kommandirt ein Offizier, fünfzig Mann haben wieder einen besondern Offizier, dergestalt, daß bei fünfzig Gemeinen drei Offizier angestellt sind. Eine Kompagnie von fünfhundert Mann nennen sie Bet, und diese wird von einem Obrist kommandirt. Vier solcher Kompagnien von fünfhundert Mann ma-

chen ein Regiment aus. Das Wort **Bet** bedeutet auf abyssinisch ein Hauß oder Zimmer, und jede Kompagnie bekommt einen eignen Namen nach einem besondern Zimmer im königlichen Palast. Der König zieht nicht eher in das Feld, als bis zuvor drei Befehle öffentlich bekannt gemacht worden sind. Der erste lautet also: Kauft euch Maulesel, haltet euren Mund-Vorrath bereit, und bezahlt eure Knechte; denn in wenig Tagen werden die, die mich hier suchen, nicht finden. Auf diesen ersten Befehl folgt ein zweiter des Inhalts: Hauet den **Kantuffa** in den vier Theilen der Welt ab; denn ich weiß nicht, wohin ich ziehen werde. Der Kantuffa ist ein großer Dorn, der dem König und den andern Vornehmen dadurch beschwerlich wird, daß er sich an ihre lange Kleider und Haare anhängt. Der dritte, der nun folgt, und der lezte ist, ist ohngefär in folgenden Worten abgefaßt: Ich stehe im Lager an dem Angrab oder Kahha; wer nicht zu mir stößt, wird sieben Jahre lang von mir bestraft werden.

VI. Die Sineser.

Von einer Nazion, die wie die Sinesische mit gewisser Einschränkung so sehr kultivirt ist, kann man

C. Weigel exc

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY.

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

C. Weigel e

ern .

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY.

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY.
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Weigel ex

Si

n einem so eingeschränkten Raum, wie hier, vollständige Karakteristik erwarten; man sich daher begnügen, nur einige ihrer auffalken Gebräuche zu beschreiben.

Die Weiber in Sina sind dazu verdammt, fast anders, als in ihren eignen Häusern, das geslicht zu sehen. Was aber noch stärker ist, Sineser heirathet, ohne noch mit einem zigen Blick seine künftige Gattin gesehen zu haen; er kennt sie nur aus der Beschreibung irgend ner andern Frauensperson, welche die Unterhändrin abgiebt. Doch kann der Mann, wenn man hn in Ansehung des Alters oder der Gestalt hintergangen hat, zur Ehescheidung seine Zuflucht nehmen. In Sina stattet nicht der Vater seine Tochter aus, vielmehr muß der Mann seiner Frau Heiraths-Gelder geben, oder sie eigentlicher erkaufen. Die Eltern der Braut bestimmen den Tag der Vermählung; während der Zeit machen beide Theile einander Geschenke, wechseln auch wohl Briefe, bekommen sich jedoch nie zu sehen. Wenn der Tag der Feierlichkeit erschienen ist, wird die Braut in eine verschloßene Sänfte oder Palankin gesezt, und zu ihrem Bräutigam gebracht. Alle Stücke des Brautschazes werden ihr hinten nachgetragen, und die Sänfte mit vielen Personen, die Faklen tragen, und Musik machen, umringt. Der Schlüßel zur Sänfte wird durch einen vertrauten Bedienten dem Bräutigam allein übergeben,

geben, der dann die Sänfte öfnet. Findet sich der Bräutigam in seiner Erwartung betrogen, so geschieht es oft, daß er die Thüre sogleich wieder verschließt, und die Braut wieder nach Hauße schickt. Wird die Braut angenommen, so geht sie mit ihrem Bräutigam in einen Saal, wo das neue vereinigte Paar viermal vor dem Rien die Knie beugt, worauf denn die Neuverlobte den Weibern und der Neuverlobte den Männern ein Eßen giebt, denn in Sina sind bei aller Gelegenheit die Weiber und die Männer von einander abgesondert. Unter mancherlei Vorwand ist es den Sinesern erlaubt, sich Beischläferinnen zu halten, dennoch sind diese nichts mehr als Bediente der rechtmäßigen Frau, die in Rükſicht der häußlichen Gewalt keinen Anstrich von Ansehen haben. Ein Wittwer kann ohne Beistand seine Beischläferin zu seiner rechtmäßigen Frau machen. Beinahe alle diese Beischläferinnen werden aus zwei Städten gezogen, die dafür berühmt sind, gute Beischläferinnen zu erziehen.

Das Buch der Gesezze handelt auch weitläufig von der Erziehung der Kinder. Einen Knaben, der sechs Jahr alt ist, lehrt man die Namen der beträchtlichen Theile in der Welt. Wenn er sieben Jahr alt ist, nimmt man ihn von seinen Schwestern weg. Mit zehn Jahren wird er in die öffentliche Schule geschikt, und im Schreiben und Rechnen unterrichtet. Vom dreizehnten bis zum

fünf-

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY.

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

C. Weigel exc.

Ein fürnehme Sy.

fünfzehnten lernen sie die Musik; im fünfzehnten werden sie zu den körperlichen Uebungen angehalten; im zwanzigsten erhalten sie, wenn sie für würdig erkannt worden, die erste Müze, und mit ihr das Recht, seidene Kleider und Pelze tragen zu dürfen. Um dem Verstand der Kinder zu Hülfe zu kommen, werden verschiedene Gegenstände gemalt, die unten mit dem Namen der Sache bezeichnet sind, ohngefähr auf die Art, wie unsre neuere Philantropisten Kinderspiele erfunden haben; wie unbequem aber diese Metode bei ihnen ist, da sie gar kein Alphabet haben, bedarf nicht erst erklärt zu werden. Das erste Buch, das man den jungen Leuten in die Hände giebt, ist eine Sammlung kurzer Sittensprüche, dann bekommen sie die vier Bücher, die die Lehre des Confuzius und Mencius enthalten, wovon man ihnen aber den Sinn nicht eher erklärt, als bis sie alle Karaktere davon kennen. Preißübung und gelehrte Wettstreite sind auch bei ihnen Sitte.

Schnitt und Form der Kleider sind an den Kleidern der Städter von beiden Klassen und beider Geschlechter ziemlich einerlei, nur die Nebenzierraten bezeichnen ihren Rang. In der Hauptsache besteht die Kleidung der Sineser in einem langen Unterkleide, davon der linke Schooß über den rechten geschlagen wird, und auf der rechten Seite mit vier oder fünf goldnen oder silbernen Knöpfen bevestiget ist. Die Aermel dieses Kleids

sind

sind nahe an der Schulter sehr weit, so wie sie sich aber der Handwurzel nähern, werden sie immer enger und enger. Die Sineser umgürten sich mit einem breiten seidnen Gürtel, der bis an die Knie herunter hängt. An diesem Gürtel hängt ihr Meßer, und die zwei Stälchen, die ihnen beim Eßen statt der Gabel dienen. Unter diesen Unterkleidern tragen sie Unterhosen, welche mehr oder minder warm sind, je nachdem die Jahreszeit es erfordert. Zwischen der Haut und ihrem Hemde tragen sie gewönlich ein seidnes Nez, um zu verhindern, daß das Hemde nicht durch den Schweiß an die Haut anklebe. Die Farben bestimmen sehr den Rang der Personen. Der Kaiser und die Prinzen von Geblüt haben allein das Recht, gelb zu tragen. Gewiße Mandarine dürfen an Zeremonien Atlaß mit rotem Grunde tragen. Die Farbe des gemeinen Volkes ist schwarz oder blau. Auch ihr Kopfputz unterscheidet die Vornehmere von den Gemeinen. Vornehme gehen nie anders aus, als in Stifeln, die von seidnem Zeuge sind, nur wenn sie reisen, bedienen sie sich lederner Stiefel; ein nach der Regel gekleideter Sineser, darf so wenig seinen Fächer, wie seine Stiefel vergeßen. Die Gewänder der Weiber sind aber genau verschloßen, und gehen bis auf die Fußspizzen herunter. Alles, das Gesicht ausgenommen, ist bei einer Sineserin bedekt. Auch kennen sie eine Art von Schminke. Ihr gewönlicher

Kopf-

Kopfpuz beſtehet darin, daß ſie ihre Haare in Locken legen, und mit einer großen Menge von Gold = und Silberblumen verzieren. Die Sineſer bemühen ſich, die Füße ihrer Töchter beinahe ſo klein zu erhalten, als ſie ſie auf die Welt gebracht haben. Gleich nach der Geburt wird der Fuß gewaltſam zuſammengeſchnürt, daß er nicht wachſen kann, eine Marter, die ſie ſo lange, als ihr Füße noch wachſen, erdulden müßen. Eine Sineſerin kann deshalb beinahe faſt gar nicht gehen, ſondern ſchleift ſich vielmehr nur fort, ſie wird beinahe von niemand geſehen, als von ihrem Mann und ihren Bedienten, und dennoch wenden ſie nicht weniger Zeit auf ihren Puz, als irgend eine galante Dame in Deutſchland. Weiß iſt bei ihnen die Farbe der Trauer, und ein Sohn darf dieſe Farbe nicht tragen, ſo lange ſeine Eltern noch am Leben ſind. Ihre Gebäude und Paläſte ſind mehr weitläufig, als prächtig.

Ihre Gärten zogen die Aufmerkſamkeit der Engländer auf ſich, jezt ahmen wir Deutſche hierinn den Engländern nach, und die ſogenannte Gärten nach engliſchem Geſchmak ſollte man alſo eigentlicher nach ſineſiſchem Geſchmak nennen. Wie bekannt, ſind die Sineſer das zeremonidſeſte Volk auf Erden, ſehr natürlich alſo, daß es bei ihren Gaſtgeboten an beſchwerlichen Zeremonien auch nicht fehlt. Bei Reichen ſind ſie prächtig. und ſie haben eigene Geſezze oder Verhaltungsregeln

geln dabei. Eine Einladung wird nicht eher als im Ernst geschehen angesehen, als bis sie dreimal schriftlich wiederholt worden ist. Man schreibt am Tage vor dem Gastmahl, am Morgen des Gastmahls selbst, und noch einmal zu der Stunde, wo man sich schon zu Tische sezzen will. Bevor man sich zu Tische sezt, wärend dem Eßen selbst, gehen eine unendliche Menge von Zeremonien vor: ein jeder speist an einem kleinen besonders für ihn bestimmten Plaz; oft sezt man einer einzigen Person mehr denn vierundzwanzig Speisen vor, den Nachtisch ungerechnet, welcher auf sinesische Art oft kostbar genug ist. Bei großen Gastgeboten treten auch meist einige Schauspieler und Musikanten auf, die sich ihr Theater sogleich auf den flachen Fußboden aufschlagen.

Das Gastmahl fängt nicht mit Eßen, sondern mit Trinken an; nicht jeder trinkt nach seinem Belieben, sondern alle zu gleicher Zeit. Gewöhnlich nehmen die Schmausereien ihren Anfang, wenn sich der Tag neigt, und dauren bis gegen Mitternacht. Jedermann läßt sich dann in seiner Senfte nach Hauß tragen, voran gehen einige Bediente mit großen Laternen von eingeöhltem Papier, worauf die Würden und zuweilen auch die Namen ihrer Herren mit großen Buchstaben geschrieben stehen. Wer sich ohne diesen Staat zu dieser Stunde auf der Straße blicken lassen wollte, würde von der Wache ohne Unterschied

der

der Person in Verhaft genommen werden. Ihre Weine haben gar keine Aehnlichkeit mit den unsrigen, denn sie sind kein Produkt des Weinstokes, sondern des Reißes, wozu eine ganz eigene Art von Reiß genommen wird; dieser Reiß wird in Waßer eingeweicht, mit verschiedenen anderen Ingredienzien vermischt, und durch das Kochen zu einer Art von künstlichem Wein gemacht. Sie haben auch noch einen andern Wein, der aus Hammel- und Lammfleisch verfertigt wird. Von diesem Ueberfluß auf den Tafeln der Großen kann man aber keinesweges auf die Speisen der Geringen schließen; diese begnügen sich sehr oft mit Pferd- und Hundsfleisch, und man sieht auch auf den öffentlichen Straßen das Fleisch von Kazzen und Razzen verkaufen.

Zu ihren Lustbarkeiten gehören vorzüglich drei Nazional-Feste, das Fest des Frülings, das auch der Kaiser begehet, das beim Anfange des neuen Jahres, und das Laternen-Fest, die alle mit großem Prunk und Feierlichkeit gefeiert werden. Das Laternenfest wird in allen Städten und Dörfern des Königreichs in einem Tage zu einer Stunde begangen, so daß man sagen kann, daß das ganze sinesische Reich erleuchtet ist. Die Städte und Dörfer, die Küsten des Meeres und die Ufer der Flüße sind allenthalben mit gemalten Laternen, sehr mannichfaltig verziert. Selbst an den Höfen und Fenstern der Häuser der ärmsten

Leute hängen einige Lampen. Reiche Bürger verschwenden oft bis auf hundert Gulden auf eine Laterne. Von denen aber, die der Kaiser, die Statthalter oder die Mandarinen machen laßen, kostet auch eine einzige ein bis zweitausend Gulden. Die Laternen sind sehr groß; einige bestehen aus sechs Scheiben, mit einer Einfaßung von gemaltem und vergoldetem Holze. Der Stoff dieser Scheiben ist ein sehr feines und durchsichtiges Seidenzeug, das mit Blumen, Thieren, und menschlichen Figuren bemalt ist. Andere sind rund, und von blauem und transparentem Horn. Diese Laternen sind mit vielen Lampen und einer großen Menge von Lichtern erleuchtet. Jede Ecke ist mit seidenen Fähnchen von allerhand Farben gezieret, und oben auf der Laterne prangt ein schönes Stük von ausgeschnizter Arbeit. Unsre sogenannte Zauberlaterne ist ihnen auch bekannt, vielleicht gar von ihnen zu uns gekommen.

Ihre Feuerwerke stehen an Kunst und Pracht den unsrigen in nichts nach; am meisten macht man an dem oben beschriebenen Laternenfest Gebrauch davon. Privat-Lustbarkeiten giebt es wenige. Sie haben Komödianten, aber kein stehendes Theater, sondern sie spielen einem jeden, der sie bezahlt. Den eigentlichen Tanz scheinen sie nicht zu kennen. Die Jagd ist frei; wer sie allein genießen will, schließt sein Wild in einen Thiergarten ein. Der Fischfang ist mehr Gewerbe, als Vergnügen.

gnügen. In einigen Provinzen bedient man sich gewißer Vögel dazu; diese Vögel sizzen auf den Vordertheil des Kahns, den die Schiffer schnell auf dem Flusse herum drehen, und zugleich sehr stark mit einem ihrer Ruder auf das Waßer schlagen; auf dieses Zeichen stürzen sich die Vögel in's Waßer; und theilen den Fluß gleichsam unter sich, tauchen in's Waßer unter, und ergreifen den ersten Fisch, auf den sie stoßen, in der Mitte des Körpers, kommen wieder in die Höhe, und jeder trägt seine Beute in den Nachen, zu welchem er gehört. Der Fischer nimmt ihnen den Fisch ab, nimmt darauf auch den Vogel, kehrt ihn mit dem Kopf zu unterst, und streicht ihn mit der Hand über den Hals, daß die kleine Fische herausfallen, die er verschlukt haben könnte, und die durch einen Ring zurükgehalten werden, den man ihnen ausdrüklich anlegt, um den Schlund zu versperren. Stoßen diese Vögel auf einen Fisch, der für einen einzigen zu groß wäre, so stehen sie sich einander bei.

Das Zeremoniel ist in Sina Gesez. Ein bloßer Besuch ist mit ausserordentlichen Zeremonien verbunden. Der Besuch der Einwohner einer Stadt an ihren Gouverneur ist allemal mit mehr oder minder beträchtlichen Geschenken begleitet, wobei es noch gebräuchlich ist, eine Schachtel mit Zukerwerk dazu zu fügen. Sobald der Besuchende in den Saal getreten ist, in welchem die Zeremonie gehalten werden soll,

stellen sich alle in eine Reihe, machen eine tiefe Verbeugung, werfen sich auf die Knie, und beugen den Kopf bis zur Erde, wenn der Gouverneur sie nicht aufhebt, welches er aber gemeiniglich thut. Oft nimmt der Vornehmste von den Aufwartenden Wein in einen Becher, hebt denselselben mit beiden Händen in die Höhe, bringt ihn dem Gouverneur dar, und spricht mit lauter Stimme: To-tsiu; Siehe! Dieser Wein bringt Glük! The-utsiu; Siehe! dieser Wein bringt langes Leben. Einen Augenblick hernach tritt ein anderer vor, hebt das Zukkerwerk in die Höhe, und reicht es ehrerbietig dem Mandarin. Siehe! sagt er zu ihm, dies ist der Zucker des langen Lebens! Andere wiederholen die nämlichen Zeremonien noch dreimal, und sagen die nämlichen Formeln her.

Man kann keinen Besuch abstatten, ohne vorher dem Thürsteher ein Visitenbillet abgegeben zu haben. Dieses heißt, Thie-tsee, und besteht aus einem Bogen roth Papier, leicht mit goldnen Blumen bemahlt, und in Form eines Fächers zusammengelegt. Auf eine von den Falten schreibt man seinen Namen. Die Ausdrükke sind nach der Würde des zu Besuchenden verschieden, z. E. von dem zärtlichen und aufrichtigen Freund seines Herrn; der unaufhörliche Schüler seiner Lehre, erscheint demselben als ein solcher, um ihm seine Schuldigkeit zu beweisen, und sich

vor ihm auf die Erde zu beugen: Tunn-cheu-pai. Ein Sineser, der mit einem Höhern spricht, bedient sich weder des Ich's noch des Sie, sondern er drückt sich ohngefähr folgendermaßen aus, wenn er etwa von einem geleisteten Dienst spricht: Den Dienst, den der Herr seinem geringen Diener erzeigt hat, ist mir sehr angenehm gewesen. Ein Sohn, der mit seinem Vater spricht, nennt sich nie Sohn, sondern Enkel. Ueberhaupt ist das Zeremoniel, das Kinder gegen ihre Aeltern zu beobachten haben, übertrieben. Die Sineser führen zu verschiedenen Zeiten verschiedene Namen. Den Familien-Namen bekommen sie bei der Geburt, einen Monat nachher einen Milch-Namen, den man insgemein von einer Blume oder einem Thier abnimmt; sobald er die öffentliche Schule besucht, und Fleiß zeigt, erhält er zur Belohnung einen andern Namen; sobald er das männliche Alter erreicht hat, bekömmt er von seinen Freunden wieder einen andern; erhält er eine Bedienung, so bekömmt er noch einen anderen Namen, der sich zu seinem Amte schikt. — Nirgends ist Mißtrauen nothwendiger als in Sina, ohne die äusserste Vorsicht wird man sehr leicht in Waaren und Geld betrogen, besonders verstehen die gemeinen Leute mit der grösten Verschlagenheit, alles zu verfälschen. Man glaubt z. B. einen Kapaun gekauft zu haben, und hat nur die Haut davon; das Fleisch ist herausgenommen, und der leere Raum so künst-

lich wieder ausgefüllt worden, daß man den Betrug nicht eher entdekken kann, als bis man den Kapaun zum eßen verschneiden will. So werden auch oft ihre Schinken verfälscht. Sie sind künstlich ins Holz geschnitten, mit einer gewißen Erde bedekt, und mit einer natürlichen Schweinshaut überzogen. Nur durch das Meßer kann man sich von diesem Betrug überzeugen. Im Allgemeinen sind die Sineser ein mildes und leutseliges Volk; höflich bis zur äussersten Pünktlichkeit; abgezirkelt in allem, was sie thun; genau überlegt in allem, was sie thun wollen; aber unbekümmert, ob sie Treue und Glauben auf das Spiel sezzen, wenn nur die Klugheit nicht in's Gedränge kömmt: mißtrauisch und betrügerisch gegen Fremde; zu sehr eingebildet auf das, was sie sind, als daß sie fühlen sollten, was sie nicht sind; zu stolz auf das, was sie wißen, als daß sie suchen sollten, ihre Kenntniße zu erweitern. Sie sind von Natur sehr prozeßsüchtig. Was man in Europa für sträflichen Wucher hält, ist in Sina ein durch das Gesez erlaubter Gewinn. Sie sind rachsüchtig, scheuen aber gewaltsame Wege, und rächen sich durch List, weshalb große Verbrecher bei ihnen selten sind, Laster aber um desto häufiger begangen werden, denn nach diesen forschen die Gesezze nicht, so lange kein öffentliches Aergerniß gegeben wird. Die Dichtkunst wird bei ihnen eben nicht sehr geschäzt, doch findet man manche gute Dichter unter ihnen, und

ihre

ihre Dichtkunst hat eigene bestimmte Regeln; eben dies galt auch von ihrem Theater. Weit mehr Werth sezzen sie auf eigentlich gelehrte Werke, die man bei ihnen auch in ziemlicher Anzahl findet, aber meistens Produkte ihrer Akademien sind, und nur sehr selten einzelne Personen zu Verfassern haben. Sie befleißigen sich auch der Astronomie, und die Kenntniß von dieser Wissenschaft ist schon sehr alt bei ihnen. Ihre Seiden-Manufakturen, Glas- und Porzellan-Fabriken sind ihrer Vortreflichkeit wegen allgemein bekannt. Mehrere Ursachen treffen zusammen, die das schöne sinesische Porzellan in Europa so theuer machen, außer dem Vortheil, den die Kaufleute davon ziehen, die es aus Sina holen, und dem Gewinn, den schon ihre sinesische Kommissionäre davon gezogen haben, kömmt noch hinzu, daß selten ein Brand Porzellan durchaus gut geräth, oft aber ganz und gar verloren gehet. Die Mahlerei kann in Sina keine große Fortschritte machen, denn sie wird nicht von der Regierung unterstüzt, weil man sie unter die Zahl der unnüzzen Künste sezt, die nichts zur Glükseligkeit eines Staates beitragen können. Die Gallerien und Kabinets des Kaisers sind mit europäischen Mahlereien angefüllet. Lange beschäfftigte der Hof den Pinsel der Brüder **Castiglione** und **Attiret**. Aber wegen des geringen politischen Nuzzens der Mahlerei nahm er das Anerbieten

nicht an, das ſie ihm machten, eine Schule anzulegen und Zöglinge zu bilden. Der Monarch fürchtete dadurch den Hang zu Gemälden wieder rege zu machen, der in den vorhergehenden Dynaſtien alle Gränzen überſchritten hatte.

VI. Die Japaner.

Die Japaner werden durch einen unumſchränkten Regenten regiert, deßen Macht oft in den gröſsten Deſpotismus ausartet; alles, was auch entfernt zu dem weltlichen Arm gehört, ſtehet unter ſeinem Richterſtuhl, nur in geiſtlichen Dingen ſpricht der Dairo (eine Art von japaniſchem Pabſt) Recht. Bei aller der groſsen Gewalt, die den Monarchen von Japan zugeſtanden wird, ſind dennoch einige Geſezze vorhanden, die da verhindern, daſs dieſe beinahe unumſchränkte Gewalt, nicht aus den Gränzen ſchreiten; Geſezze, die keiner ihrer Kaiſer zu übertreten wagen darf, ohne ſeine Krone und ſein Leben auf das Spiel zu ſezzen. Die Rechtshändel zu ſchlichten, ſind in jedem Orte eine Art von Unterrichter angeſtellt, von dieſen kann man an den Statthalter der Provinz appelliren, und von dieſem wiederum an den Kaiſer ſelbſt, der ſchnell Recht ſpricht. So lange ein Statthalter

ſeine

seine Posten bekleidet, bleibt sein Weib und seine Kinder als Geißel seiner Treue in der Hauptstadt zurük. Alle Verbrecher werden schnell und hart bestraft, das Verbrechen eines einzigen bringt Unglück über seine ganze Familie.

Der Kaiser von Japan kann, sobald er will, viermalhunderttausend Mann auf die Beine stellen; alle Große des Reichs stellen ihm Soldaten, nach dem Maße, wie es ihr Vermögen erlaubt. — Die Japaner halten sich in ihren Gränzen für glüklich genug, sie gehen deshalb nie auf Eroberungen aus, und für feindlichen Einfällen sichert sie die Beschaffenheit ihres Landes. Kämpfer erzählt, daß die Japaner ihre Päpste (Dairos) als Halbgötter verehren. Dinge, denen jeder andere Sterbliche unterworfen ist, würden sie verunehren; sie begeben sich nie zu Fuß an einen Ort, sondern werden von Menschen auf den Schultern dahin getragen. Ihre Heiligkeit erlaubt ihnen nicht, sich den Bart, die Haare oder die Nägel abzunehmen; deshalb sucht man sie im Schlaf davon zu befreien, und sie gleichsam darum zu bestehlen, denn ein solcher Diebstahl thut ihrer Heiligkeit keinen Eintrag. Täglich werden sie mit andren Tisch-Geschirren bedient, die, sobald sie sich ihrer ein einzigesmal bedient haben, zerbrochen werden, und eben so wird es mit ihren Kleidern gehalten.

In Japan sind die Auflagen sehr mäßig, und dennoch im Ganzen genommen so beträchtlich, daß der

Kaiſer nicht nur ſeinen ſehr anſehnlichen Hofſtaat, die großen Koſten ſeiner Haußhaltung, und die unermeßlichen Summen, die ihn die öffentliche Ausgaben koſten, damit beſtreitet, ſondern daß ihm noch drei Viertel ſeiner Einkünfte am Schluße des Jahrs übrig bleiben. — Das Land ſelbſt iſt ſehr bevölkert und überall gut angebaut. Die Japaner halten auſſerordentlich viel auf Reinlichkeit, und ſie ſind beinahe nicht weniger zeremonids wie die Sineſer, und Sittſamkeit iſt die gröſte und allgemeinſte Tugend in Japan. Ihre Kleidung iſt nicht ſo zierlich wie die europäiſche, aber edler. Die Vornehmen ſcheren ſich das Vordertheil ihres Hauptes, die Geringeren hingegen ſchneiden nur ihre Hinterhaare ab. Das Haupt bedekken ſie mit großen Hüten von Bambus oder Stroh, welche ſie unter dem Kinn beveſtigen. Die Frauenzimmer ſchneiden ihre Haare nicht ab, ſondern heften ſie hinten mit einer Diamant-Nadel an. Die Röcke der Weiber, die ſo viel möglich alle Schönheiten, die ihnen die Natur verliehen, zu verſtecken ſuchen, gleichen denen der Männer, die denn auch in der That faſt alles verſtecken, was ſich nur verbergen läßt. Ihr Anzug ſelbſt bei Frauenzimmern, die nur zum Mittelſtand gehören, iſt ſehr prächtig; Zierrathen, deren ſie um ſo mehr bedürfen, da ihre Geſtalten nichts weniger als reizend ſind. Wenn die Vornehmeren ausgehen, ſo werden ſie von einem zahlreichen Gefolge von Aufwärterinnen begleitet, die ihnen zu

Hauß

Hauß zu Gespielinnen dienen; denn da die Sitten von Japan die Frauenzimmer verdammt haben, immer in ihren Häusern verschloßen für sich zu leben, und nur dann der Gesellschaft ihrer Männer zu genießen, wann der Trieb der Wollust sie zu ihnen bringt, so sollen diese weibliche Gespielinnen ihnen das alles ersezzen. Der Japaner verlebt mehr Stunden mit seinen Maitressen, als Minuten mit seinen Weibern, und nicht selten schweift ihre Wollust auch bis zur Unnatürlichkeit aus. Dinge von einiger Wichtigkeit erfahren die Weiber nie, es giebt ein eignes Gesez, das ihnen ausdrüklich verbietet, ihre Männer um dergleichen Gegenstände zu befragen. — Heirathen sind bei den Japanern keine Sachen des Herzens, sondern der Klugheit. Meist bestimmen die Aeltern die Heirath, doch haben auch zuweilen die Kinder ihre Stimme dabei. Die Töchter werden ihren Aeltern gleichsam abgehandelt, und dennoch sind die Weiber ihren Männern bis zum Bewundern treu; die Ehescheidung ist ihnen zwar sehr leicht gemacht, doch wird sie den Weibern schon mehr als den Männern erschwert, aber bei allem dem, ist die Ehescheidung etwas seltenes. Alle Heirathen in Japan werden auf einem Berg gefeiert. Man richtet ein Zelt auf, das nach dem Vermögen der Verlobten mehr oder weniger prächtig ist. Unter diesem Zelte wird dem Gott **Amida** eine Bildsäule errichtet, die mit brennenden Lampen

umgeben ist. Der Priester stellt sich zur linken Seite des Bildes, murmelt schnell einige Gebete her, die mit großer Ausrufung begleitet werden, und schließt indem er den ehlichen Segen spricht. Jeder der Neuvermälten hält eine Fackel in Händen; die Verlobte zündet ihre Fackel an den Lampen an, und sobald der Priester den ehlichen Segen gesprochen hat, so sind sie Mann und Weib. Endlich macht man dem Priester dieses Gottes noch ein Geschenk, und opfert dem Gott einen Büffel, der zum Theil verbrannt, zum Theil aber von den Priestern verzehrt wird. Indeß nun der Priester sein Amt verrichtet, sind die Anverwandte der Neuvermählten damit beschäftigt, das Spielwerk zu verbrennen, womit sich die Neuvermälten in ihrer Kindheit ergözten.

So lange die Kinder nicht am Körper reif geworden sind, bemüht man sich auch nicht, noch allzufrühzeitigen Verstand und Gelehrsamkeit in sie propfen zu wollen; hat sich aber ihr Körper entwikkelt, so fängt man auch mit allem Ernst an, ihren Geist auszubilden. Ihre Mönche sind die einzigen im ganzen Reiche, die sich mit dem Erziehungswesen abgeben; diese geben Kollegien und halten Schulen ganz auf die nämliche Weise, wie sie in Europa gebräuchlich sind, wo sie dann ihre Zöglinge Geschichte, Philosophie, die schönen Wissenschaften, Beredsamkeit, die Dichtkunst und die Mahlerei lehren; freilich werden nur sehr selten von diesen Mönchen (eine Race

von

von Menschen, die sich zu Japan wie in Spanien vollkommen gleichen) wahre Gelehrte gebildet. Es fehlt den jungen Japanern zwar gar nicht an Verstandsfähigkeiten, eine Sache zu begreifen; nur bringt ihr angebornes Phlegma in allen ihren Handlungen eine unerträgliche Langsamkeit hervor.

Die Häuser richten die Japaner mehr zur Bequemlichkeit als zur Pracht ein. Ihre Häuser (besonders die der Vornehmen) sind weitläufig gebaut, aber nie über einen Stok hoch, selbst der Pallast des Kaisers macht hiervon keine Ausnahme. Im Lande selbst, wird zwar sehr viel Stein und Marmor gehauen, allein man baut nicht mit Marmor und Stein, sondern mit Holz, weil das Holz weit geschikter ist zur Auftragung ihrer Firniße, des Hauptzierrats der Japaner. Ihr gröster Luxus besteht in spanischen Wänden die bemahlt, und mit Firniß überzogen sind, und darzu dienen, die meist sehr große Stuben der Japaner in mehrere kleinere zu theilen. In einem jeden Hauß ist ein besonderes Zimmer für Fremde, das alle Schönheit des Haußes vereinigt; hier sieht man ihre kostbarste porzellanene Vasen, ihre schönste Matten, ihre Bücher, ihre nicht schlechten Gemälde, besonders ihre sehr gut nach dem Leben gemalte Vögel. In Japan kennt man weder die Oefen, noch die Kamine der Europäer, sondern man bedient sich an ihrer statt eines Heerds, der mitten im Zimmer stehet, und worauf Kohlen

len und heiße Asche gefeuert werden; zu der Zeit, wo nicht auf diesen Heerden gefeuert wird, sind sie mit einem niedrigen, mit einer Decke verzierten Tisch bedekt. Dergleichen so unvorsichtig angelegte Feuerstätte sind allerdings der Gesundheit sehr schädlich, und geben sehr leicht zu Feuersbrünsten Gelegenheit, deshalb haben sich einige Große des Reichs Kamine nach holländischem Geschmack erbauen lassen; sie würden auch diesen Geschmack auf ihre Palläste ausgedehnt haben, wenn der Kaiser ihnen seine Einwilligung nicht dazu versagt hätte. Auch ihren Gärten kann man den gebührenden Beifall nicht versagen. Ihre Heerstraßen sind die bequemsten und die angenehmsten, die man nur wünschen kann. Alle diese verschiedene Straßen führen zur Hauptstadt; bei einer jeden Entfernung von tausend geometrischen Schritten ist eine kleine Erhöhung angebracht, die dem Wanderer genau anzeigt, wie weit er noch vom Ziel seiner Reise entfernt ist. Die Straßen selbst sind nicht nur schön gepflastert, sondern auch an beiden Seiten mit Bäumen besezt, unter deren Schatten man Schuz vor den heißen Stralen der Sonne findet. Verschiedene dieser Heerstraßen sind hundert Schritte, aber keine weniger, als sechzig breit, auch Brunnen sind nicht vergessen worden, auf die man in gewißen Distanzen stößt; die Unterhaltung aller dieser prächtigen Straßen fallen keinem Bewohner von Japan zur

Last,

Last, denn hier kennt man keine Weggelder; der Kaiser bestreitet diesen Aufwand ganz allein. An Wirthshäusern ist auch kein Mangel; sie sind so vortreflich eingerichtet, daß auch einem Europäer nichts zu wünschen übrig bleiben dürfte, es ist sogar für gewiße Bedürfniße gesorgt, die ein moralischer Mann in Europa sich nicht zu stillen erlaubt, und die nur das Klima entschuldigen kann. Da die Heerstraßen so angenehm sind, so eilt der Japaner auch selten bei seinen Reisen, die denn auch nach der Art, wie sie geschehen, sehr langsam gehen. Diejenigen, die zu Fuß gehen, tragen eine Art von Stiefel, die am Fuß zwar eng anliegen, oben aber weit sind, damit das Ende ihres Kleids, das ihnen sonst hinderlich werden könnte, hinein gestekt werden kann. Leute von niedrigem Stand aber helfen sich noch geschwinder, indem sie die Kleider bis an Gürtel ganz ablegen. Wer sich der Reutpferde bedient, hängt ihnen Schellen um den Hals; man sattelt sie, indem man sie mit zwei Felleisen bepackt, und den Plaz, der in der Mitte bleibt, mit Wolle oder roher Seide bepolstert, auf welchen Plaz denn der Reuter mit kreuzweis unter einander geschlagenen Füssen seinen Siz nimmt, indeß ein Diener voran gehet, das Pferd beim Zügel fortführt, und ein Lied trillert. Vermögende Leute halten sich ihre Wägen und Pferde, und mancher Große hat deren zehn, zwölf und mehrere, aber Miethkutschen kennt man nicht.

Fremde

Fremde können sich **Palankine** miethen, die von Pferden oder Menschen getragen werden, aber sich so langsam fortbewegen, daß man sie mit nichts beßer, als mit der Schnekkenpost vergleichen kann. Auf diesen Heerstraßen herrscht die gröste Sicherheit für Reisende. Diebstähle sind ein Verbrechen, von welchen man sehr selten etwas hört, und er wird mit außerordentlicher Strenge bestraft. — Sie haben Spitäler, wo jeder Gesundheitsbedürftige aufgenommen, und gut verpflegt wird. In der Wissenschaft, besonders der mathematischen, kommen die Japaner, ihren Nachbarn den Sinesern nicht gleich, sie beschäftigen sich mehr mit der Metaphysik, welche sich aber bei ihnen grösstentheils in Spizfindigkeiten konzentrirt. In der Moral haben sie vor vielen Nazionen einen großen Vorzug, sie lehren sie nicht nur, sondern sie üben sie auch aus, und diese Begriffe, die sie eingesogen haben, verwandeln sie in gewißer Rükſicht in halbe Stoiker, bewegen sie aber auch zu Handlungen, die ihrem Karakter die gröste Ehre machen. Diese Begriffe sind auch die Haupturſache ihrer so strengen Polizei, z. B. wenn Händel auf der Gaße entstehen, so sind die Nachbarn gehalten, sie nach ihrem besten Vermögen zu schlichten: wird jemand dabei umgebracht, so hat nicht nur der Thäter den Kopf verwirkt, sondern auch die drei nächsten Familien müßen zur Strafe, daß sie den Todtschlag nicht verhindert haben, mehrere

Mo-

Monate das Hauß halten; die übrigen Bewohner der Straße haben auch ihren Theil an der Strafe, je nachdem sie mehr oder weniger die That zu verhindern beitragen konnten. — Ein jeder, der sein Schwerd gegen einen Menschen zukt, hat das Leben verwirkt, er habe ihn nun wirklich verlezt oder nicht. Jeden Abend werden alle Gaßen gesperrt, und so der Unordnung vorgebeugt; kein Einwohner kann seine Wohnung verändern, ehe als die Polizei auch von dieser nur geringfügigen Sache unterrichtet ist. Ihre Musik, die sie sehr lieben, will keinem Europäer gefallen, ihre Theaterstükke aber haben eher Beifall gefunden. Auch lieben sie den Tanz ausserordentlich. Die Jagd kann man in Japan nicht zu den Vergnügungen rechnen, denn der Boden macht sie zu einer mehr ermüdenden, als angenehmen Beschäftigung. Lustreisen zur See sind ihre Lieblings-Ergözlichkeiten, aber ihre Fahrzeuge sind so ungeschikt gebaut, daß ihnen dieses Vergnügen gefährlich werden könnte, deshalb auch eine ausdrükliche Erlaubniß des Kaisers zu dieser Ergözlichkeit gehört. Die Reimkunst, oder wenn man lieber will, die Dichtkunst, ist eine ihrer vorzüglichen Belustigungen, der sie sich mit einer Art von Leidenschaft überlaßen. — Von der Religion der Japaner haben wir nicht die bestimmtesten Begriffe. Unsere Reisebeschreiber gehen sehr einander ab, einige beschuldigen sie des dümmsten Aberglaubens, andre machen eine Sekte

von Juden aus ihnen, und noch andere wollen Spuren von christlich-katholischem Glauben unter ihnen gefunden haben, aber alle mit gleichem Recht; denn bis jezt ist man der Landessprache noch nicht genug kundig, um die wahren Lehrsäze der Religion von ihren blos lächerlichen Gebräuchen absondern zu können. So viel weiß man indeß mit Gewißheit, daß sie verschiedene Religions-Sekten haben, davon eine sich für eine Art starker Geister bekennet, die alle Gottheit läugnen, ihre wahren Lehren aber, auf das gewissenhafteste verheimlichen, und öffentlich blos folgende moralische Grundsäzze lehren: **Thut, was das natürliche Gesez befiehlt: Höret die Stimme der Vernunft: Seid dem König und seinen Befehlen unterthan: Beobachtet, was das bürgerliche Gesez befiehlt.** Ihre äusserliche Gottesdienste sind verstümmelt, jüdische Gebräuche mit heidnischen untermischt. Z. B. Wer einen Todten antastet, ist unrein; wer sein Weib während ihrer monatlichen Reinigung berührt, ist unrein; doch fasten und kasteien sie sich nicht wie die Juden, sie haben Pagoden und opfern ihnen, thun auch Wallfahrten und verkaufen geschriebene Erlaßungen der Sünden oder Ablaß. Bei allen ihren so bequemen Gottesdiensten hat diese Sekte dennoch die wenigsten Anhänger. Eine andere neuere Sekte nennet sich Budsoisten, und haben noch mehr Aehnlichkeit mit

den

den jüdischen Gebräuchen, ihr überschwenglich großes Sündenregister, ihr Paradies, ihre Hölle und ihre Teufel, ja sie nehmen sogar unsterbliche Seelen bei den Thieren an. Sie wähnen gleich den Juden, durch ihre Gebete eine zur Hölle verdammte Seele wieder in den Himmel bringen zu können. Aber auch Rosenkränze und Ablaszettel gehören zu ihrer Religion. Man kann sich durch Wallfahrten auch auf Lebenszeit Ablaß holen, nur ist dies mit Gefahr verbunden. Der Pilger übergiebt sich den Händen gewißer einsiedlerischer Mönche, die ihm strenge Fasten gebieten, und grausame Geißelungen auflegen. Die geringste Klage über diese harte Begegnung bringt den unvermeidlichen Tod. Jezt muß der Pilger das gewissenhafteste Bekenntniß seiner Sünden ablegen, das man ihn oft wiederholen läßt, um sich dadurch fest von der Warheit zu überzeugen; zur Zeit des Bekenntnisses sizt der Büßende in einer Wage, die an einer langen eisernen Stange aufgehangen ist, deren beide Schalen unmittelbar über einen scheußlichen Abgrund hängen; ist der Andächtler nun so unglüklich, sich auf der geringsten zweideutigen Aussage fangen zu laßen, so stößt der Mönch an der eisernen Stange, und der Unglükliche stürzt in den Abgrund hinab, und zapelt sein Leben auf den schroffen Felsenspizzen aus.

Fällt aber das Bekenntniß so aus, wie es die Mönche wünschen, so führt man den Loßgesproch-

uen zurük, und unterhält ihn auf seine Kosten mit Tänzen, Schauspielen u. s. w. Nach dieser Prüfung kann der nun Loßgesprochene Verbrechen in der Zukunft begehen, so viel er nur will. Eine noch andere Sekte nennt sich Sintos; nach ihren innern Glaubenslehren sind sie Atheisten oder Deisten, ihre äusserliche Religionsgebräuche hingegen kommen fast mit den Vorschriften des Konfuzius überein. Auch die Götzenbilder haben ihren Rang: der Vornehmste ist der Amita oder Omyto, in welchem das höchste Wesen verehrt wird, sie geben ihm einen Sohn, der das Meer regieren soll, und den sie Kanon nennen. Nach dem Amida, sind der Kantai und Torranga ihre vornehmsten Götter, beide waren Menschen, die durch ihre Tugenden und Verdienste in die Zahl der Götter aufgenommen worden sind. Zu Meako verehren sie jenen berüchtigten Stier, und auch Affen haben sie angebeten: man würde ihnen aber zu nahe treten, wenn man glauben wollte, daß sie diese Verehrung so ganz sinnlos nähmen; es sind gewiß nur Sinnbilder, unter denen sie gewiße Kräfte verehren, wozu noch das kömmt, daß ihre Pfaffen sie überredet haben, daß abgeschiedene Seelen von Menschen diese Thiere bewohnten. Ihr geistliches Oberhaupt oder Dairo ist verheirathet, und hat zugleich eine Menge Kebsweiber, auch haben manche Ordensmönche die Freiheit zu heirathen. Sie haben einen Orden, der sich von

allen

allen andern in der Welt auszeichnet. Junge Mädchen haben das Gelübde gethan, den Reisenden auf ihren Wegen behülflich zu seyn, und dadurch Almosen für ihr Kloster zu sammlen; wenn sie zu altern anfangen, so gehen sie in ihr Kloster zurück, und widmen den traurigen Rest ihres Lebens der Andacht.

Die Art, mit welcher es fremden Schiffen erlaubt ist, nach Japan zu kommen, ist folgende. So bald ein Schiff ankömmt, begeben sich zwei **Ober-Banjosen**, Leute, die man am besten mit den sinesischen Mandarinen vergleichen kann, verschiedene Dollmetscher und Unterzollbeamte an Bord, diesen wird sogleich ein Plaz auf der Schiffsverdecke eingeräumt, weil immer einige derselben zugegen seyn müssen, so lange das Schiff im Hafen bleibt, weshalb sie auch immer einander ablösen; diese **Banjosen** beobachten sehr genau alles, was in Schiffen aus und eingehet, das Schiff selbst besichtigen und durchsuchen sie auf das genaueste, sie zählen alle darauf befindliche Personen, und geben denen, die an's Land gehen wollen, Päße. Nachdem dieses Geschäft in Richtigkeit gebracht worden, statten sie dem Gouverneur des Hafens Bericht ab. Es giebt keine Regie, die sich mit den japanischen Schiffs-Visitatoren meßen könnte. Sogar die Betten werden durchsucht und die Federn herausgeschnitten, die Breter der Kisten und Kästen werden untersucht, ob sie nicht hohl sind, und

etwas verbotenes enthalten können. In den Buttertöpfen wird mit eisernen Spießen herumgestiert, und in den Käsen runde Löcher gemacht, ja viele Eier werden aufgebrochen, um ganz überzeugt zu seyn, daß sie nichts verbotenes enthalten.

VIII. Die Neuholländer.

Alle Nachrichten, die wir von den sogenannten unkultivirten Völkern allbereits besizzen, sind nicht so bestimmt, wie sie die Liebhaber der Völkerkunde wünschen, am wenigsten aber sind es diejenigen, die wir von den Neuholländern haben. Bis jezt können wir den Forschern der Erdkunde noch wenig bestimmtes und ausführliches über diese zahlreiche Nazion sagen.

Die Sitten der Neuholländer sind so roh und ungeschliffen, als kaum ein Volk unter den andern wilden Nazionen; sie sind durchaus arm an allen Bedürfnißen des Leibes und der Seele. — Die Männer sind von mittlerer Leibesgröße, dabei doch ziemlich stark von Kräften, wohl gebaut und gelenkig; sie haben blendend weiße Zähne, die sehr auf ihren dunkelbraunen Körper abstechen; ihre Haare sind schwarz, und sie schneiden sie, wie

ihren

ihren Bart ganz kurz ab. Männer und Weiber gehen nackend ohne alle Kleidung. Ein Fingerdikkes ohngefähr sechs Zoll langes Bein, das sie durch die Nase stecken, ist ihr gröster Puz, den sie nicht zu allen Zeiten tragen; dieses Bein verstopft ihre Nase oft so, daß sie keinen Athem durch dieselbe holen können, sondern deshalb den Mund immer offen halten müßen, um nach Athem zu schnappen, und alle Töne, die sie durch die Nase hervorbringen, so undeutlich schnarrend werden, daß man die gröste Mühe hat, sie zu verstehen. Nächst diesen schmücken sie sich mit Halsbändern von Muscheln und Armbändern, die aus dünnen Stricken bestehen, die sie verschiedenemale um den Vorderarm herumwiklen. Ihre Lenden zieren sie mit Gürteln, die sie aus Menschenhaaren flechten, und ihre Leiber selbst verunstalten sie auf die lächerlichste Weise, indem sie sie sehr bunt, weiß und roth anstreichen. Sie wohnen einzeln und zerstreut, und haben keinen Begriff von Städten und Dörfern. Ihre Hütten sind aus Baumzweigen zusammengeflochten, die sie allem Ungemach der Jahreszeit und der Witterung Preiß geben, aber die meisten unter ihnen entbehren auch dieser geringen Bequemlichkeit, und begnügen sich mit Hölen und holen Bäumen, die ihnen zur Wohnung dienen. In so kostbaren Wohnungen darf man nun auch keine weniger kostbaren Geräthe erwarten, die sich dann auch alle in einer einzigen

Schüssel, von dem nemlichen Metalle wie ihre Hütten, konzentriren. Bei ihren Wanderungen tragen die Männer ihre sieben Sachen in einem Sack auf ihrem Rükken. Auch ihre Boote tragen sie, wenn sie ihrer bedürfen, auf dem Rükken, diese Boote sind aus einer Baumrinde verfertigt, und nur die Bewohner der nordöstlichen Küste bedienen sich der ausgehöhlten Bäume zu Booten.

Obgleich die Männer nicht übel gebaut sind, so ist ihre ganze Figur doch nichts weniger als angenehm, wozu dann ihr zottigter Bart, und ihr rauhes mit Fischzähnen und Muschelstücken bespiktes Haupthaar, welche sie mit einer Art von Harz festkleben, seinen großen Anteil beiträgt. Ihre Weiber hat Mutter Natur noch stiefmütterlicher versorgt, die Männer gehen allerwenigstens noch grade und aufgerichtet, aber die Weiber gehen immer mit dem Leib vorwärts gebükt, das gröstentheils von ihrer höchst sonderbaren Gewohnheit sehr lange auf einem Bein zu stehen herkömmt. Zur Vollkommenheit einer so schönen Bildung sind ihre Gesichtszüge alle sehr grob und unregelmäßig. Mit einer platten und breiten Nase verbinden sie noch schneeweiße Lippen und Augen, die die Natur von einem Meerkalbe lieh, und die Neuholländer damit beschenkte, zirkelrund und groß. Die Einreibungen mit Fischthran, die ihre ohnehin nicht allzu feine und schöne Haut durch und durch ölt und beizt, geben einen so scheußlichen

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY.

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Landes

chen Gestank von sich, daß man sie riecht, ehe man sie noch sieht. Bei einigen von ihren Weibern, fand man, daß ihnen die zwei vordern Gelenke des kleinen Fingers abgeschnitten waren, man ist aber noch nicht im Stande, mit Gewißheit zu bestimmen, ob dieses Zeichen einen höhern Rang oder Ehre oder Schande bezeichnet. Im Ganzen scheinen sie auch wenig oder gar keine Begriffe von Ungleichheit der Stände, und dem Vorrang eines Menschen vor den andern zu kennen, man hat auch noch nicht entdekken können, ob sie einem Oberhaupt oder Anführer gehorchen. Eben so wenig weiß man etwas gewißes von ihren Religionsmeinungen, ob sie einen Begriff davon haben oder nicht, ob sie ein göttliches Wesen oder dem etwas ähnliches verehren oder nicht. Der einzige Umstand, daß ein Neuholländer einem Offizier, der einen Raben auf dem Korn hatte, um ihn zu schießen, in den Weg trat, und lieber sein Leben aufgeopfert hätte, als zugegeben, daß der Rabe getödtet werde, läßt vermuthen, daß sie eine göttliche Achtung gegen diesen von Aas sich nährenden Vogel haben mögen. Ihre einzigen Waffen sind lange Lanzen oder Spieße von einem harten Holze, an der Spize sehr scharf zugespizt und reichlich mit Zähnen von Haifischen besezt. Sie sind so sehr geübt, diese lange hölzerne Stangen in der Entfernung zu werfen, daß sie Vögel im Flug damit treffen können. Sie bedienen sich

dieser hölzernen Spieße zum Angriff ihrer Feinde, denen sie beinahe so mördrisch werden, wie unsere Schießgewehre, und um Fische, einem Hauptzweig ihrer Nahrung, damit zu fangen. Ein Stück Baumrinde, das aber so hart ist, daß ein Hieb und sogar ein Schuß es schwer durchdringt, dient ihnen als ein Schild zur Gegenwehr. Außer diesen ihren Lanzen, womit sie die Fische so geschikt zu treffen wißen, bestehen ihre übrige Fischgeräthschaften noch aus einem Fischhaken von Muschelschalen, und einer Angelschnur von Baumrinde, die sie zu Faden klopfen. Alle ihre übrigen Werkzeuge bestehen aus einer Art, ihr Holz damit zu hauen, die aus einem Steine gemacht ist, und einem Meißel von einer Muschelschaale. Um ihre Felsenhölen und hole Bäume bewohnen zu können, brennen sie sie zuvor aus. Eine gewiße Art Insekten, die sich in diesem Lande aufhalten, und deren Biß sehr schmerzhaft ist, macht es den Einwohnern nothwendig, sich immer, ohngeachtet der großen Hize, die meist in diesem Lande herrscht, in der Nähe eines Feuers zu halten, denn zu ihren Speisen haben sie nur wenig Feurung nöthig, sie braten zwar ihre Speise auf Kohlen oder zwischen heißen Steinen, dennoch eßen sie sie wohl nie warm. Aus dem ganzen Pflanzenreiche genießen sie nur die einzige Yamswurzel.

Bei allen den Reizen, die die Männer der Neuholländischen Weiber doch vor der Eifersucht sichern sollten, scheinen sie diesem Uebel dennoch nicht wenig unterworfen zu seyn, man hat noch kein Beispiel, daß einer sein Weib nur auf einen Augenblik mit einem Europäer allein gelaßen hätte, sie gaben es zwar zu, daß die Matrosen ihre Weiber mit allerlei Läppchen und Stükchen von buntfarbigtem Papier auszierten, aber näher durften sie sich ihnen nicht nahen. Weiber, die Kinder haben, tragen sie auf den Schultern, und noch nie nahte sich ein Weib den Gränzen der zu Jakfousport errichteten englischen Kolonie.

Ein Hauptzug in dem Karakter dieses Volks ist Geringschäzung alles deßen, was außer der Sphäre ihrer Bedürfniße liegt. Sie nahmen zwar die Geschenke, die ihnen die neue Kolonie anbot, mit einem lebhaften Ausdruk von Freude an, aber sehr schnell verschwand diese Freude, und sie warfen die kaum erhaltenen Geschenke wieder hinweg. Beherzt sind sie gewiß nicht, sie zeigen wohl zuweilen einen Ausbruch von Tollkühnheit, der aber sogleich wieder verlischt, so bald sie Widerstand finden: eine einzige Flinte kann hundert mit ihren mörderischen Spießen bewafnete in die Flucht jagen. Wo sie sehen, daß sie nichts ertrozen können, können sie auch zutraulich und freundschaftlich thun, aber wehe dem, der unbewafnet

unter

unter ihre Hände geräth, sein lezter Augenblick ist nahe!

IX. Die Tahitier.

Alle Reisebeschreiber vereinigen sich zum Lobe dieser liebenswürdigen Insulaner; sie können nicht aufhören, die gute Art zu rühmen, mit welcher sie empfangen worden sind, ihre Gastfreiheit, das uneigennützige Betragen dieser Insulaner, und ihre Dienstfertigkeit; die Sanftmuth ihres Karakters, und das Zutrauen, das sie sogleich zu den gelandeten Europäern faßten, zeichnen dieses Volk sehr vortheilhaft aus. Von allen diesen vortrefflichen Eigenschaften haben sie vielfältige Beweise abgelegt; sie haben Geschenke ausgetheilt, wo sie keine Wiedervergeltung erwarten konnten, sie wurden auf das empfindlichste beleidigt, und kaum dachten sie auf Rache, eine kleine Vorstellung hob sogleich alle Feindseligkeiten wieder auf. So wichtig ihnen auch die Kleinigkeiten der Korallen und rothen Federn waren, die sie von den Europäern zum Geschenk oder zur Vergeltung bekamen, so bedienten sie sich dennoch nie gewaltsamer Mittel sie zu erlangen, die meisten Male machten sie zuerst Geschenke, und erwarteten eine Wiedervergeltung, oder wenn sie keine Geschenke zu machen

NEW YORK
PUBLIC LIBRARY.

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

EINE TAHITISCHE TÆNZERINN.

chen haben, so bitten sie, und schmeichlen sie, daß Ueberwindung dazu gehört, ihnen zu widerstehen; doch darf man auch nicht verschweigen, daß sie sich gar nicht scheuen, Sachen mit List zu stehlen, zu welchen sie nicht im Guten kommen können, ein Laster, von welchen sogar die Vornehmsten unter ihnen nicht frei sind, wofür sogar ihre eigene Oberhäupter nicht sicher sind, und das die ernsthafteste Vorkehrung nöthig machte.

Ihre Leibesgröße gleicht der der Engländer, ihre Leibesfarbe ist blaß mahagonybraun, sie haben schöne schwarze Augen und schwarze Haare. Beide Geschlechter durchlöchern sich die Haut mit Stichen, und schmieren alsdann eine schwarze Farbe auf den durchlöcherten Stellen ein, wodurch sie sich nicht wenig, besonders die gemeinen Leute, deren Lenden ganz damit bedekt sind, verunstalten. Ihre Augen sind groß und schön, ihre Augenbraunen gewölbt, und mit einer schönen hervorstehenden Stirne geziert, welche durch einen schönen Bart und Haarwuchs noch verschönert werden; einige von ihnen raufen sich zwar die Haare von den Lippen, der Brust und unter den Armen aus, das sind aber nur wenige, und die Vornehmern laßen sie stehen. Ob nun gleich ihre Frauenzimmer keine Schönheiten sind, so wißen sie sich doch den Männern durch ihr einschmeichlendes Betragen und gute Laune beliebt zu machen. Die Kleidung der Männer bestehet aus einem Stück Zeug,

das sie selbst verfertigen, und das sie um den Leib tragen, und aus einem solchen Stück Zeug, welches in der Mitte ein Loch hat, um den Kopf durchstekken zu können, und hinten und vorne über die Knie herabhängt; über dieses Stük Zeug wird ein anderes ungleich feineres, das an Feinheit unseren Neßeltüchern nicht nachsteht, und in unendlich viele Falten gekrümmt wird, angelegt. In diesem heißen Klima werden die Mädchen schon in ihrem zehnten oft neunten Jahre reif, wobei nur zu bewundern ist, daß sie in Verhältniß ihres Frühreifwerdens dennoch lange fähig bleiben, Kinder zu gebären. Eine Koralle oder eine Feder könnte die sprödeste tahitische Schöne bewegen, dem Matrosen die lezte Gunstbezeugung zu erlauben, dennoch sind die Vornehmern bei weitem nicht so ausschweifend, als die geringern, es scheint auch, als wenn die Priesterinnen der Venus Vulgivaga eine eigene Klaße von Mädchen in diesem Lande ausmacht. Auch hat man mehrere Beispiele von ehlicher Untreue, die besonders dann eintritt, wenn die Weiber, wie das in diesem heißen Klima sehr bald geschieht, zu altern anfangen, wo sich dann die Männer sehr leicht der Vergnügung mit andern Weibern überlaßen, und die Weiber hinwiederum, wenn ihnen ihre Männer nicht behagen, sich einen oder nach Bedürfniß mehrere Liebhaber erlauben.

Die

Die ganze Insel Tahiti ist in verschiedene Distrikte eingetheilt, die ihre verschiedene Namen haben, und von verschiedenen Oberhäuptern regiert werden. Diese Könige haben eine gewiße Zahl von Hofbedienten in ihren Diensten, sie beschließen über Krieg und Frieden, machen Bündniße u. s. w. In ihrer Gegenwart müßen alle ihre Unterthanen ihre Oberkleider ablegen, und sich zum Zeichen der Ehrfurcht die Schultern vor ihrem König entblößen. Die Könige wie auch die andern Großen, sind insgemein schöner von Körper gebildet als die Geringern, und viel weißer, auch sezzen sie eine besondere Ehre darein, gleich den Sinesern mit sehr langen Nägeln zu prangen, zum Zeichen, daß sie reich sind, und nicht zu arbeiten nöthig haben; nur verunstaltet der Ansaz, den die meisten von ihnen zu einer ungeheuren Dicke haben, ihren sonst schönen Leibeswuchs. Die Verehrung, die sie gegen ihre Könige zeigen, scheint mehr die Wirkung einer besondern Vorliebe, die sie gegen sie hegen, zu seyn, als einer knechtischen Unterwerfung, und die Könige scheuen sich nicht, zu mancher Zeit eben so, wie ihre Unterthanen, zu beschäftigen, und z. B. ihre Kanot mit eigener Hand zu rudern. Eine einzige Person hat das Vorrecht, ihre Schultern in Gegenwart des Königs nicht entblösen zu dürfen, ein Vorrecht, das die Verwandte und Brüder, ja selbst der Vater des Königs (denn die Väter treten bei ihren Lebzeiten schon ihre Re-

gie-

gierung ihren Kindern ab) nicht genießen. Man nennt dieſe Perſon Hoa oder Ehoa no te erih, d. h. Freund des Königs. Solcher ſogenannter Freunde hat der König zwölf, deren Dienſt am füglichſten mit dem eines Kammerherrn verglichen werden kann, und ſo wie dieſe, ihren Dienſt nach der Reihe haben.

Die Kriegsmacht der Tahitier beſteht gröſtentheils aus ihrer Flotte. Sie haben eine ſehr beträchtliche Anzahl großer doppelter Kriegs-Kanots, über deren Bauart man ſich nicht enthalten kann, zu ſtaunen, wenn man bedenkt, daß ſie ein bloßes Beil, ein Meißel von Stein, ein Stükchen Koralle, und etwas ſcharfes Rochenfell, das ſie ſich zur Abglättung der Oberfläche bedienen, die einzigen Werkzeuge ſind, die ſie zur Verfertigung ihrer Kanots beſizzen. Dieſe Kanots ſind immer doppelt, das heist, es ſind deren immer zwei durch fünfzehn bis achtzehn Querbalken mit einander befeſtigt. Das Vorder- und Hintertheil ſteht einige Fuß über dem Waßer hervor, beim Hintertheil, welchem ſie die Geſtalt eines Vogelſchnabels geben, beträgt dies oft an zwanzig Fuß. Zwiſchen den beiden hohen Hintertheilen iſt ein Stück weißen Zeugs ſtatt der Wimpel aufgeſpannt, das der Wind oft wie einen Segel aufbläst, oft ſind dieſe Wimpeln mit Farben geſtreift, wodurch ſich die einzelnen Diviſſionen von einander unterſcheiden. Auf dem Hintertheil ſtehet eine krüppelhafte Menſchen-

schen-Figur von ausgeschnizter Arbeit auf einem hohen Posten, und der Posten selbst ist mit schwarzen Federbüschen und andern Federn geziert. Auf dem Vordertheil des Kanots sind für die Krieger Gerüste auf vier bis sechs Fuß hohen Posten errichtet. Unter diesem Gerüste ist eine Art Verdek, in welchen viereckigte Zwischenräume für die Ruderer angebracht sind. Manches Kanot hat hundert und vier und vierzig Ruderer und acht Steuerleute. Die Kleidung der Krieger besteht aus drei großen Stükken Zeug, die in der Mitte ein Loch haben, durch welches der Kopf gestekt wird. Das unterste davon ist das längste, und weiß von Farbe, das zweite etwas kürzer und roth, das dritte das allerkürzeste und braun. Beinahe alle tragen Brustschilde von geflochtener Arbeit mit Federn und Haifischzähnen künstlich verziert. Helme tragen nur wenige. Diese Helme sind nicht weniger als fünf Fuß groß; sie bestehen aus einer Art von Flechtwerk, das einem walzenförmigen Korbe ähnlich siehet, und wo der Vortheil des Flechtenwerks durch eine doppelte Lage verstärkt ist, welchen Theil des Helmes sie durchaus mit grünen und weißen Taubenfedern besezzen; am Rande befestigen sie rund herum stralenförmig lange Schwanzfedern vom tropischen Vogel, wodurch sie ein sehr sonderbares Ansehen gewinnen. Unter dieser schwerfälligen Maschine tragen sie zur Bequemlichkeit noch ihren Turban von Zeug. Diese Ma-

schine ist aber mehr zum Staat, als daß sie sie vor würklicher Gefahr schüzen könnte, und deshalb legen sie sie auch, wenn es zum Gefechte kömmt, ab. Die vornehmsten Befehlshaber unterscheiden sich durch lange runde Schwänze von grünen und gelben Federn, die ihnen über den Rükken herunterhängen. Der Admiral der Flotte trägt fünf dergleichen Federschwänze, an deren unterm Ende einige Schnüre von Kokosfasern und einzelne rothe Federbüsche bevestigt sind, und statt des oben beschriebenen Helms trägt er eine Art von Turban. Wenn die Flotte zum Krieg gerüstet wird, so werden in jeden Kanot viele Lanzen, Streitärte, Keule und Steine gebracht, denn Pfeile kennen sie nicht. Bei jeder Flotte sind außer den doppelten Kriegs-Kanots auch nach Verhältniß kleinere, die zu Proviantschiffen u. s. w. dienen, unter diesen befinden sich auch einige, die sie E-wanot'Eatua, (Kanots der Todten) nennen; diese enthalten Pisangblätter, die für die Todten bestimmt sind. Bei einem Krieg gab der Distrikt von Ataburn als sein Kontingent hundert neun und fünfzig doppelte Kriegs-Kanots, und neunzig kleinere; die ganze Insel wird aber in drei und vierzig solcher Distrikte getheilt, daraus kann man nun bei einer leichten Berechnung auf die Größe der Flotte, die sie aufbringen können, schließen. Ihre Manduvers gehen mit einer bewunderungswürdigen Fertigkeit. Sie haben eine

beson-

besondere Weise, den Lanzen ihrer Feinde auszupariren. Sie stemmen die Spize eines Speers auf die Erde, und halten ihn mit einer Hand so, daß er einen Winkel mit ihrem Körper beschreibt; sobald sie nun die Lanze ihres Feindes erbliken, halten sie den Speer in der schiklichsten Richtung vor, und der Wurf geht fehl. Einige Reisende melden uns folgendes von der Art, ihre Feinde auf dem Waßer zu bekriegen. Immer werden mehrere Kanots von einer Art Befehlshaber kommandirt, der ihnen durch einen grünen Zweig, den er in Händen hält, Signale giebt, sich zu nähern oder zu entfernen, rechts oder links zu wenden. Indeß sich die Kanote einander nähern, und wieder entfernen, um einen günstigen Augenblick zum Angriff ihrer Feinde zu ersehen, schwingen die Krieger ihre Waffen, und machen allerhand Bewegungen und Zukkungen, sich anzufeuern. Nachdem sie sich mehr als zwölfmal einander genähert hatten, glaubten sie nun mit Vortheil angreifen zu können. Der Angriff geschah am Vordertheil des Kanots; die Ueberwundenen verließen schnell das Schiff, und suchten ihre Rettung im Schwimmen. Man behauptet auch, daß sie zuweilen ihre Schiffe am Vordertheil zusammenbinden, und so lange fechten, bis alle Streiter der einen Partie getödtet sind. — Die Ueberwundenen nehmen schnell die Flucht, und verbergen sich in die Gebirge, denn sie tödten ihre Gefangene, indem sie ihrem Gott die Leiber der Erschlagenen und die

noch Lebenden opfern, wobei sie kein Alter noch Geschlecht schonen. Bei dem Friedens-Vergleich müssen die Ueberwundenen oft ganze Inseln aufopfern. **Morai** nennen sie den Ort, der ihnen statt Tempel ihre Opfer darzubringen, und ihre Todten zu begraben dient, aber nur in einen besonders geehrten Morai wird die königliche Familie begraben. Der Ort, wo sie opfern, ist etwas von dem Begräbnißplazze entfernt. Hier befinden sich Gerüste, auf welchen sie die Opfer, die sie den Göttern darbringen, legen; unter kleinern Gerüsten begraben sie die zur Ehre der Götter hingerichtete Thiere und Menschen. An diesem Orte sind verschiedene Stellen durch Steine, Stücke Zeug ꝛc. bezeichnet, an welchen Stellen die Gottheit zuweilen ihren Siz haben soll. Eine besondere Stelle ist den Hirnschalen der geopferten Menschen eingeräumt. Man findet auch Begräbniß-Orte, die nur einzelnen Personen gewidmet sind. Das ganze Gebäude besteht meist aus übereinander aufgeführten Stufen, die mit hölzernen Pfählen umzäumt sind, auf welchen menschliche Figuren ausgeschnizt sind. In einer Entfernung ist gemeiniglich ein Ort zum Opfern angebracht. Forster sah einen solchen Begräbniß-Plaz, wo einige Bäume standen. In einer kleinen Entfernung befand sich eine mit dikkem Buschwerk umgebene Hütte, in welcher ein Leichnam in ein Stük weisses Zeng verhüllt lag. In einer andern ähnlichen Hütte sah er einen Vorrath von Lebensmitteln

von

von ihrer Gottheit, und nicht weit davon einen in Matten eingewikkelten Vogel, der auf einem Pfahl lag, dabei ein betrübtes Weib, die den Todten beweinte. Ihre Trauerkleider sind sehr künstlich und mit vieler Mühe verfertigt. Das Obertheil davon besteht aus einem dünnen flachen Brete, zwei Fuß lang, und vier bis fünf Zoll breit, in Gestalt eines halben Mondes, worein Löcher gebort sind, durch welche, vermittelst der Kokosfasern vier bis fünf Perlmutterschalen, an das Bret bevestigt sind. An den beiden Enden des Brets befindet sich eine größere Perlmutterschale, die mit grünen Taubenfedern ausgeziert ist. In der Mitte des Brets sind wieder zwei Perlmutterschaalen befindlich, die einen Zirkel beschreiben, und in deren Mitte wieder ein noch grösseres Stück Perlmutter, das mit einem stralenförmigen Zirkel von weißen Federn aus dem Schwanze des tropischen Vogels geschmükt ist. An dem untern Rande des Bretes hängt eine Art von Schürze herab, die aus zehn bis fünfzehn paralell herunterlaufenden Reihen kleiner Stükchen Perlmutter bestehet, durchbort, und mittelst der Kokosfäden aneinander gereihet und befestigt sind. Diese Schürze ist an den Seitentheilen länger als in der Mitte. Eine jede solcher Reihen von Perlmutterstückchen endigt sich mit einer Schnur aufgereihter Schnekken, oder europäischer Glaskorallen. Der Hauptstaat der ganzen Kleidung sind, die an den beiden Enden

des Bretes herunterhängende Büsche von grünen und gelben Federn. Durch zwei Schnüre wird das Ganze am Kopfe des Leidtragenden beveſtigt, daß die Schürze die Bruſt und Unterleib, das Bret aber den Hals und die Schultern bedekt, und das erſte Paar Muſcheln grad vor das Geſicht kömmt, und damit der Leidtragende den Gebrauch ſeines Geſichts nicht entbehren müße, iſt in einer dieſer Muſcheln ein kleines Loch gemacht. Dieſe Maſchine iſt gewiß mehr als zwei Fuß höher, als die Perſon, die ſie trägt. Das übrige der Kleidung beſteht aus einem Stück Zeug, das in der Mitte ein Loch hat, durch welches der Kopf geſtekt wird, über dies wird noch ſo ein Stück Zeug angelegt, das ſo lange iſt, daß es bis auf die Füße herabhängt, und mit Reihen von Knöpfen von Kokosnußſchalen beſezt iſt. Dieſe Kleidung wird um die Lenden durch einen von weiſſem und braunem Zeug gedrehten Gürtel befeſtigt. Ein nezförmig geflochtener Mantel, beſezt mit großen blauen Federn, hängt den Rükken herab. Auf dem Kopf trägt der Traurende einen braun und gelben Turban. Eine Kappe aus Stükchen braunen, gelben, und weißen Tuchs fällt hinterwärts über den Hals und die Schultern herunter. In der einen Hand halten ſie ein Paar Perlmutterſchalen, womit ſie immer klappern, und in der andern einen mit Haifiſchzähnen beſezten Stok, womit ſie alle Tahitier, die ihnen das Ungefähr in

die

die Hände gerathen läßt, verwunden. Cook beschreibt uns die Zeremonie eines Menschen-Opfers ohngefär also: Der Leichnam deßen, der den Göttern geopfert werden sollte, lag in einer Piroge, neben ihm saßen zwei Priester. Einer von den Gehülfen der Priester brachte eine junge Bananas, die er vor den König legte, ein anderer ein Bund rother Federn, mit Kokoshaaren überzogen, nachdem er den Fuß des Königs mit einer solchen Feder berührt hatte, begab er sich zurük. Einer von den Priestern, die am Ufer bei der Piroge saßen, betete, und schikte von Zeit zu Zeit junge Bananas, die man auf das Schlachtopfer legte. Indeß hielt einer, der neben dem Priester stand, die Maro, und die Lade Eatooa. Alsdann verfügten sich die Priester zu dem Leichnam am Ufer, beteten, und nahmen ihn unter verschiedenen Zeremonien heraus, und zwar so, daß seine Füße gegen das Meer gekehrt waren, dann beteten die Priester wieder, und das Volk stimmte oft mit ein, während dem Gebet wurden dem Opfer einige Haare vom Kopf genommen, und das linke Aug ausgestochen, beide wurden in ein grünes Blat gewikkelt, und dem König überreicht, der sie aber nicht berührte, sondern dem, der sie ihm überreichte, ein Bündel rother Federn zab, und ihm bald hernach noch andere rothe Federn nachschikte. Von ungefär hörte man einen Vogel in dem Gebüsche flattern, und die Tahitier waren sogleich bereit, ihre Gott-

heit in ihm zu erkennen. Nach einigen unbedeutenden Zeremonien umgaben die Prieſter den Leichnam, und der Oberprieſter redete über eine Viertelſtunde, und ſchien mit dem Verblichnen zu ſprechen, dann ſang er, und zwei andere Prieſter ein klägliches Gebet. Man riß nochmals dem Leichnam Haare aus, der Oberprieſter betete wiederum, wobei er die ihm von dem König geſchenkte Federn in der Hand hielt, die er dann einem andern Prieſter gab, der alsdann auch betete. Nun trug man den Leichnam an einen andern Plaz des Begräbnißortes, wo er wieder von den Prieſtern umgeben wurde, die beteten, indeß andere Prieſter ein zwei Fuß tiefes Loch gruben, in welchem der Leichnam verſcharrt wurde. Jezt wurde ein Hund erdroßelt, ſeine Haare an ein Feuer, das man indeß angemacht hatte, abgeſengt, ihm die Eingeweide aus dem Leib gerißen und verbrannt. Der Körper des Hunds ward mit Blut beſchmiert, und nebſt einigen übrig gebliebenen Eingeweiden den Prieſtern, die vor der Grube beteten, vorgelegt. Während des Gebets wurde zu verſchiedenen Zeiten die Trommel gerürt, und ein kleiner Knabe ſtieß dreimal durchdringende Töne aus, und endlich legte man den Hund auf ein für ihn beſtimmtes Gerüſt, das den oben beſchriebenen ganz gleich war. Die Prieſter erhoben nun ein lautes Freudengeſchrei, und die Zeremonie war geendigt. Den andern Tag nahm die Zeremonie wieder ihren Anfang.

fang, nur daß kein Menſch mehr geopfert wurde, ſondern Thiere, und der Maro und die Lade des Eatooa die gröſte Rolle dabei ſpielen. Der Maro iſt das Zeichen der königlichen Würde, womit die Könige eingekleidet werden, und aus einer Art von Gürtel beſteht. In der Lade des Eatooa glauben ſie, daß ihre Gottheit verborgen ſeie. Eine andere große Feierlichkeit begehen ſie, wenn ſie Frieden ſchließen, dieſe Feierlichkeit ſcheint mehr die Beſtätigung des Vergleichs, als eine Dankſagung an die Götter auszumachen. Sie haben auch eine Art von Propheten, niemand aber ſcheint auf ſie zu achten, ſie nennen ſich Eatooas, gebärden ſich wie Wahnwizzige, und ihre ganze Kleidung beſtehet aus Bananasblättern, die ſie um die Hüften anlegen. — Die Tahitier verſtehen auch die Kunſt, aus der Rinde von Maulbeerbäume den Zeug zu machen, deßen ſie ſich zur Kleidung bedienen. Sie bedienen ſich hiezu einer Art von vierſeitigem Hammer, in welchen Furchen eingeſchnitten ſind. Von Zeit zu Zeit wird die Rinde mit einer Art von Leimwaßer beſprengt.

X. Die Bewohner der Pelew- oder Palaos-Inseln.

Die zuverläßigen Nachrichten, die wir von den Pelew- oder Palaos-Inseln und ihren Bewohnern haben, danken wir den Engländern, die im Jahr 1783. durch Schiffbruch dahin verschlagen worden. Auch die Spanier haben uns einige Nachrichten von diesen Inseln gegeben, allein es vereinigen sich mehrere Gründe, nach welchen man ihre Nachrichten ohnmöglich für philosophisch richtig anerkennen kann.

Die Bewohner dieser Inseln sind gröstentheils von mittlerer Leibesgröße, und von starkem Muskelnbau, alle ihre Gliedmaßen wohl und verhältnißmäßig gebaut, ihr Gang zeigt vielen Anstand, und sie sind in allen ihren Bewegungen sehr gelenkig. Die Farbe ihrer Haut ist dunkel kupferfarbig; sogar ihre Zähne sind von schwarzer Farbe, welche Schwärze mit ihrem Speichel, der durch den anhaltenden Gebrauch der Betelnüße und des Chinam roth gefärbt wird, eine desto häßlichere Wirkung thut. Sie tragen ihr langes schwarzes Haar hinten am Kopf in eine Loke gerollt. Die Beine tatowiren sie von etwas über dem Knöchel an bis zu den Lenden sehr stark, wodurch diese Theile von dunklerer Farbe, als der übrige Körper zu

seyn

Abba Tuille König
von Palaos.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY.

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Ludi Gemahlin des Königs von Palaos.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY.

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

seyn scheinen. Niemand trägt einen Bart, sondern sie reißen die Barthaare mit der Wurzel heraus; ihre Haut erhalten sie durch das beständige Einreiben von Kokusnußoel weich und glänzend. Bei dem ersten Besuch, den die Wilden bei den Engländern, die sich auf ihre Insel geflüchtet hatten, ablegten, bemerkten die Engländer, daß jeder Vornehme von den Wilden ein Körbchen mit Betelnüßen, und ein schönes polirtes Bambusrohr in Händen hielt, in welchen sie eine Art von Kalk hatten, der aus Korallengewächsen gebrannt war, und deßen sie sich bedienen, um die Betelnüße desto schmakhafter zu machen. Sie kennen übrigens keine Art von Kleidung, sondern gehen ganz nakend. Die Aufnahme der Engländer zeigte von einer ausserordentlichen Milde des Karakters dieser Wilden. Die Engländer hatten Gelegenheit, die Residenz-Stadt des Königs selbst zu sehen, und fanden auf ihrem Weg dahin viele ziemlich gut angelegte und bevölkerte Dörfer. Das ganze Land regiert der König, der einzelnen Rupaks die Regierung über einzelne Oerter aufträgt. Ob die Würde dieser Rupaks erblich sey, hat man nicht erfaren können, so viel ist gewiß, daß auszeichnende verdienstvolle Handlungen mit der Würde eines Rupak belohnt werden können. Der König zeichnet sich in seinem Aeusserlichen nicht von seinen Unterthanen aus; er hatte aber keine solche Zierrathen an seinem Arm, wie seine Vornehmen, und trug auf der Schulter

ein

ein eiſernes Beil, das ohne durch etwas beveſtigt zu ſeyn, vermöge ſeinem ſcharfen Winkel, feſt an der Schulter anlag; das einzige eiſerne Beil auf der ganzen Inſel. Sie ſezzen ſich nie anders als mit dem Hintern auf den Ferſen. Bei der erſten Zuſammenkunft der Engländer mit den Vornehmen und dem König ſahen ſie, daß jeder von den Vornehmen einen Engländer beſonders in die Augen faßte, dies iſt eine beſondere Gewohnheit unter dieſen Wilden, daß ein jeder ſich einen beſondern Freund wählt, dem er ſeine Freundſchaft thätig beweist. Ein Betragen, das die Engländer, die von dieſer Gewohnheit noch nicht unterrichtet waren, anfänglich ſehr beunruhigte. Wie der König zu Waßer ankam, erkannten ſogleich die Eingebohrnen das Kanot des Königs vor den übrigen daran, daß die Ruderer mit ihren Ruderſchauflen das Waßer hoch in die Höhe ſprüzten, und dieſe mit großer Geſchiklichkeit ſich über die Köpfe warfen. Wie der König ſich wiederum zurük begab, ließ einer von ſeinen Leuten einen durchdringenden Laut hören, wodurch das ganze königliche Gefolge, das ziemlich anſehnlich war, und ſich überall herum zerſtreut hatte, auſſerordentlich ſchnell verſammelt wurde. Einige der Vornehmen tragen um den Arm ein polirtes Armband von Fiſchknochen; dies iſt ein beſonderes Ehrenzeichen, das der König den Perſonen ſeiner Familie, und den vornehmſten Bedienten

dienten des Staats ertheilt. Ihre gewöhnlichen Speisen sind Kokosnüße, gekochte Yamwurzeln, die sie auf vielerlei Art zuzurichten wissen, verschiedene Schaalthiere und Fische, Tauben und Schildkröten, welche leztere nur zu den vorzüglichen Lekkerbischen der Großen gehören. Bei einem grossen Gastgebote nach einer Schlacht, dem die Engländer beiwohnten, sahen sie, daß die Gäste in einem grossen Gebäude bewirthet wurden, wo sie längst den Seiten hinsaßen; einem jeden Rupack nebst seiner Frau und Kindern wurde ihre Portion auf einem großen Pisangblatte gebracht, obgleich sie sich bey sehr großen Feierlichkeiten gewöhnlich Schüßeln von Schildplatten und hölzerner oder thönerner Teller bedienen. Bis der König das Wort **Munga** ausgesprochen hatte, durfte niemand einen Bißen anrühren. Nachdem das Mahl geendigt war, fegte ein jeder die Brokken von den Rizzen der Diehlen weg; bald darauf wurden Matten gebracht, die Lichter ausgelöscht, und die ganze Gesellschaft begab sich zur Ruhe. Während der Mahlzeit war das ganze Gebäude mit sehr vielen Fakkeln oder Lichtern beleuchtet. Diese Fakkeln werden aus Harz gemacht, die mit vielen kleinen Stükchen Holz vermischt sind, und damit sie nicht an den Händen aukleben, mit langen Blättern umwikkelt sind. Sie verstehen auch eine Art von Süßigkeiten, aus den Körnern von alten Kokosnüßen zu verfertigen; diese Körner werden fein wie

Mehl

Mehl geschabt, mit Sirob vermischt, und bis zu einer Art von Konsistenz eingekocht. Der Teig wird, wenn er noch warm ist, in Blätter eingewikelt, wodurch er endlich eine solche Härte erhält, daß man ihn kaum mit dem Meßer schneiden kann. Dennoch wollte dieses Konfekt den englischen Matrosen nicht behagen.

Die gewöhnliche Beschäftigung der Männer, ist Kokosnüße zu sammeln, Holz zu fällen, oder sich Spieße und Lanzen zu schnitzen. Die Weiber hingegen beschäftigen sich gröstentheils auf den Yamfeldern; ausserdem flechten sie auch Körbe und Matten, und warten ihren Kindern. Ihre Waffen bestehen aus fünf bis sechs Fuß langen Wurfspießen von Bambusrohren, mit Spizen von Betelnußholz versehen, die aber nur im Handgemenge gebraucht werden können; in der Ferne bedienen sie sich größerer Spieße, die vermittelst eines zwei Fuß langen Stokes, der eingekerbt ist, auf den Feind geworfen werden. Wenn sie eine Schlacht mit ihren Feinden liefern wollen, so versammeln sie sich vor Tages Anbruch, aber nie greifen sie den Feind vor Tag an, sondern warten bis es helle wird, obgleich der Krieg immer schon lange zuvor angekündigt ist, so unterreden sich die Könige von beiden feindlichen Armeen, dennoch kurz vor der Schlacht, um zu versuchen, ob die Feindseligkeiten nicht friedlich beigelegt werden können. Muß es schlechterdings zur Schlacht kommen, so wirft

der

der König seinen Speer gegen den Feind, der die Höflichkeit sogleich erweidert. Nun befielt der König in die Muschelhörner zu blasen, und giebt durch eine Bewegung des in Händen habenden Bambusrohrs das Zeichen zum Angriffe. — Um die Befehle des Königs den einzelnen Kanoes mitzutheilen, bedienen sie sich einer Art besonders leichtgebauten Kanoes, die unglaublich schnell rudern. So bald einer gefangen wird, reißt er sein Haar am Kopf aus, zum Zeichen, daß er bereit ist, den Tod zu empfangen, welches auch unausbleiblich sein Schiksal ist; denn alle Gefangene werden getödtet.

Ein Leichenbegängniß, dem die Engländer beiwohnten, beschreiben sie uns folgendermaßen; sie wurden nach einer kleinen Insel geführt, wo sie vier bis fünf verlassene Wohnungen rund um ein viereckigtes Pflaster fanden. Hier wurde ein Bote abgefertigt, nach deßen Zurükkunft sie eine halbe Meile weiter giengen, und auf ein ähnliches Gebäude stießen, wo eine Menge Yams- und Kokosnüße aufgethürmt lagen; hier wurden sie mit Erfrischung bewirthet. Nach der Mahlzeit erhuben verschiedene Weiber in einer Entfernung verschiedene Mahl ein Klagegeschrei, die Engländer begaben sich sogleich nach dem Ort hin, und sahen, daß eine Menge Weiber einer Leiche folgten, die auf einer Bahre von Bambusrohren von vier Männern getragen wurde. Diese vier Männer waren die einzigen Personen männlichen Geschlechts bei

dem

dem ganzen Zuge. Der Leichnam wurde ohne alle Zeremonie in eine Grube verscharrt, welche die Umstehende mit ihren Händen und Füßen mit Erde zuwarfen, wobei die Weiber in ein klägliches Geschrei ausbrachen, und sich stellten, als wollten sie den Leichnam wieder herausreißen. Wegen des schlechten Wetters flüchteten sie sich ein Haus, wo der Vater des Erblichenen war; dieser gab einem alten Weibe einen Auftrag, das dann zurük kam, und ihm zwei alte Kokusnüße, ein Büschel Betelnüße mit den Blättern, und etwas rothen Oker brachte. Nun nahm der Vater eine Kokusnüße fuhr kreuzweiß mit Oker darüber her, und legte sie neben sich. Nachdem er nun einige Minuten in Gedanken vertieft gesessen hatte, murmelte er einige Worte, und bestrich nun die zweite Kokosnüsse gleich der ersten, worauf er wiederum in Gedanken vertieft zu seyn schien. Nach einiger Zeit kam das alte Weib wieder, und der Trauernde übergab ihr die Betelnüße, nebst den beiden Kokusnüßen, die sie auf das Grab des Erblichenen trug, wohin ihr zu folgen, die Engländer Bedenken trugen.

XI. Die Kamtschadalen.

Die Kamtschadalen sind eines der schmuzigsten Völker; Waschen und andere Geschäfte der Reinlichkeit

NEW YORK
PUBLIC LIBRARY.

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Kamtschadalen.

keit kennen sie nur dem Namen nach; sie eßen mit den Hunden aus einer Schüßel; nie kämmen sie sich, noch beschneiden sie sich die Nägel. Durch diese ausserordentliche Unreinlichkeit werden nothwendig Insekten erzeugt, welche sie sich aber nicht die Mühe nehmen, herabzukämmen, sondern viel lieber, wenn sie ihnen allzubeschwerlich fallen, Händeweis herunter krazzen, und — eßen. Sie haben den grösten Abscheu vor aller Arbeit, und fröhnen nur ihrer Faulheit, oder sinnen auf Befriedigung ihrer Lüste. Tänze, Gesänge, Erzählungen von Liebesgeschichten sind ihre meiste Beschäftigungen, deshalb sie nur für ihre augenblikliche Bedürfniße sorgen, und sich gar um die Zukunft nicht kümmern. Müßen sie diese Ergözlichkeiten entbehren, so hat auch das Leben keinen Reiz mehr für sie, und sie wählen einen freiwilligen Tod. Die Russen mußten bei ihrer Ankunft in dieses Land alle Kunstgriffe anwenden, dem einreissenden Selbstmord zu steuern. Bei einer solchen Gemüthsstimmung kennen sie freilich nicht den geringsten Begriff von Reichthum, noch von Ehre. Die christliche Religion ist von den Rußen nach Kamtschatka gebracht worden, aber die Einwohner sind so zu sagen nur getauft, denn die andere Pflichten, die ihnen die Religion auflegt, erfüllen sie keineswegs, woran grösteutheils die Unfähigkeit ihrer Pfaffen oder Popen Schuld seyn mag. Ihre Kleidung bestehet aus dem Oberkleide, wel-

ches sie Parke nennen, und den Kitteln unsrer Fuhrleute gleicht; gewöhnlich ist es aus Rennthierfellen oder aus sonst einer Thierhaut, welche auf einer Seite gegerbt ist, verfertigt. Unter diesem tragen sie lange Hosen, von eben dem Leder, und auf dem Leib ein kurzes und sehr enges Hemde, entweder aus Nankin oder aus Baumwollenzeuge; die Frauen haben ein ähnliches aus Seide. Beide Geschlechter tragen Stiefeln im Sommer aus Ziegenfellen, oder aus gegerbten Hundsfellen, und im Winter aus Meerwolfsfellen, oder von den Häuten von Rennthierfüßen. Die Männer bedeken sich zu jeder Jahreszeit den Kopf mit breiten ausgefütterten Müzen; im Sommer ziehen sie ein längeres Hemde von Nankin oder von Fellen ohne Haare an, das eben so, wie das Parke gemacht ist, und auch dieselben Dienste versiehet. Ihr bestes und festlichstes Kleid ist eine Parke mit Otterfellen und Samt, oder einem andern köstlichen Pelzwerk besezt. Die Frauen hingegen gehen eben so, wie die rußischen gekleidet.

Ihre meiste Nahrung bestehet aus getrockneten Fischen, welche zu verschaffen, das Amt der Männer ist, indeß es das Geschäft der Weiber ist, das innere Haußwesen zu besorgen, Früchte und gewiße Pflanzen aufzusuchen, welche nächst den Fischen ihre Lieblings-Nahrung ausmachen. Wenn die Weiber diese Winter-Provisionen einsammlen, so sind dies eben so viel Festtage für sie, wo sie

sich

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY.

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Eine Frau von Kamtchatka.

sich allen den Ausschweifungen überlaßen, die der zügelloseste Muthwille eingeben kann, ohne Scham noch Furcht. Ihre Küche ist nichts weniger, als lekerhaft; den gröstn Theil ihrer Fische eßen sie meist noch ganz blutig und ungekocht. Ihre gröste Lekerspeise ist eine Art von Lachs, den sie in eine Grube vergraben, und erst dann mit rechtem Wohlbehagen speisen, wenn er zu faulen anfängt. Wahre Eingeborene oder eigentliche Kamtschadalen unterscheiden sich von den Russen und Mestizen dadurch, daß sie gemeiniglich unter der gewöhnlichen Mannsgröße sind, ein rundes und breites Gesicht haben, kleine tiefliegende Augen, dike hervorspringende Wangen, eine platte Nase, schwarze Haare, und fast gar keinen Bart; die Farbe ihrer Haut ist braun. Lesseps wohnte einem Ball bei, wo er verschiedene Frauen nicht nur nicht häßlich, sondern manche unter ihnen wirklich schön fand, und zu seinem nicht geringen Erstaunen sahe er hier französische Contre-Tänze und Menuets aufführen; ihre Toiletten waren nichts weniger, als vernachläßiget, und ihre Geschmeide von ziemlichem Werth. Freilich waren es keine eigentliche Kamtschadalische Damen, sondern mehr solche, die aus der Vermischung dieser Nazion mit den Russen und Mestizen entstanden waren. Ihre Männer sind nichts weniger als eifersüchtig, und laßen sich über diesen Punkt mit der gröstn Gefälligkeit behandlen. Ihr Tanz und ihre Gesänge

haben nicht viel einnehmendes. Sie bestehen darinn, daß man gewiße schwere Bewegungen des Körpers, oder vielmehr Verdrehungen nach dem Takte macht, indem man zugleich aus dem Schlunde einen tiefen gezwungenen Ton herausholt, der beinahe wie ein lang gezogenes Schluchzen klingt, womit man den Takt der Melodie bezeichnet, der von der Versammlung gesungen wird. Die Worte zu dem Liede haben mehrentheils keinen Sinn. Eins der gröbsten Vergnügen beim Tanz besteht darin, daß sie die Bewegungen der Thiere nachahmen, denen sie auf der Jagd nachstellen. Besonders viel Talent zeigen sie, den Bären nachzuäffen; sie drüken seinen plumpen schwerfälligen Gang sehr natürlich aus, seine besondren Empfindungen und Stellungen, die Jungen und ihre Mutter, die verliebten Scherze des Männchens und Weibchens, ihre Unruhe, die sie bliken lassen, wenn sie jemand stöhrt, und dergleichen mehr. Es giebt in Kamtschatka wenig Pferde, dafür versehen aber die Hunde ihre Dienste, diese sind auch nichts weniger, als kostspielig zu ernähren, denn sie begnügen sich mit den Ueberbleibseln von verfaulten Fischen, und auch diese Nahrung reichen sie ihnen nur zu der Zeit, wenn sie ihnen unentbehrlich sind; im Sommer läßt man die gröbste Anzahl davon laufen, und überläßt die Sorge sich zu ernähren, ihnen selbst, das sie auch sehr gut verstehen; so wie der Winter nahet, kommen

men sie, mit einer gewissenhaften Treue wieder von selbst zu ihren Herrn zurük. Nach der schweren Arbeit, die diese Hunde aushalten müßen, sollte man sie sich als besonders stark denken, sie sind es aber in der That nicht so sehr, und gleichen so ziemlich unsern Schäferhunden. Kein Kamtschadale besizt weniger, als fünf solcher Hunde. Um bequemer die Männchen und Weibchen zusammen spannen zu können, werden sie kastrirt, und nur wenige aufbehalten, die Zucht fortzupflanzen. Gewöhnlich spannt man sie paarweis vor einen Schlitten, vorne ist nur einer, der zum Wegweiser dient. Dieser Leithund verstehet auf das genaueste die Ausdrüke, durch welche sein Führer seinen Weg lenkt; wenn er sie rechts will laufen lassen, so schreit er tagtag, tagtag; sollen sie links gehen, so ruft er ihnen kougha, kougha zu; sollen sie stille stehen, Ah, ah; sollen sie aber wieder fort gehen, so ruft er ihnen Ha, zu. Sie werden durch Riemen angespannt, die statt der Geschirre dienen, und die an den Schlitten bevestigt sind. Der Schlitten sieht einem länglichen Korb ähnlich, ist ohngefär drei Fuß lang, und kaum einen breit. Diese Art von Korb, die den obern Theil des Schlittens ausmacht, ist von sehr dünnem Holze; der obere Rand davon erhebt sich in Gestalt einer Vase, da wo der Führer sizt, ist eine Bärenhaut angespannt. Dieser obere Theil des Schlittens ist ohngefär drei Fuß von der Erde erhoben, und ruht auf vier Füßen, die zu Stüzen und zu Felleissen

dinen. Der Führer hält blos einen gebogenen Stok in der Hand, der ihm ſtatt des Leitzaumes, und ſtatt der Peitſche dient. An dem einen Ende des Stockes ſind Schellen angemacht, mit welchen man die Hunde von Zeit zu Zeit antreibt. Sehr gut abgerichtete Hunde kann man auch ohne allen Zuruf blos mit Zeichen dieſes Stokes regieren. Es gehört aber eine gewiße Geſchiklichkeit und Uebung dazu, um auf dieſen Schlitten fahren zu können, die man nur durch lange Uebung erlernt.

Die Weiber gebähren ſelten mehr als zehn Kinder; meiſt nur vier bis fünf; wenn ſie ein Alter von vierzig Jahren erreicht haben, verlieren ſie die Hofnung, mehr Kinder zu empfangen. Sie kommen ſehr leicht nieder, und leiſten einander unter dieſen Umſtänden Hülfe; doch giebt es auch einige Hebammen von Profeßion unter ihnen, die aber ſehr ſelten anzutreffen ſind. Die Zufälle und eine unglükliche Niederkunft, die ſo ſehr viel Mütter in andren Ländern wegraft, ſind hier weit ſeltener, als eine plözliche Niederkunft auf den Feldern, auf Wegen und allerwärts, wo die Geſchäfte ihres Hausweſens die Weiber hinzurufen pflegen. In dieſem Falle ſollen ſie ſich der Sage nach, ihrer Haare bedienen, um die Nabelſchnur zu beveſtigen; ſie bringen dann ſelbſt ihre Kinder nach Hauß, und geben ihnen gleich die Bruſt. Es giebt Mütter, die noch ihren vier bis fünfjährigen Kindern die Bruſt geben; hiernach mag

man

man von ihrer ſtarken Natur ein Urteil fällen. Im Ganzen bringen ſie aber ihr Leben nicht höher, als die Ruſſen.

Die Kamtſchadalen ſind frei, und ſollen der Regierung von Rußland nur einen gewißen Tribut an Pelzwerk, der an ſich nicht beträchtlich iſt, im Ganzen aber doch eine beträchtliche Summe ausmacht, geben. Wenn ein Kamtſchadale heirathen will, ſo begiebt er ſich einige Zeit zu den Eltern des Mädchens, um welche er wirbt, in Dienſt; iſt man ihm nicht hold, ſo wird er nach einiger Zeit mit einer geringen Belohnung zurükgeſchikt; finden ihn aber die Eltern annehmlich, ſo ſtehen ſie ihm ihre Tochter zu. Jezt aber muß er die gröſte Sorgfalt und Mühe darauf verwenden, die Braut wegzubringen, die er nicht eher die Seinige nennen kann, bis er ſich ihrer in ſo weit bemächtigen kann, daß er ſie aller Kleider beraubt, und nakend entblößt. Hierzu muß er nun eine Gelegenheit ſuchen, wo er ſie ganz allein, oder doch nur in Geſellſchaft von wenigen Weibern antrift, denn alle Weiber ſtehen ihr bei, und behandlen den armen Bräutigam oft auf das grauſamſte. So bald er ſo glüklich geweſen iſt, ſeine Braut ganz zu entkleiden, ſo will er ſich entfernen, die Braut aber erklärt ſich für überwunden, ruft ihm mit ſanfter Stimme zurük, und wirft ſich in ſeine Arme. Man hat Beiſpiele, daß dergleichen Verſuche oft viele Jahre dauern, und daß

der Bräutigam oft eher durch die üble Behandlung der Weiber zum Krüppel wird, bevor er die Braut erhält. So bald sich das Mädchen einmal für überwunden erklärt hat, bedarf es keiner weitern Hochzeits-Zeremonien, ihr Freiwerber hat sogleich das Recht bei ihr zu schlafen. Nach einiger Zeit besuchen das neue Paar ihre Eltern, und dann erst wird das Hochzeits-Fest gefeiert. Ehescheidungen sind weder gebräuchlich, noch erlaubt. Ihre Testamente werden auf das gewissenhafteste erfüllt. Ihr Vermögen nach ihrem Tode fällt ihrem nächsten Erben anheim, wenn sie es nicht andern vermacht haben. Ihre Leichen werfen sie ihren Hunden zum Fraß vor; denn ein todter Kamtschadale, der von Hunden verspeist wird, soll dadurch in jener Welt mit desto schönern Hunden fahren. Oft laßen sie die ganze Hütte stehen, in welcher der Todte gewohnt hatte, und beziehen eine neue. Alle Kleider eines Todten werden weggeworfen, denn der Aberglaube lehrt, daß den ein früher Tod ereile, der dergleichen Kleider trägt.

Die Jagd ist nächst der Fischerei, ihr vornehmstes Gewerbe, besonders ist die Jagd der Bären für Europäer auffallend. Oft stellen sie ihnen Fallen. Unter einer schweren Klappe, die auf einem langen Gerüste ruhet, wird eine Lokspeise angebracht, und so bald der Bär sie verschlingen will, fällt die Klappe zu, und zerschmettert ihm den

Kopf,

Kopf, oft wird auch zugleich der ganze Körper verquetſcht. Allein es kann oft ein ganzes Jahr anſtehen, bis ſich ein Bär in einer ſolchen Falle fängt. Da ſie auf dieſe Art nur ſelten eines Bären habhaft werden können, ſo müßen ſie ſich einer andern Art bedienen, die mehr Geſchiklichkeit und Muth erfordert. Oft gehet ein einziger Kamtſchadale ganz allein, ohne alle Begleitung auf dieſe Jagd, alle ſeine Waffen ſind eine Art Karabiner mit ſehr dünner Kolbe, ein Spieß oder Fangeiſen, und ſein Meßer. Ein Bindelchen von ohngefär zwanzig kleinen Fiſchgens ſind ſeine ganze Nahrung auf der Reiſe, die oft eine ganze Woche lang dauert, während welcher Zeit der Kamtſchadale ſich immer in Geſträuchen, oder im Schilfe am Geſtade der Flüße verſtekt aufhält, und immer auf den Augenblik lauert, wo der Bär zum Vorſchein kommen werde. Das Gewehr pflanzen ſie, ſobald ſie ſchießen wollen, auf eine zweizakigte Krücke, ohne welche ſie nicht ſicher ſchießen können, aber mittelſt welcher ſie ſelten ihren Schuß fehlen, und gemeiniglich den Kopf oder die Schultern des Thiers treffen, welches ſeine empfindlichſten Theile ſind. Immer müßen ſie ſich bereit halten, ſchnell laden, und einen zweiten Schuß thun zu können, nicht immer aber haben ſie die Zeit dazu, denn wenn der Bär nicht ſo tödtlich verwundet iſt, daß er ſogleich zu Boden ſtürzt, ſo läuft er mit unglaublicher Geſchwindigkeit auf den

Jäger zu, um ihn zu zerreißen; zuweilen nimmt aber der Bär, ob er gleich verwundet ist, die Flucht, und denn gehet man der Spur nach, die sein Blut giebt, wo man ihn denn meist todt, oder mit dem Tode ringend antrift. Uebereilt sie der Bär so geschwind, daß sie keinen zweiten Schuß abfeuren können, so müßen sie ihre lezte Zuflucht zum Fangeisen nehmen, und dem Thiere einen tödtlichen Stoß beizubringen suchen. Wenn die Erde im Winter mit Schnee bedekt ist, so schläft der Bär in dem Bau oder in der Wohnung, die er sich im Herbst aus Reisern und Gesträuchen gemacht hat, und lekt an seinen Tatzen. Hier suchen ihn die Kamtschadalen auf, suchen ihn mit ihren Hunden herauszuhezen, oder tödten ihn auch oft in seinem Bau selbst. Die Gefahr und der zweifelhafte Ausgang, das tägliche Beispiel ihrer dabei umkommenden Landesleute hält sie nicht ab, sich immer wieder dieser Gefahr auf das neue auszusezen. Sie machen auch auf andere Thiere, z. B. Rennthiere, wilde Widder, (Diki-barani) Füchse, Fischottern, Biber, Zobel, Haasen, und dergleichen mehr mit mehrerem Glük und weniger Gefahr, Jagd. Sie verlaßen oft mehrere Tage hindurch ihren Stand auf der Jagd nicht, fehlt es an Mund-Vorrath, so fassen sie oft den Entschluß zu fasten, aber nach glüklich vollbrachter Jagd halten sie sich für ihr Fasten wiederum schadlos, indem sie oft auf

der

der Stelle den ganzen Ertrag der Jagd verzehren.

Die Kamtschadalen haben ihre Sommer- und Winterwohnungen, die ersteren nennen sie **Balagens**, diese stehen dreizehn bis vierzehn Fuß hoch über der Erde auf Pfähle gestüzt; der Grund des Hauses sind zusammengefügte Balken mit Lehm bedekt, über diesen Grund erhebt sich das ganze Gebäude in Form eines kegelförmigen Daches, das aus einigen Balken bestehet, an deren Seitenwänden mehrere Blatten in die Quere befestigt sind, die wiederum mit Stroh, oder einer Art von troknem Grase bedekt sind. In diesem Behältniß, das nur eine einzige Stube ist, leben sie. In der Mitte dieses Behältnisses ist ein Loch, durch welches der Rauch hinaus kann, wenn sie Feuer zum Zurichten ihrer Speisen angemacht haben. Sie haben keine Fenster, und nur einige schwache Stralen von Tageslicht fallen durch die niedrigen und schmalen Thüren herein. Die Treppe, um zum Eingang dieser kostbaren Paläste zu gelangen, ist ein Baum, in welchem, statt der Stufen, nur Vertiefungen eingehauen sind, das eine Ende des Baums liegt auf der Erde, und das andere Ende paßt an der Thüre des Gebäudes an. Da die in diesem Baume eingehauene Vertiefungen kaum den Namen von Stufen verdienen, der Baum selbst auch noch ganz unbehauen und rund ist, so läuft derjenige, der noch nicht

gewohnt ist, dergleichen Treppen zu steigen, sehr oft Gefahr, herabzufallen. Bei allem dem, ist ihnen diese Bauart doch sehr bequem, denn am obern Ende der Balken, die ihre Häuser stüzen, binden sie ihre Fische zum trocknen an, welcher Ort auch sehr geschikt dazu ist, indem sie keine Sonnenstralen treffen, und die Luft dennoch einen freien Durchzug hat; am untern Ende dieser Balken sind die Hunde angebunden.

Ihre Winter-Wohnungen, die sie Isbas nennen, sind nicht so sonderbar gebaut, und kommen den rußischen ziemlich gleich, nur daß sie kleiner sind. Sie sind ganz von Holz, ihre Wände bestehen aus übereinander gelegten Balken, deren Zwischenräume mit Moos ausgefüllt sind. Dieses Gebäude enthält zwei Zimmer, die gemeinschaftlich durch einen Ofen geheizt werden, welcher auch zu gleicher Zeit statt der Küche dient. In dem gröſten dieser zwei Zimmer sind an den Seitenwänden Bänke bevestigt, zuweilen auch eine Art von einem elenden Bette aus Bretern und Bärenfellen zusammengestoppelt, und nur für die Häupter der Familie bestimmt; die Weiber, die hier nur den Sklavinnen gleich geachtet werden, müßen es für eine groſe Gnade halten, auf diesen Bettern ruhen zu dürfen. Ein Tisch, und eine Menge Heiligenbilder machen alle übrigen Mobilien aus. Diese Hütten haben auch einige kleine Fenster; statt der Scheiben dienen Lachshäute

oder

NEW YORK
PUBLIC LIBRARY.

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Ein Mann vom Nootkasund.

Ein

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY.

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Eine Frau von Nootka Sund

oder Blasen verschiedener Thiere, bisweilen auch Scheiben von Kalk, leztere sind aber auch schon eine Art von Luxus. Diese Fischhäute sind so abgeschabt und zubereitet, daß sie etwas durchsichtig sind, doch kann man bei weitem nicht alle Gegenstände deutlich durch dieselben erkennen.

XII. Die Bewohner der Nordwest-Küste von Amerika.

Die Bewohner dieses grossen Strichs Landes haben bei weitem nicht einerlei Sitten, und dieselben Gebräuche, in beiden weichen sie oft gar sehr von einander ab. — Das Klima dieser Länder gehört mit zu den gemäßigten, doch ist es sehr veränderlich, es kommt dem Klima von England sehr nahe, obgleich es nicht so gemäßigt ist. Das Land ist sehr reich an Thieren aller Art, die sehr schönes Rauchwerk liefern, als Marder, Bären, Damhirsche, Füchse, Wölfe, Hermeline, wilde Katzen, weiße Bären, Wölferine, und auch Thiere, die die Engländer nicht kannten, vielleicht auch Elendthiere, Büffel und Musathiere, doch kann man nicht mit Gewißheit bestimmen, ob diese leztere Thiere sich hier aufhalten; die Europäer sahen nie die Thiere selbst, sondern nur die

die Häute davon, die meistentheils so sehr verstümmelt waren, daß man die Thiere, denen sie zugehörten, nur muthmaßen konnte. Dixon schäzt die Zahl aller Einwohner auf ohngefähr 100,000. Die Weiber sind sehr fruchtbar, und die Bewohner dieser Küsten sind so glüklich, fast keine von den hunderttausend Krankheiten zu kennen, die der Luxus und die Wollust den gesittetern Nazionen zugebracht hat. Die Bevölkerung müste um deswillen ausserordentlich und zugleich beträchtlicher seyn, als sie wirklich ist, wenn nicht unaufhörliche Kriege, die durch ihre grausame Gemüthsart und die gefährliche Beschaffenheit ihrer Waffen tödtlich werden, so viele Menschen wegrafften. Auch der Fischfang kostet sehr vielen das Leben, sie müßen sich um deswillen oft ziemlich weit in die See begeben, und dann kostet die kleinste Unruhe auf diesem Elemente vielen bei der schlechten Beschaffenheit ihrer Kanots, das Leben.

Die Einwohner sind im allgemeinen von mittlerer Größe, und ihre Gliedmaßen ziemlich gut gebaut. Alte Personen sind fast immer mager, aber auch unter den jüngern fanden die Engländer nie einen, der korpulent aussah. Hohe hervorstehende Backenknochen, und kleine Augen unterscheiden sie von den Europäern, die Farbe ihrer Haut kann man wegen den dicken Schichten von Schmuz und Farbe, mit welchen sie sich bemalen, nicht recht wohl bestimmen, einige, die man bewog, sich

Ein Mann vom Prinz-Wilhelms Sund.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY.

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Digitized by Google

ne Frau vom Prinz-Wilhelms Sund.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

zu säubern, zeigten, daß ihre Farbe wenig von der der Europäer unterschieden ist. Ihre Haare sind lang, und schön schwarz, wodurch ihre Gestalt viel gewinnen würde, wenn sie sie nicht durch eine ungeheure Menge von Fett und rothem Oker zu einem Aufenthalt des Ungeziefers machten, und Aug und Ohr beleidigten. Einige Frauenzimmer gaben sich doch die Mühe, ihr Haar von der Stirne bis nach dem Wirbel zu theilen, und es hinten in einen kurzen Zopf zusammenzubinden. Die jungen Männer reißen sich die Haare von den Bärten mit der Wurzel heraus, wenn sie aber älter werden, so laßen sie sich nicht nur Bärte über das ganze Kinn herabwachsen, sondern einige tragen auch Knebelbärte an beiden Seiten der Oberlippe. Nicht nur in Europa allein fand das grausame Vorurtheil Eingang, die zarten Kinder an dem freien Gebrauch ihrer Gliedmaßen zu verhindern, sondern auch unter diesen Wilden findet man eine ähnliche Sitte: drei Stücke Baumrinde sind so an einander bevestigt, daß sie eine Art von Stuhl ausmachen. In diesen Stuhl wird das in einen Pelz eingewikelte Kind gesezt, und so fest gebunden, daß es durch keine Bewegung seine, ihm einmal gegebene Stellung verändern kann, auch dann nicht einmal, wenn ihm die Mutter die Brust oder andere Nahrung darreicht. Zur Reinlichhaltung der Kinder bedient man sich einer Art von weichem Mooſe, allein man geht bei dieſer

ser Operazion so wenig glimpflich mit den Kindern um, daß ihr Hintere oft noch bis in ihr fünftes oder sechstes Jahr die Spuren davon trägt. — An diesen Küsten werden an verschiedenen Orten auch verschiedene Sprachen gesprochen, und die Bewohner eines Ortes verstehen oft die Sprache der Bewohner eines andern gar nicht.

Als Capitän Cook sich einer Bucht auf dieser Küsten näherte, die er alsdann **Nutka** oder **König Georgs Bucht** benannte, sahe er, daß die indianischen Kanots auf ihn zugerudert kamen. Auf einem derselben stand ein Wilder auf, der einen langen Rock hielt, und Bewegungen mit seinen Händen und Füßen machte, die **Cook** als eine Einladung an das Land zu kommen ansah. Zugleich warf er den Engländern einige Federn zu, und einige seiner Landsleute warfen einige Hände voll eines sehr feinen rothen Pulvers nach ihnen. Der Wilde, der die Rede gehalten hatte, war mit einem Felle bedekt, hielt in beeden Händen etwas, das er schüttelte, und wodurch ein Ton wie von einem Kinderklapper hervorgebracht wurde. Ermüdet von seiner Rede, die er mit vieler Stärke der Sprache hielt, ruhte er aus, und zwei von seinen Landsleute nahmen statt seiner das Wort, aber sie redeten nicht so lange, und mit einiger Heftigkeit. Nachdem diese verschiedene Reden geendigt waren, unterredeten sie sich auf eine vertrauliche Art mit einander, und nur von Zeit zu Zeit standen einige auf,

Ein Mann von Onalashka.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY.

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Digitized by Google

Eine Frau von Onalashka.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY.

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

und sagten einige kurze Sprüche her; einer von ihnen sang ein Lied, das mehr Wohlklang hatte, als man von einem Wilden erwartet hätte. Bald darauf kamen mehrere Pirogen von Wilden, die ähnliche Reden hielten. Die Piroge eines Oberhauptes, das sich unter ihnen befand, zeichnete sich dadurch von den übrigen aus, daß man einen Kopf, der ein Aug hatte, und dem Schnabel eines Vogels von ungeheurer Größe gliech, darauf gemahlt sah. Aehnliche Zeremonien fanden auch jedesmal statt, wenn Wilde ankamen, die zum erstenmale ihren Besuch bei den Engländern abstatteten. Oft ruderten sie erst mit ihren Pirogen um die englischen Schiffe herum, indeß ein Oberhaupt oder einer von den Vornehmen in seiner Piroge mit einer Lanze oder anders bewaffnet stand, und unaufhörlich sprach. Zuweilen hatten diese Redner ihr Gesicht mit einer Art von Larve bedekt, die einen Menschen oder ein Thier vorstellete; anderemale hatten sie statt der Waffen eine Klappe in der Hand, auch sangen sie oft Lieder, statt der Reden. Diese Gesänge sind bald von geschwindem, bald von langsamem Takt, wobei sie Bewegungen mit ihren Händen machen, die sich sehr regelmäßig nach dem Takte richten. Ihre Reden, wenn sie auch gleich etwas lange dauren, enthalten dennoch nur wenige Worte, die aber sehr oft wiederholt werden. Sie haben verschiedene Zeichen, womit sie den Engländern be-

zeugten, daß sie ihre Freunde wären, und friedliche Gesinnungen gegen sie hegten; so bewegten die Wilden in der Controlleurs-Bucht zum Zeichen ihrer Freundschaft ein weißes Kleid hin und her, indeßen ein anderer Wilde mit kreuzweis über einander gelegten Armen aufrecht stand, ohne sich zu bewegen.

Diese Wilden sind von mittlerer Größe, und obgleich sie nicht fleischigt sind, so sind ihre Leiber doch gut gerundet, die Alten aber sind insgemein mager. Ihre Gesichter sind meistens rund und voll, zuweilen breit, und haben hervorstehende Bakkenknochen. Ihre Nasen laufen gegen das Ende platt zu, und die Nasenlöcher sind ziemlich groß. Ihre Stirnen sind niedrig, ihre Augen schwarz, aber klein und matt; ihre Lippen sind breit, dick und rund, ihre Zähne gleich, aber nicht sehr weiß. Von ihren Bärten gelten unsere obige Bemerkungen. Ihre Gliedmaßen sind in Verhältniß mit den andern Theilen zu klein, und etwas gekrümmt. Die Weiber gleichen an Größe, Farbe und Bildung sehr den Männern, und sind nicht leicht von ihnen zu unterscheiden, da sie keine solche feine Züge in ihren Gesichtern haben, die die Weiber der Europäer von ihren Männern unterscheiden. Auch ihr Karakter, oder besser ihr Temperament hat nichts, das für sie einnehmen könnte; sie entbehren ganz jene Lebhaftigkeit, die so angenehm im Umgang ist, und ihre kalte Zurükhaltung scheucht jede Un-

ter-

nehmung einer freundschaftlichen Verbindung mit ihnen zurük, sie sind so kaltblütig, daß sie aus Trägheit ziemlich friedfertig sind. Ihre Zänkereien untereinander sagen sie mit wenig Worten, denen sie aber so viel Nachdruk geben, als sie nur können, und die sie oft wiederholen. So kaltblütig sie auch sind, so können Beleidigungen ihre Rache schnell reizen, sie erwacht und ist schröklich, allein sie trift nur die Beleidiger selbst. Wenn Streit unter einigen von ihnen entstand, so hörten die andern, die der Streit nicht unmittelbar angieng, die Streitenden mochten noch so sehr wüten und toben, gar nicht einmal darauf. — Neugierde schien keinen Zug in ihrem Karakter auszumachen, ihre Trägheit war zu groß dazu, sie verlangten nur Dinge, deren Werth sie kannten, und strebten nicht, sich von dem Gebrauch neuer, die ihnen noch unbekannt waren, unterrichten zu laßen; aber um Dinge, deren Werth ihnen einmal bekannt war, zu erhalten, ließen sie keine Mühe ungespart, und bei diesen Gelegenheiten zeigten sie, wie sehr sie ihres trägen Temperamentes ungeachtet, zur List fähig sind; wollte auch endlich die List nicht mehr helfen, so suchten sie, was sie nicht im guten erhalten konnten, auf eine feine Art zu stehlen; sie sezten auf Dinge, die bei ihnen nicht den geringsten Werth hatten, sogleich einen hohen, sobald sie nur bemerkten, daß die Europäer sich ihrer

bedienen konnten. Kein Volk unter den Wilden, das der Weltumsegler Cook noch gesehen hatte, wuste alle Produkte seines Landes sich so zuzueignen, und sich bezahlen zu laßen, als diese Wilden. Nicht einmal das dürre Gras, das ihr Boden von selbst hervorbringt, wollten sie unentgeldlich hergeben, und zu einem jeden kleinen Stükchen Land fand sich immer ein Wilder, der sich für den Besizer ausgab, und befriedigt seyn wollte, und kaum war er es, als ein anderer auftrat, und für das nächste Stükchen bezahlt seyn wollte, und eben so verfuhren sie auch, als die Engländer Holz fällen, oder nur bloßes Wasser einschöpfen wollten. Wenn sie auf einen Diebstahl ausgiengen, so war einigen aufgetragen, die Wachehabende Leute zu beschäftigen, damit die andern sich desto sichrer der Dinge, die sie wünschten, bemächtigen konnten; ward der Diebstahl entdekt, so gaben ihre Landsleute zwar gleich den Thäter an, aber dieser war nicht immer sogleich bereit, die gestohlenen Sachen herauszugeben.

Ihre gewöhnliche Kleidung ist ein Gewand oder Mantel von Leinwand, dessen oberer Leib mit einem schmalen Aufschlag von Pelz besezt ist, der untere aber mit Franzen und Trodlen. Dieses Gewand bedekt nur die linke Seite, und läßt die rechte grösstentheils ganz bloß; es wird so angelegt, daß beide Aerme ganz frei bleiben, denn

es geht durch den linken Arm durch, und wird auf dem Vordertheil der rechten Schulter, und hinten mit einer Schnur befestigt; um auch die rechte Seite mit diesem Gewande zu bedeken, bindet man es auf dieser Seite mit einem Gürtel von grober Matte oder irgend einem Fell auf die Hüften fest. Dieses Gewand reicht nicht weiter, als bis an die Knie, um deswillen tragen sie über diesem Gewande noch ein kleineres, das diesem ganz ähnlich ist, von eben demselben Zeuge, und auch unten mit Franzen besezt. In diesem kleinern Gewande ist ein rundes Loch, damit man es über den Kopf bringen, und über die Schultern anlegen kann, wodurch die Vorderarme bis an den Ellenbogen und der Leib bis an den Hüften bedekt wird. Die Gestalt dieses kleinern Gewandes kömmt der einer runden bedekten Schüssel sehr nahe. Das Haupt bedekken sie mit einer Art von kegelförmig gestaltetem Hute, den sie auch oft mit einer spizigen Quaste oder Troddel von Leder zieren; damit sie der Wind nicht hinwegnehmen könne, machen sie sie unter dem Kinn fest; der Stoff zu diesen Hüten ist eine von ihren schönen Matten. Ausser dieser Kleidung, die beiden Geschlechtern gemein ist, tragen auch die Männer oft Felle von allerlei Thieren, z. B. Bären, Wölfen, Meerottern, mit den rauhen oder haarigten Seiten nach aussen zu gekehrt, sie bevestigen diese Felle wie Mäntel am obern Theile

des Leibes, und bedekken damit nach Willkühr bald den Vorder- bald den Hinterleib; fällt Regen ein, so hängen sie eine große Matte über die Schultern. Diejenigen, die keine Hüte tragen, binden gemeiniglich ihre Haare, die sie sonst hängen lassen, oben auf dem Kopf in einen Zopf zusammen. Den Leib beschmieren alle mit einer rothen mit Oel vermischten Farbe, und nicht selten auch das Gesicht mit einer Mischung von rother, schwarzer, weißer und brauner Farbe, wodurch sie einen scheußlichen Anblik verursachen. Die meisten bohren sich drei große Löcher in die Ohren, ein größeres und zwei kleinere, in welche sie kleine Knochenstükke, Federn, kleine Muscheln, Haartroddeln ꝛc. hängen, die an kleinen Riemen von Leder befestigt sind; andere stekken kleine Stükchen Kupfer, Eisen oder Zinn, die ohngefähr die Gestalt eines Hufeisens haben, hinein. Ueber der Handwurzel tragen sie eine Art von Armbändern, oder weiße Körner, die sie in einer gewißen Gattung von Muscheln finden, oder kleine mit Troddeln gezierte Riemen, oder ein ziemlich breites Armband aus einer schwarzen glänzenden Hornartigen Materie.

Ausser dieser gewöhnlichen und täglichen Kleidung haben sie auch eine besondere Art von Festtags- oder Zeremonien-Kleider. Diese bestehen z. B. aus Häuten von Wölfen oder Bären, die mit verschiedenen Streifchen und Stükchen von andern

Gat-

Gattungen Pelzwerk ziemlich artig besezt sind. Diese Zeremonien-Kleider können nun über die gewöhnlichen getragen werden, oder auch allein, ohne die gewöhnlichen Kleider darunter zu tragen. In diesem leztern Falle bedekken sie ihr Haupt mit Weidenruthen und dünnen Baumrinden; ihr Haar zieren sie alsdann mit großen Federn, wozu sie vorzüglich gerne Adlerfedern wählen, oder bedekken es mit ganz kleinen weißen Federchen. Das Gesicht wird auf mannichfaltige Art mit verschiedenen Farben bemahlt, oder sie vermischen auch diese Farben mit Unschlitt, und mahlen dann ordentliche regelmäßige Figuren auf ihre Gesichter. Nicht selten theilen sie ihre Kopfhaare in verschiedene kleine abgesonderte Theile, und befestigen sie mit einem Faden; andre Wilde binden sie hinten zusammen, und legen Zweige von cypreſſus thyoides dazwischen.

Sie haben auch noch eine andere Art von Kleidung, die sie mit dem eignen Namen die ungeheure Kleidung belegen, und in der That sehen sie in dieser Kleidung Ungeheuern sehr gleich. Sie besteht aus sehr vielen aus Holz geschnizten Larven, die sie vor das Gesicht, die Stirne, oder den obern Theil des Kopfs befestigen. Alle diese Lavern stellen entweder einen Menschenkopf oder den Kopf irgend eines Thiers in gigantischer Größe vor. Diese Figuren werden mit Farben übertüncht, und oft mit Stükchen von der blätt-

rigten Mica vermischt, wodurch sie einen Glanz bekommen, und ihre Häßlichkeit noch vermehrt wird. An demselben Theil des Kopfes, wo diese Larven angebracht worden sind, befestigen sie noch andere große ausgeschnizte Figuren, die dem Vordertheil einer Piroge ähnlich sehen, und weit hervorragen. Die Wilden gefallen sich sehr, wenn sie sich durch diese Kleidung verunstaltet haben, allein ob religiöses Zeremonial-Gesez, oder die Vermuthung, ihren Feinden dadurch Schrekken einzujagen, oder die wilden Thiere auf der Jagd dadurch an sich zu lokken, und zu überlisten, die wahre Ursache dieser Verkleidung seie, ist ungewiß.

Ihre gewöhnlichen Waffen sind Bogen und Pfeile. Die Spizzen dieser Pfeile sind gewöhnlich zakkigte Knochenspizzen, oder seltner von Eisen; Schleudern zum Steinwerfen, Speere oder Lanzen, deren Ende mit einer langen Knochenspizze bewafnet ist, kurze Stäbe aus Knochen verfertigt, die den Patupatu in Neuseeland ziemlich gleich kommen, ein kleines Beil, das den in Amerika üblichen Romahawk sehr ähnlich ist; dieser Taawisch oder Tsukrah (denn so nennen ihn die Wilden) ist ein Stein, der acht Zoll lang, und an dem einen Ende zugespizt ist, an dessen andern Ende aber ein hölzerner Griff befestigt ist, der dem Kopf oder Halse einer menschlichen Figur gleicht, und mit Haaren besezt ist. Diese Maschine

schine legen sie in den Mund, um ihr durch ihre ohnehin fürchterliche Kriegskleidung ein noch scheußlicheres Ansehen zu geben. Sie haben noch ein andres Gewehr, das sie Siaik nennen, deßen Länge neun Zoll oder einen Fuß beträgt, und eine viereckigte Spizze hat.

Die einzige nur für den Krieg bestimmte Kleidung besteht aus einem doppelten und sehr dikken Mantel von Leder, warscheinlich aus einer gegerbten Elenns- oder Büffelhaut. Dieser Mantel wird auf die gewöhnliche Art an der Brust befestigt, und ist so zugeschnitten, daß er die Brust bis an den Hals bedekken, und zugleich bis auf die Ferse herabfallen kann; oft bemalen sie diese Mäntel auch noch mit verschiedenen Figuren. Die Wilden behaupten, daß sie nicht nur für Pfeile, sondern auch sogar für die Lanzen, undurchdringlich seyen. Zuweilen bedienen sie sich, wenn sie sich zu einem Treffen anschikken, einer andren Gattung von ledernem Mantel, an welchem eine Menge Hufe von Dannhirschen wagerecht an ledernen mit Federn bedekten Riemen befestigt sind; die kleinste Bewegung erschüttert diese Hufen, und bringt einen besondern Klang hervor. Allein sie bedienen sich nicht dieses Mantels ausschließlich in den Treffen, sondern Kapitain Cook wohnte auch einem Konzerte bei, wo dieses Geklapper durch einen Menschen, der eine von den oben beschriebe-

nen Larven anhatte, dirigirt, und als ein musikalisches Instrument betrachtet wurde.

Von ihrer Art Krieg mit einander zu führen, ist man noch nicht vollkommen unterrichtet. Einst versammelten sich die Bewohner der Nutka-Sund, und bewafneten sich mit gröster Sorgfalt; diejenige, die keine von den oben beschriebenen Waffen besassen, sammelten Steine, und bewafneten sich mit Stöcken. An jeder Spizze des Meerbusens wurden Schildwachten ausgestellt, und man sahe Pirogen hin und her rudern, denen bei den Schiffen versammelten Kriegern Nachrichten und Verhaltungs-Befehle mitzutheilen. Endlich zeigte sich der Feind in zwölf großen Pirogen, und machte in einer ziemlichen Entfernung Halt, um sich in Schlachtordnung zu stellen. Nun ruderten die zur Unterhandlung bestimmten Pirogen noch häufiger hin und her, und jede Parthei hielt wechselsweis verschiedene Reden, wodurch endlich der Streit beigelegt worden zu seyn schien, und man schied friedlich von einander.

Die Menge von Hirnschädeln, die sie den Engländern zum Tausch gegen andre Waaren anboten, und verschiedene andere Umstände machen es sehr wahrscheinlich, daß diese Wilden das Fleisch ihrer getödteten Feinde eßen, und ihre Gefangene zu diesem Endzweck opfern.

Ihre

Ihre Weiber verstehen die Kunst, aus den Rinden gewißer Bäume Faden zu klopfen, und Zeuge daraus zu verfertigen, welches Verfahren wir bei einer andern Nazion ausführlich beschrieben haben.

Von ihrer politischen Verfassung haben wir bis jezt noch keine bestimmte und befriedigende Nachrichten erhalten. Dieses Volk unterscheidet zwar gewiße Oberhäupter, die sie Acwiks nennen, aber die Macht dieser Acwiks scheint sich nicht viel weiter als auf ihre Familie zu erstreken. Sie wohnen in Dörfern bei einander; ein solches Dorf hatte drei Reihen Häuser, die sich über einander erhoben, die größern davon standen immer voran gebaut. Diese Reihen, die Straßen vorstellen sollen, sind in unregelmäßigen Entfernungen durch schmale Wege von einander abgesondert, allein ungeachtet dieser Stiegen, die von unten hinauf führen, ist doch keine regelmäßige oder vollkommene Abtheilung von aussen oder innen, welche die verschiedene Gemächer dieser Reihen von Hütten absondert. Es sind sehr lange und breite Breter, deren Seiten an die Seiten des nächsten Bretes stossen, und die hier und da mit Streifen von Fichtenrinde befestigt sind. Von aussen ruhen sie auf dünnen Pfählen, die in beträchtlicher Entfernung von einander stehen; innerhalb aber sind diese Pfähle stärker, und liegen queer über einander. Die Seiten und Enden sind sieben bis acht

Fuß

Fuß hoch. Da das Hintertheil höher gebaut ist, so liegen die Breter, die das Dach ausmachen, etwas abhängig, sie sind beweglich, und fügt man sie also zusammen, so können sie, wenn es regnet, den Regen abhalten; ist es aber schönes Wetter, so öfnet man sie, und sie laßen die Sonne durch. Statt der Thüre dient jedes Loch, das zufällig aus einer Lükke in den Brettern entstanden ist, aus denen die Hütte erbaut ist. Statt der Fenster sind an den Seiten Löcher angebracht. Innerhalb sind die Hütten jedes einzelnen durch Stücke Breter von einander abgesondert, die sich von der Seite nach der Mitte der Wohnung zu verlängern; da diese Breter keine ganze Abtheilung machen, so kann man von jeder einzelnen Hütte aus nach beiden Seiten das Innere aller übrigen überschauen. An den Seitenwänden jeder Hütte sind Bänke von Bretern fünf bis sechs Zoll über den Fußboden erhoben angebracht, die mit Matten bedekt sind, und die statt der Stühle und Bänke dienen. Gewöhnlich sind sie sieben bis acht Fuß lang, und vier bis fünfe breit. In der Mitte des Fußbodens zwischen den Bänken ist der Ort, wo man Feuer anmacht, aber nichts, das einem Heerd oder einem Feuerofen ähnlich sähe.

Ihr vorzüglichstes Hausgeräth besteht in einer mehr oder weniger grossen Menge von Kisten und Behältnißen, von verschiedener Größe, die ihre

Klei-

Kleidungsstükke, vorräthige Thierhäute, Larven, und kurz alle ihre Habseligkeiten von einigem Werth enthalten. Diese Kisten haben ihren Plaz an den Seiten oder Ekken der Hütten angewiesen. Einige davon sind doppelt, und alsdann wird einer dergestalt auf den andern gestellt, daß er ihnen zum Dekel dient; in einigen von diesen Kisten ist oben ein Loch eingeschnitten, in welches man hineinlangen kann, um das Benöthigte herauszulangen, und wieder hinein zu legen, andere hatten einen ordentlichen Dekkel, der mit ledernen Riemen befestigt war. Zuweilen zeigen sie auch ihre Geschicklichkeit in der Mahlerei an diesen Kisten, oft bestreichen sie sie ganz schwarz, und besezzen sie mit Zähnen von Thieren; oft aber zieren sie sie auch mit Kränzen oder mit Figuren von Vögeln, oder andern Thieren. Ihre übrigen Geräthschaften bestehen in Fässern, denen sie eine viereckigte oder längliche Gestalt geben, und in welchen sie ihr Wasser oder verschiedene andere Dinge aufbewahren; in Bechern und andern hölzernen Gefässen, z. B. ihre Schüßeln, aus denen sie essen, die ohngefär zwei Fuß lang, und nicht sehr tief sind, verschiedene aus Weiden geflochtene Körbe, Matten zu verschiedenem Behuf u. s. f. Alle ihre Geräthschaften, ohne Ausnahme, liegen und hängen in ihren Hütten ohne alle Ordnung herum. Sie wenden keine Sorgfalt darauf, ihren Körper reinlich zu halten, aber noch weniger, wenn es

mög-

möglich ist, ihre Hütten vor Unsauberkeit zu schüzzen; alle Ueberbleibsel von ihren Speisen, Fischgräten, Klumpen Fett, Eingeweide von Fischen, und Stücke Fleisch, die allbereits angefangen in Fäulniß überzugehen, werden alle auf einen Winkel zusammengedrängt, wo sie entweder die Fäulniß verzehrt, oder endlich, wenn der Haufe so groß geworden ist, daß er den Raum in der Hütte verengert, weggeschaft wird; der Gestank, den diese Ausdünstungen verursachen, und der schmuzige Anblick dieser Hütten, ist ein wahrer Gegenstand des Ekels. Am obern Ende ihrer Hütten bringen sie starke Stämme von Bäumen an, deren obern Theil sie so ausschnizen, daß er einem Menschengesicht ähnlich wird, und den Seitentheilen suchen sie die Figur von Aermen und Händen zu geben, die sie alsdann mit Farben bestreichen, wodurch das Ganze einer ungeheuren Figur ähnlich wird. Diese Figuren nennen sie **Klumma**; in einigen von den Häusern sahen die Engländer zwei solche Figuren, die in einer Entfernung von drei bis vier Fuß von einander standen, und die die Wilden **Matchkoa** und **Matsita** nannten; diese Figuren waren mit einer Matte behangen, welche wegzunehmen man die Indianer nur sehr schwer bereden kounte. Es scheint unter ihnen üblich zu seyn, daß sie diesen Bildsäulen Opfer darbringen, wenigstens gaben sie den Engländern zu verstehen, daß sie dies thun sollten;

ten; vielleicht verehren sie sie als göttliches Wesen; sie waren aber doch sogleich willig, sie zu verkaufen. Zuweilen nannten sie diese Figuren auch Acwik (der Name, mit welchen sie auch ihre Oberhäupter zu nennen pflegen) und hieraus wird es vielleicht wahrscheinlich, daß sie unter diesen Figuren Bilder ihrer Vorfahren, die sie unter die Götter versezt haben, verehren. Doch hat man nie bemerkt, daß sie ihnen einige göttliche Ehre erzeigt hätten. Ihre Hütten haben keine besondere Oefnung, durch welche der Rauch hinaus gelassen wird, sondern er muß sich seinen Weg, durch die Rizen und Spalten der Breter bahnen. Die Ursache, warum diese Wilden so wenig Sorgfalt auf den Bau ihrer Häuser wenden, scheint in ihrer Wanderung zu liegen; denn sobald ein Oberhaupt sieht, daß die Jagd oder der Fischfang abnimmt, so bricht er seine Hütte ab, trägt sie in sein Kanot, und rudert an einen Ort, wo er sie besser zu finden hofft, wohin ihm die andern nachfolgen.

Ihre Pirogen oder Schiffe bestehen aus einem einzigen Baum, selbst die grösten davon, die zwanzig Personen enthalten können; doch sind viele dieser Pirogen mehr denn zwanzig Fuß lang, über sieben breit, und drei tief. An jedem Ende sind sie spizzig, und werden in der Mitte breit, der Hintertheil endigt sich plözlich durch eine senkrechte Linie, die an der Spizze einen Höker hat;

der Vordertheil nimmt allmählig ab, und seine Spizze biegt sich mehr in die Höhe und aufwärts. Selten sind diese Pirogen mit Schnizwerk geziert, oder mit Meerkalbszähnen besezt. Einige wenige Pirogen haben einen darauf gesezten Vordertheil, der einem grossen Untertheil des Vorderstevens ähnlich ist, und die Figur eines Thiers vorstellt. Statt der Sizze dienen runde Stökke, die etwas dikker sind, als spanische Röhre, und in der Mitte der Tiefe quer über liegen. Diese Schiffe sind ganz flach und breit, und sehr leicht, wodurch sie die Wellen auch ohne Balancierstange (die sie nicht kennen) sehr sicher durchschneiden können. Die Ruder sind klein und breit, gegen fünf Fuß groß, und ihre Gestalt sieht ziemlich einem Blatte gleich, das in der Mitte breit ist, und an dem Ende schmal zuläuft. Sie haben keine Kenntniße von den Seegeln, und dennoch regieren sie ihre Schiffe mit vieler Geschicklichkeit.

Der Fischfang ist eines ihrer vorzüglichsten Gewerbe, denn das Meer reicht ihnen den grösten Theil ihrer Nahrungsmittel. Ihre Werkzeuge dazu bestehen in Nezzen, Angeln, und Angelschnüren. Um die kleinere Fische, als Heeringe und Sardellen, die Schaarenweis angeschwommen kommen, zu fangen, bedienen sie sich eines eigenen Instrumentes. Dieses Instrument sieht einem Ruder nicht unähnlich, es ist ohngefähr zwanzig Fuß lang, vier bis fünf Zoll breit, und beinahe einen hal-

halben Zoll dick. Wenn man dieses Instrument in zwei Drittheil getheilt nimmt, so macht das obere Drittheil davon den Griff aus, und die beiden untern Drittheile sind auf beiden Seiten mit zwei Zoll langen spizzigen Zähnen besezt. Wenn sie nun eine solche Schaar kleiner Fische angeschwommen kommen sehen, so stossen sie dieses Werkzeug mitten unter sie, wodurch sich der Fisch über oder zwischen den Zähnen fängt. Die Harpunen, deren sie sich zum Fang der Wallfische bedienen, sind aus einem Stück Knochen verfertigt, am Ende dieses Knochens befindet sich eine längliche runde Schneide einer grossen Muschel, die an zwei Widerhaken befestigt ist, die an den Knochen angebracht sind; um sie auf die Wallfische zu werfen, bedienen sie sich eines ohngefär zwölf bis fünfzehn Fuß langen Stokes, an dessen einem Ende die Harpune befestigt ist, doch so, daß, wenn das Thier mit der Harpune durchgeht, sich der Stok leicht davon loßmachen kann, an dem andern Ende des Stoks sind zwei bis drei Klaftern Strikke festgemacht, um die Harpune dadurch desto weiter werfen zu können, und den Stok dennoch nicht zu verlieren.

Von ihrer Art, die Jagd zu Land zu betreiben, weiß man nichts bestimmtes, es ist wahrscheinlich, daß sie die kleineren Thiere mit ihren Pfeilen, die grössern hingegen mit ihren Lanzen zu tödten suchen. Sie besizzen auch Fang-Nezze,

die zur Jagd bestimmt scheinen. Zuweilen bedienen sie sich einer sehr fein ausgesonnenen List, um die Thiere an sich zu lokken; sie bekleiden sich nemlich mit den Häuten der Thiere, denen sie nachstellen, und bedekken selbst ihre Häupter mit ausgeschnizten Larven, die den Köpfen dieser Thiere ähnlich sehen, sie ahmen ihren Gang und ihr Geschrei und Wiehern nach, worinn sie sehr geübt sind, und wodurch sie die Thiere in die Schlinge lokken.

Den grösten Theil ihrer Nahrungsmittel ziehen sie aus dem Thierreich, den kleinern aus dem Pflanzenreich. Aus dem Thierreich geniessen sie meistentheils nur Fische, und weit seltner Landthiere, dabei sind sie nicht ekel, sondern essen alles, was ihnen nur eßbar vorkömmt; einige davon speisen sie ganz roh, wie z. B. die Sardellen und Heeringe. Zuweilen räuchern sie auch die Heeringe, die sie nicht verzehren können, und bewahren sie zu einem künftigen Gebrauch auf. Der Rogen der Heeringe verschaft ihnen eine besondere Speise, deren sie sich im Nothfall, vielleicht im Winter bedienen; sie streuen diese Rogen (die Eier des Heerings) auf kleine Zweige der kanadischen Fichten, und auf eine Art von langem Seegras, das auf den überschwemmten Felsen in Ueberfluß wächst. Diese Speise hält sich lange Zeit in Körben oder Beuteln von Matten, die sie, wenn sie sie genieſſen wollen, ohne alle

weitere Zuthat, als durch bloſſes Eintunken in Waſſer verzehren. Nächſt den Heeringen und Sardellen ſind die groſſen Muſcheln, die man ſehr häufig in dieſer Bucht findet, ihre vorzüglichſte Speiſen; ſie röſten ſie in ihren Schalen, alsdann reihen ſie ſie an Spieſe, und verzehren ſie, zuweilen tunken ſie ſie ſtatt der Brühe in Oel. Seltner verſpeiſen ſie die Thiere, die wir jezt anführen werden. Kleine Schaalfiſche, Meerkälber, Fiſchottern u. ſ. w. Das Meerſchwein iſt ihnen auch ein Nahrungsmittel, ſie zerſtükken und dörren es gleich den Heeringen, und verzehren es ohne alle Zubereitung. Aus dem friſchen Fleiſch verſtehen ſie eine Art von Fleiſchbrühe zu bereiten. Sie legen groſſe Stükke von dieſem Fleiſch in ein hölzernes Behältniß, über welches ſie Waſſer gieſſen, und alsdann ſo lange glühende Steine hineinwerfen, bis das Fleiſch genug gekocht, und das Waſſer mit ſeinen Kräften geſchwängert hat; nun werden die Steine mit einem Stok, der ohngefär wie eine Zange geſpalten iſt, herausgenommen. Sie verſtehen auch die Kunſt, Thran aus den Seethieren zu ziehen, davon ſie entweder groſſe Porzionen ganz allein verzehren, oder als eine Brühe zu andern Speiſen. Die Art, wie ſie ihre Fiſche räuchern, iſt folgende: ſie machen ein Feuer an, und hängen die Fiſche, die geräuchert werden ſollen, an dünne Zweige auf, anfänglich etwa einen Fuß vom Feuer entfernt, in der Folge

aber immer weiter, um frischen Plaz zu machen, so daß diejenige, die zuerst zum räuchern aufgehangen worden, am Ende den Gipfel der Hütte erreichen. Wenn sie recht troken sind, so werden sie abgenommen, in Matten eingewikkelt, und sorgfältig aufbewahrt. Zuweilen aber werden die Fische nur an der freien Luft ohne Feuer gedörrt. Aus dem Pflanzenreich sind die zwei Zwiebelwurzeln, die sie Makkate und Ruquoppa nennen, und die Wurzel Aheita nebst der Wurzel eines Farrenkrautes, und einige unbekannte Kräuter ihre vorzüglichste Speisen, allein nur im Frühjahr bringt ihr Boden diese Pflanzen hervor. Die Engländer boten ihnen von ihren Speisen und von ihren starken Getränken an, allein die Wilden verschmähten beide, und fanden die erstern geschmaklos, und die leztern unnatürlich und widrig. Sie scheinen eine bestimmte Essenszeit zu haben, denn in Dörfern bemerkte man, daß sie immer gegen die Mittagsstunden ihre oben beschriebene Fleisch-Suppe zu bereiten anfiengen, doch sahe man sie ausser dieser Mittagszeit zu allen Stunden in ihren Pirogen essen. So unreinlich sie auf ihrem Körper und in ihren Hütten sind, eben so unreinlich sind sie auch bei ihren Speisen: Die Gefässe, aus welchen sie essen, werden wahrscheinlich nie gesäubert, und bei einer jeden Mahlzeit werden noch die Ueberbleibsel der vorhergehenden mit verzehrt. Ihrer Messer bedienen sie

sich

sich nur dazu, die grössern Stücke zu zerschneiden, die kleinern hingegen werden mit den Zähnen zerrissen. Ihre Pflanzen essen sie, so wie sie sie aus der Erde herausziehen, ohne sich die Mühe zu geben, sie von der daran hangenden Erde zu reinigen.

Die vorzüglichste Beschäftigung der Männer scheint in der Jagd und dem Fischfang zu bestehen, nie sah man sie sich in dem Innern der Häuser mit etwas beschäftigen. Die Frauenspersonen haben die Räucherung der Fische zu besorgen, Körbe und Matten zu bereiten, und Muscheln am Ufer der See zu holen, wobei sie ihre Pirogen nicht weniger geschikt, als die Männer zu regieren wissen. Beide Geschlechter scheinen nicht sehr zärtlich gegen einander gesinnt zu seyn, besonders die Männer gegen die Weiber. Verheurathete Weiber erscheinen nie unbekleidet, dahingegen die Männer, und besonders die jungen Leute gar keine Spur von Schaamhaftigkeit zu haben scheinen. Die junge Leute verrathen viele Trägheit, die Engländer fanden sie, wie sie sich in abgesonderten Haufen nakkend im Sande herumwälzten und sonnten.

Sie verfertigen verschiedene Dinge, die ungleich mehr Kultur zu verrathen scheinen, als sie in der That besizzen. Wir haben schon oben erwähnt, daß sie aus Baumrinde, so wie die Neuholländer, Zeuge zu klopfen wissen. Diese Zeuge

werden nicht zum Gebrauch gesponnen, sondern sie legen zwei Stökke neben einander, und über diesen einen dritten in die Quere; vor dieser Maschine sizt der Arbeiter auf seinen Kniescheiben, flechtet die Faden, und macht allemal in einer Entfernung von einem halben Zoll einen Knoten. Diesem Zeuge geben sie nach Willkühr einen grössern oder geringern Grad von Feinheit, so daß sie bald nur so fein sind, wie unsere gröbste wollene Dekken, bald aber auch beinahe mit unsern feinsten Zeugen überein zu kommen scheinen. Oft geben diese Zeuge dadurch eine andere Farbe, daß sie sie mit Haaren von verschiedenen Thieren vermischen. Von ihrer Geschicklichkeit, Figuren zu mahlen, und in Holz zu schnizzen, haben wir bereits schon etwas angeführt. Ihre Werkzeuge, wenn sie etwas in Holz schnizzen wollen, sind ein Meissel von einem flachen Stük Eisen, das an einen hölzernen Griff befestigt ist, ein Stein, der die Stelle eines Schlegels vertritt, und eine Fischhaut statt der Feile. Verschiedene dieser Meissel sind acht bis zehn Zoll lang, und drei bis vier breit, meistentheils aber sind sie kleiner. Ihre Messer sind sehr groß, und nach aussen krumm gebogen, und sehr dik, zum Wezzen dieser Messer bedienen sie sich eines groben Schiefersteins.

Von ihren Gesängen haben wir allbereits einiges angeführt: ihre Gesänge sind insgemein lang-

langsam und ernsthaft, aber ihre Instrumental-Musik hat in der That viele Vorzüge vor der, der meisten andern wilden Nazionen, sie hat mehr Abwechslungen, und kann schnellere und stärkere Veränderung hervorbringen, so daß sie den Europäern nicht unangenehm schien, dergleichen Vokalkoncerte werden immer von dem Anführer angeführt, der dabei einen grossen aus einer Elennshaut gemachten Rok anhat. Dabei hält er ein Instrument in der Hand, das zirkelförmig gestaltet ist, ungefär neun Zoll im Durchmesser hält, und aus drei kleinen in verschiedener Entfernung von einander rund gebogenen Stäben verfertigt ist; um dieses Instrument herum hängen eine Menge Schnäbel von Vögeln und getrokneten Larven, die, wenn das Instrument bewegt wird, ein Geräusch machen. Der Anführer fängt gemeiniglich das Gesang an, und wenn er die Strophe gesungen hat, fällt das Chor ein, dessen Gesang das Oberhaupt mit dem oben beschriebenen Instrumente begleitet.

Die einzigen musikalischen Instrumente, die sie besizzen, sind eine Klapper, der sie meistentheils die Gestalt eines Vogels geben, wo der Bauch verschiedene kleine Kieselsteine enthält, und der Schwanz statt des Griffs dient; dies ist das einzige Instrument, womit sie einige Veränderung hervorbringen können, denn das andere, das eine Art von sehr kleiner Pfeiffe ist, bringt nur einen

einzigen Ton hervor, und scheint mehr für die Jagd, das Geschrei der wilden Thiere nachzumachen, bestimmt zu seyn.

Die Einwohner der Königin Charlotte-Insel, gehen in ihren Sitten und Gebräuchen etwas von denen in Nutka-Sund ab. Die Weiber tragen hier allgemein ohne Unterschied des Ranges einen gewissen Schmuk, womit sie sich die Unterlippe zieren, die wir bei einer andern Gelegenheit ausführlicher beschreiben werden. Im Allgemeinen sind diese Wilden sehr eifersüchtig auf ihre Weiber, und wollten ihnen nie die entfernteste Gemeinschaft gestatten, aber auch viele Wilden machten eine Ausnahme hiervon, und reizten selbst ihre Weiber zu engern Bekanntschaften mit den Matrosen, in Hoffnung, dadurch beschenkt zu werden, oder einen günstigen Augenblik zum Stehlen abzulauren. Ein Weib, das die Engländer beschenkt hatten, weil sie Beweise von einer bei diesen Wilden sehr seltenen mütterlichen Zärtlichkeit für ihr Kind an ihr bemerkt hatten, schien von den andern Weibern, denen die Ursache des Geschenks unbekannt war, der Unkeuschheit beschuldigt zu werden, und es dauerte lange, bis die Entschuldigung ihres Mannes, und ihrer Gespielinnen sie über diesen Vorwurf trösten konnten.

Ein Oberhaupt regiert immer den ganzen Stamm, wie weit sich seine Macht erstrekt, ist unbestimmt, jede Haushaltung aber wird wieder

beson-

besonders von einem aus der Familie regiert. Das Oberhaupt pflegt auch für den ganzen Stamm zu handlen, wird aber der Handel von der einzelnen Familie gemißbilliget, so hat eine jede Familie das Recht, für sich besonders zu handlen. Ihre Sprache ist eine eigene, und ganz von der Nutka-Sund verschieden. Auch sie bemahlen sich, und tragen kupferne Kränze als eine Zierde an dem Hals.

Auf Norfolk-Sund sahen die Engländer wiederum jenen Lippenschmuk bei den Weibern. Diese Wilden beobachten eine besondere pünktliche Ordnung in allen ihren Geschäften, wovon wir nur den Handel ausführlicher beschreiben wollen. Mit Tagesanbruch fanden sie sich schon vor den englischen Schiffen ein, und bevor sie noch ein Geschäft anfiengen, sangen sie eine halbe Stunde. Das Oberhaupt eines jeden Stammes hat die Besorgung über den Handel des ganzen Stammes, wobei er sich alle Mühe giebt, ihnen ihre Waaren so vortheilhaft als nur möglich anzubringen; ist er hierinn besonders glüklich, so tragen ihm auch andere Stämme, zu denen er nicht gehört, dieses Geschäft auf. Der Stamm, der zuerst bei den Schiffen angelangt ist, und zu handlen angefangen hat, hat das Recht, ungestöhrt forthandlen zu dürfen, und alle andere, die nach ihnen ankommen, verziehen in Geduld, bis er seine Geschäfte vollendet hat. Gegen die Mittags-

stunde verliessen sie pünktlich das Schiff, und brachten über eine Stunde beim Essen am Ufer zu, und eben dahin begaben sie sich auch gegen vier Uhr Nachmittags, doch hielten sie diese Zeit nicht so gewissenhaft, als die um Mittag. Gegen Abend versammelten sie sich am zahlreichsten um die Schiffe, aber mehr um sich von den Geschäften des Tags zu erholen, als um zu handeln, doch brachten sie auch zuweilen einige Waaren mit, wenn sie am Ufer gewesen, und Felle von benachbarten Stämmen eingehandelt hatten. Sobald der Handel des Tags geschlossen war, sangen sie eine Zeit lang wie am Morgen. Wenn das Oberhaupt einmal einen Handel geschlossen hatte, so sprach er das Wort **Kuhkuh** dreimal hinter einander sehr geschwind aus, worauf die übrigen mit dem **Whoah** antworteten, das sie, je nachdem sie mit dem Handel mehr oder weniger zufrieden waren, stärker oder schwächer aussprachen. Die Kleidung ist die gewöhnliche dieser Küste, nur haben sie ausser dieser Kleidung eine besondere Art von zusammengenähtem Schilf verfertigte Mäntel.

Die Bewohner von **Port-Mulgrave** sind von mittlerer Grösse, geraden und wohlgebildeten Gliedmaßen, und ihre Gesichter würden sogar schön genannt zu werden verdienen, wenn sie sie nicht bemahlten. Die Engländer bewogen ein Mädchen, sich diese Farben abzuwaschen, und er-

erstaunten, eine Gestalt zu sehen, die man auch in Europa für schön würde erkannt haben. Aber mehr noch als durch das Anstreichen verunstalten sie sich durch einen Einschnitt in der Unterlippe, die sie nach und nach so verlängern, daß gleichsam eine zweite Lippe daraus gebildet wird. Diese Operazion wird an den Mädchen nicht in der Kindheit, sondern in einem Alter von 14 bis 15 Jahren verrichtet: man durchbohrt den Mittelpunkt der Unterlippe nahe am Mund, und bringt ein Stükchen Kupferdraht hinein, damit sich die Wunde nicht schlizzen kann, und nach und nach wird diese Oefnung so weit erweitert, daß sie wagerecht mit dem Mund läuft. In dieser Oefnung tragen sie stets eine Zierrath von Holz, deren Oberfläche flach und nach den Seiten zu, wie ein Löffel ausgeholt ist, die Rande dieser Zierrathen sind eingekerbt, um in den Winkeln des Mundes desto fester anzuschließen, wodurch der Mund oft über drei Zoll in der Länge heruntergezogen wird.

Ihre Kanots sind ganz aus Holz verfertigt, die kleinern davon sind recht sauber ausgearbeitet, und haben einige Aehnlichkeit mit den englischen Wallfischbooten, die grössern hingegen, die auch nur aus einem einzigen Baume bestehen, sind ganz grob, und ohne eine besondere Form ausgehölt. Jedes Ende hat ohngefär die Gestalt eines Fleischtrogs, und zehn bis vierzehn Menschen haben Raum darin. Ihre Art zu handeln ist so vorsichtig, daß

man

man vor Ungeduld verzweifeln möchte. Es kömmt ein Kanot mit vier bis fünf Personen an die Seite eines Schiffs, und es vergeht wohl mehr als eine Stunde, bevor sie sich merken lassen, daß sie etwas zum Verkauf mitgebracht haben; endlich rüken sie näher, und geben mit geheimnißvollem Achselzukken und bedeutenden Gebärden zu verstehen, daß sie etwas von Werth mitgebracht hätten, das sie vertauschen wollen, verlangen aber das, was man ihnen dafür geben wolle, zu sehen, bevor sie noch ihre Waaren gezeigt haben, um einen hohen Preiß dafür zu erschleichen. Glükt dieser Kauf nicht, so bringen sie denn endlich die Waaren zum Vorschein, aber dann dauert es oftmal noch einen ganzen Tag, bis man mit ihnen einig werden kann. Zum Fischfang bedienen sie sich eines Angelhakens, der aus einem grossen Stük Holz besteht, dessen Stiel über einen halben Zoll im Durchmesser hält, der aufwärts gerichtete, einen scharfen Winkel bildende Theil ist weit kleiner, und lauft allmälig ganz spizig zu. An dem Stiel dieses Angelhaken ist ein flaches, gegen zwei Zoll breites Stük Holz verbunden, auf dessen Rüken eine Figur wie das Gesicht eines Menschen ausgeschnizt ist. Zum Köder, die Fische damit zu loken, bedienen sie sich Stükchen von einem gewissen Fisch, den die Seeleute Squids nennen, die sie auf ihre Angelhaken steken. Haben sie ihn auf dem Meeresgrund hinabgelassen, so bevestigen sie am Ende der

Schnur

Schnur eine Blaſe, ſollte dieſe noch nicht hinlänglich ſeyn, eine andere, als einen Ankerwächter. Die Angelſchnüre ſind ſehr ſtark, und aus Spannadern und Därmen von Thieren verfertigt. Ein Mann kann fünf bis ſechs ſolcher Angelhaken dirigiren; bemerkt er, daß ein Fiſch angegriffen hat, ſo läßt er ihm Zeit, ſich recht feſt zu machen, bevor er ihn herauszieht, ſobald er ihn herausgezogen hat, ſchlägt er ihn mit einem kurzen Stok vor den Kopf, beſonders wenn es etwa ein Heilbutte iſt, die leicht im Todeskampf die Schiffe beſchädigen können. Sie kochen ihre Speiſe nie, ob ihnen gleich die Engländer die Art zu kochen lehrten, und ihnen Werkzeuge dazu gaben, ſondern machten ſie gahr, indem ſie heiß gemachte Steine unter einige ſolche Stüke von Fiſchen in eine Art von Weidenkorb legten, und dann zumachten. Sie kauen auch eine Pflanze, die eine Gattung Tabak zu ſeyn ſcheint, dieſe Pflanze vermiſchen ſie mit Kalk, zuweilen auch mit der innern Rinde einer Tanne, und dem aus den Tannen gezogene Harz. Da ihre Unſauberkeit ihre Körper ſehr für den Scharbok empfindlich macht, ſo gab ihnen die Natur vielleicht dies vortrefliche Mittel, ſie davor zu ſchüzen.

Dieſe Wilden haben auch einen beſondern Ort, wo ſie ihre Todte begraben, der umzäunt war. Ihren Todten ſchneiden ſie die Köpfe ab, wiklen den Körper in Pelze, und legen ihn in eine längliche Kiſte, der Kopf aber kommt in eine viereigte.

An

An jedem Ende der Kiſte, die den Körper enthält, wird ein Pfahl ſchräg in die Erde geſtoſſen, ſo daß alle vier Pfähle oben in einer Spize über der Küſte ſchräg zuſammenlaufen, woſelbſt ſie mit Striken feſt zuſammen gebunden werden. Von dieſer Spize läuft ein ſchmales Stük Holz kreuzweis hindurch, das an jeden Pfahl befeſtigt iſt. Auf dieſem Stük Holz wird die Kiſte geſezt, die den Kopf enthält, und mit Striken daran befeſtigt. Dieſe Kiſte zieren ſie oft mit einigen Reihen kleiner Muſchelſchaalen oder Zähne, die ſie ſehr nett, und mit vielem Geſchmak in das Holz einzulegen wißen, und mit verſchiedenen Farben bemahlen. Die Pfähle ſind bloß weiß angeſtrichen. Oft werden dieſe Pfähle ſenkrecht auf jeder Seite der Kiſte in die Erde eingeſchlagen; der Kopf hat allemal ohne Ausnahme dieſelbe Richtung.

Die Bewohner der **Controlleurs-Bay** unterſcheiden ſich auch in verſchiedenen Stükken von den andern Bewohnern dieſer Küſte. Sie haben ihre beſondere Sprache. Ein Oberhaupt derſelben zeichnete ſich beſonders durch ſeine Kleidung aus. Dieſe beſtand aus Fellen von Meerottern, und auf dem Kopf trug er einen Hut, der denen, wie ihn die Einwohner von **Nutka-Sund** tragen, ähnlich war, und mit himmelblauen Glaskugeln (welche Farbe er in der Folge bei ſeinem Handel mit den Engländern den Glaskugeln von weißer Farbe ſehr vorzog) von der Gröſſe einer Erbſe beſezt war.

war. Die Spizen der Lanzen, Wurfspieße und Pfeile dieser Wilden waren von Eisen oder Kupfer, und nur sehr wenige von Knochen. Die **Controlleurs-Bay** ist den Europäern, die an diesen Küsten Handlung treiben wollen, wegen zweier Diebstähle, die die Wilden daselbst begehen wollten, und die von ihrer List und Kühnheit zeigen, merkwürdig.

Die Bewohner der Prinz **Wilhelms-Bucht** bemahlen ihre Leiber nicht wie die andern Bewohner dieser Küsten. Ihre Leibesbeschaffenheit ist beinahe noch unter der mittelmäßigen; dabei haben sie eine breite Brust, starke Schultern, und verhältnißmäßig zu den übrigen Theilen des Körpers kleine Köpfe, gute Zähne, schwarze und starke Haare, aber wenig und fast gar keinen Bart. Ihre Gesichtszüge zeigen viele Veränderungen, besonders haben manche Frauenspersonen eine ziemlich gute Bildung, und sind leicht von den Männern zu unterscheiden. Ihre Tracht bei schönem Wetter besteht aus einer Art von Kittel, der gewöhnlich bis auf die Füsse, zuweilen aber nur bis auf die Knie herabhängt, und Aermel hat, die an die Hand reichen. Oben hat er ein Loch, wo der Kopf durch kann. Diese Kittel bestehen aus den Fellen von verschiedenen Thieren, z. B. Meerottern, Graufüchsen, Hamstern, Fichtenmartern, Meerkälbern, zuweilen aber auch aus Vogelhäuten, denen man nur die Pflaumfedern

übrig

übrig gelassen hat. An den Näten sind gewöhnlich Troddeln oder Franzen von Leder-Streifen angebracht. Einige bedekken sich ihr Haupt mit einem Hut, andere mit einer Art von Mönchskappen. Bei üblem Wetter ziehen sie noch einen solchen Kittel über den gewöhnlichen an, der aus den Därmen von Thieren verfertigt, und sehr dünn ist. Dieser zweite Kittel schliesset genau am Halse, und seine Aermel gehen bis zur Handwurzel hervor, woselbst sie mit einem Strik befestigt sind. Diese Art von Ueberrok muß beständig feucht erhalten werden, sonst bekömmt sie leicht Riße und plazt; so lange sie aber in gutem Stande erhalten wird, kann sie kein Regen durchdringen. Füsse und Beine sind gewöhnlich bloß, doch tragen einige lederne Strümpfe, die bis an die halbe Lende reichen. Verschiedene tragen auch aus Stroh geflochtene Hüte, oder von Holz, die denen ähnlich sind, die die Bewohner von Nutka-Sund tragen. Die meiste aber bedienen sich der Handschne von Bärenpfoten. Die Weiber lassen ihre Haare wachsen, und binden sie gröstentheils oben auf den Kopf in einen Schopf zusammen, die Männer hingegen schneiden sich ihre Haare um den Hals und um die Stirne ab. Die Ohren haben beide Geschlechter gleich denen von Nutka durchlöchert, worein sie auch solche, bei den Bewohnern von Nutka-Sund beschriebenen Zierraten tragen. Auf eine ähnliche Art durchlö-

chern

chern sie sich auch die Naſenwand, durch welche sie Federſpulen, oder aus Schaalthieren verfertigte Zierrathen ziehen, die sie an einen drei bis vier Zoll langen Faden anreihen. Auch hier ist die Gewohnheit eingeführt, sich Einschnitte unter der Lippe zu machen, und sich dadurch gleichsam einen doppelten Mund zu bilden. Cook behauptet, daß diese Einschnitte den Kindern schon in der zarteſten Jugend gemacht worden, während sie noch saugen, und dies scheint wahrscheinlicher zu seyn, als was Portlok oben von andern Bewohnern dieſer Küſte behauptet, daß dieſe Operazion erſt dann unternommen werde, wann die Mädchen mannbar zu werden beginnen. Andere machen keinen ordentlichen Einschnitt, sondern bohren verſchiedene Löcher in die Unterlippe, in denen sie wie Zähne gebildete Muſcheln legen. An dem Zierrath, den sie an dem Mund tragen, befeſtigen sie oft noch Reihen von europäiſchen Glaskugeln, oft nur eine Reihe, zuweilen aber so viele, daß das ganze Kinn damit bedekt iſt, die Armbänder, die sie tragen, beſtehen aus Kugeln und Muſcheln, und ſind aus einer dem Bernſtein ähnlichen Materie verfertigt. Die Männer beſchmieren ſich das Geſicht entweder mit einer Miſchung von ſchwarzer und rother Farbe, oder mit blauer oder endlich auch mit einer Blei ähnlichen Farbe; die Frauensperſonen ſtreichen ſich das Kinn ſchwarz an, und laſſen die Farbe nach der Gegend der Ohren

zu auf beiden Seiten spizig vorlaufen, aber den Leib bemahlen sie sich nie.

Sie haben grosse Schiffe und kleinere; die grossen können über zwanzig Personen enthalten, das Vorder- und Hintertheil sieht dem Kopf eines Wallfisches ziemlich gleich. Das Zimmerwerk besteht aus dünnen Stükern Holz, die mit Thierhäuten überzogen sind. Die kleinen Schiffe können nur einige Personen enthalten, der Vordertheil davon ist gekrümmt, und gleicht in etwas dem Griff einer Geige. Ihre Schiffe sowohl, als ihre Waffen kommen den Schiffen und Waffen der **Grönländer** und **Esquimeaux** sehr nahe. Sie haben eine Art von Panzerhemden, die aus dünnen Latten verfertigt, und mit Thiersehnen vereinigt sind. Ihrer grossen Dichtheit ohngeachtet, die so groß ist, daß weder Pfeil noch Wurfspieß sie durchdringen kann, sind sie dennoch ungemein biegsam; diese Panzerhemden bedekken den Leib vom Hals an, bis über den Bauch. Ihre Hausgeräthe kann man nicht bestimmt angeben, denn die Engländer sahen ihre Wohnungen nicht; in ihren Pirogen hatten sie hölzerne Schüsseln von verschiedener Gestalt, meistentheils aus einem Stük, und ziemlich artig ausgeschnizt. Sie haben auch Beutel, worinn sie verschiedene Dinge aufbewahren, die sie schäzen, und die aus eben der Masse bestehen, deren wir bei der Beschreibung der Kleider, die sie sich vor dem Regen bedienen, beschrie-

schrieben haben, diese Beutel werden mit kleinen rothen Federn besezt. Sie besizzen auch Körbe, die sie bunt anstreichen, und die so dicht beflochten sind, daß sie kein Wasser durchlassen. Sie besizzen ein aus einigen Reifen oder konzentrischen Stüken Holz verfertigtes Instrument, in dessen Mitte zwei Stäbe kreuzweis gelegt sind, an welchen Muschelschaalen durch Faden befestigt sind, die, wenn sie geschüttelt werden, ein grosses Geräusch machen. Wahrscheinlich bedienen sie sich dieses Instrumentes um Musik damit zu machen. Alle diese Gefässe sind sehr sauber gemacht, das um so mehr zu bewundern ist, da die einzigen Werkzeuge, deren sie sich zu ihrer Verfertigung bedienen konnten, aus Beilen von Stein und aus eisernen Messern von verschiedener Grösse bestanden.

Den grösten Theil ihrer Nahrung ziehen sie aus dem Thierreich; sie dörren und braten ihr Fleisch und ihre Fische; sie essen auch einige Pflanzen, als eine grosse Art von Farrenkraut, und eine Rinde, die der innere Theil der Fichtenrinde zu seyn scheint, aber nie roh, sondern kochen sie zuvor im Ofen, und bereiten sie auf irgend eine Art zu. Ueberhaupt ist ihre Art zu essen sehr reinlich, wodurch sie sich sowohl als dadurch, daß sie ihre Speisen nicht roh verzehren, von den oben beschriebenen Wilden sehr unterscheiden. Man bemerkte auch in ihren Kanots ver-

schiedene mit Schnee angefüllte Gefässe, die sie mit vieler Begierde verschlukten; vielleicht ist es ihnen zu beschwerlich, Wasser mit zu führen.

Nichts kann aber auffallender seyn, als unter Wilden, die einen so geringen Grad der Kultur haben, Spiele zu finden, denen sie oft mit einer Art von Wut ergeben sind, und durch welches sie oft ihr ganzes Vermögen verlieren. Dieses Spiel wird von zwei Personen gespielt: es besteht aus 52 kleinen runden Stüken Holz, von der Grösse eines Mittelfingers, und auf verschiedene Art mit rother Farbe bezeichnet sind, die ganze Kunst besteht darin, sie in verschiedene Stellungen zu bringen.

Ein Junges Weib von der Insel Sandwi

Insel o

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY.

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

EINE GEMEINE FRAU IN OTAHEITE
nebst ihrem Sohne.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY.

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Neue Schriften zur Jubilatemesse 1791. von C. Weigel und A. G. Schneider.

Abbildung einiger Landschaften von Neu-Süd-Wales, und ihrer Landesbewohner, nebst einer Erklärung, zu Philipps Reise, 8. für jede andre Edition schiklich.

Diese Sammlung enthält:

1. Den Prospekt einer höchstromantischen Gegend in Neu-Süd-Wales.
2. Den Prospekt der Botany-Bay.
3. Den Prospekt von Port Jakson, dem eigentlichen Niederlassungsplaz der englischen Kolonisten.
4. Eine Gruppe von Landeseinwohnern der Botany-Bay, die sich mit dem Fischfang beschäftigen.
5. Eine Hütte in Neu-Süd-Wales, nebst einer Familiengruppe der Landesbewohner.
6. Das Kanguru nebst der Kanguru-Raze.
7. Ein Kanot mit einigen Insulanern aus Lord-Mulgrave's-Islands.
8. Das Portrait von Arthur Philipp Esq. jezigem General-Gouverneur von Neu-Süd-Wales.

Armbrusters, J. M. neue Lieder für Kinder, m. K. gr. 8.

—— neue Erzählungen für Kinder, m. K. gr. 8.

Atlas antiquus minor für Schulen, in 11 Kärtch. 4.

Auswahl von Predigten, welche auf die Wahl- und Krönungsfeyerlichkeiten Peter Leopolds II. zum römischen Kaiser sind gehalten worden, 8.

Bibliothek der neuesten Reisebeschreibungen, 17r Bd, m. K. gr. 8. enthält Philipp's Reise nach Neu-Süd-Wales, mit und ohne Kupfer, gr. 8.

Biblische Erzählungen aus dem A. und N. Test. für die Jugend, m. K. gr. 8. N. A.

Ethnographische Bildergallerie. Eine Reihe von Sittengemälden aus der neuesten Völkerkunde. m. K. 8.

Gold-

Goldner Spiegel, ein Lesebuch für Kinder, m. K. N. A. gr. 8.

Gütle, Joh. Conr. Versuche, Unterhaltungen und Belustigungen aus der natürlichen Magie, zur Lehre, zum Nuzen und zum Vergnügen bestimmt, m. K. gr. 8.

Magazin, neues, vorzüglicher Predigten, welche auf besondere Fälle sind gehalten worden, 8r Th. 8.

Niederländische Trachten, und Charakteristik der Niederländer, m. K. 8.

Rath eines Vaters an seinen studirenden Sohn, gr. 8.

Reiß, Joh. Predigt auf die Wahl und Krönung Pet. Leopold II. römischen Kaisers, 8.

Repertorium von guten Casualpredigten und Reden, 20r Th. 8. (ist mit Auswahl und N. Mag. einerlei.)

Rosenblätter, neue Erzählungen und Lieder, ist obiges Buch beysammen, von Hn. Armbruster, welches auch den Titel führt:

Lehr- und Lesebuch für die Jugend und ihre Freunde, m. K. gr. 8.

Stahls Uebungen im Duschen, aus dem Thier- Vögel- und Blumenreich, mit illum. K. 3s Heft, 8.

Späth, J. L. Abhandlung über Elektrometer, dem Hn. D. Kühn in Leipzig gewidmet, mit 1. K. 8.

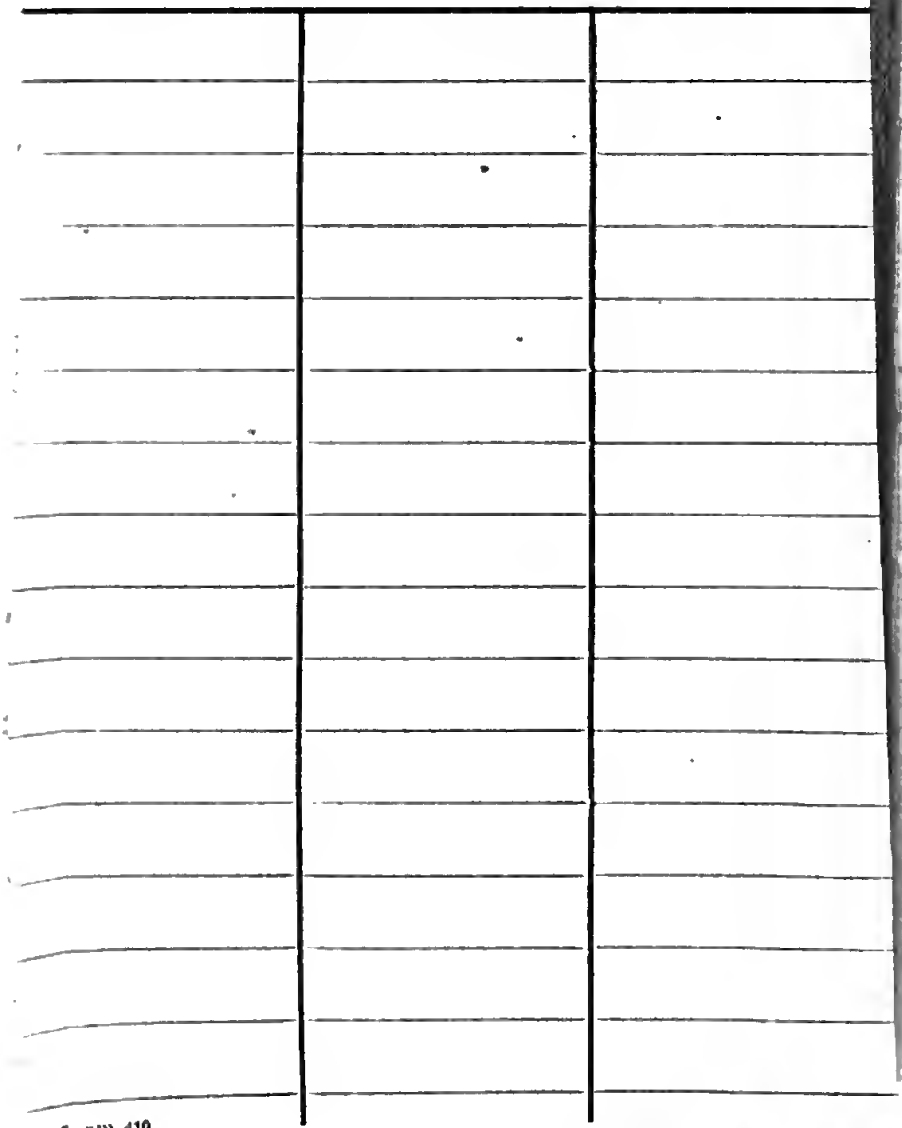
Wasers, J. H. Volkslieder der Deutschen für die Jugend, 8.

Voit, Joh. Pet. Abc- Buchstabir- und Lesebüchlein, m. K. 8. N. A.

Die Holländer. Eine Reihe von Skizzen aus der Völkerkunde, mit 18. illum. Kupf. 8.

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
REFERENCE DEPARTMENT

This book is under no circumstances to be taken from the Building



form 410

L DEC 1918